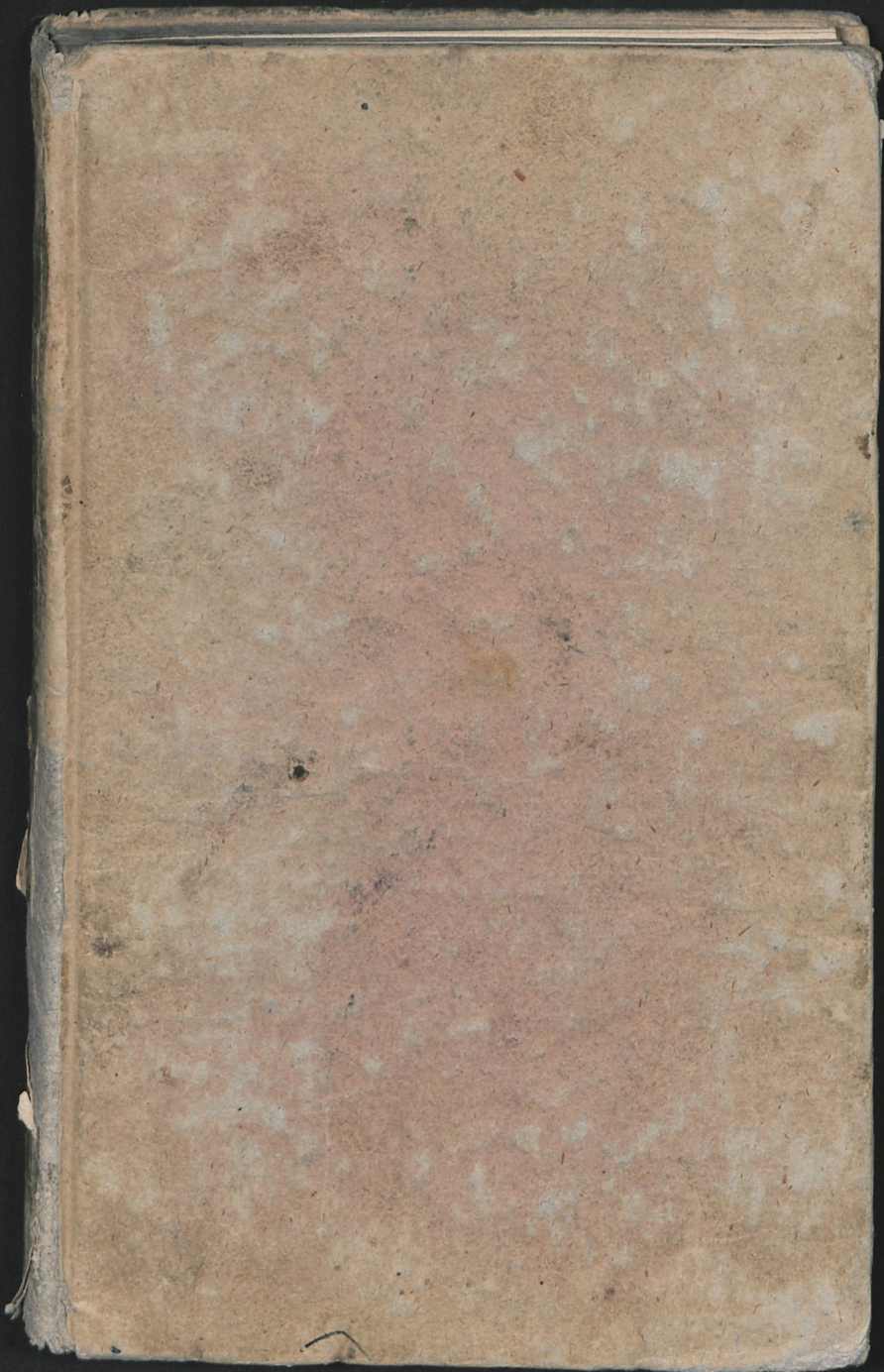




~~K. 1178~~
EX BIBLIOTH.
NATIONIS HUNGAR.

VITEBERG.

IV.
B 24.

SIGNAT. CLXVCCCCXIII.

*Biblioth: Hungar.
offert Sam Urbaney
23 Junii 1807
in 2. Thi*

S y s t e m
der bürgerlichen Gesellschaft:
oder
natürliche Grundsätze
d e r
Sittenlehre und Staatskunst.

N e b s t
einer Untersuchung
über den Einfluß der Regierung
auf die S i t t e n.

Discenda virtus est; ars est bonum fieri; erras si
existimas vitia nobiscum nasci; supervenerunt,
ingesta sunt. SENECA EPIST. 124. + 94.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Breslau,
ben Johann Ernst Meyer. 1788.

Der hiesigen Gesellschaft

von

historischen Nachrichten

der

Städte und Burgen

in

der Provinz

der Provinz

der Provinz



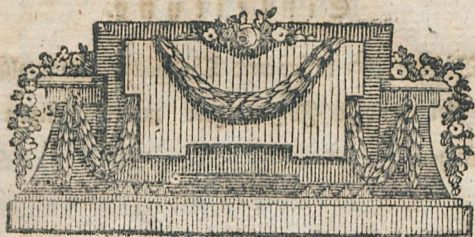
Magdeburg, den 1. April 1844.

Der hiesigen Gesellschaft

von

historischen

der Provinz



Einleitung.

In der moralischen Welt ist alles eben so unter einander verbunden, wie in der physischen. Man klagt unaufhörlich über die Wirkungen, und sucht doch nie die Ursachen auf. Man deklamirt ohne Ende wider die Bosheit der Menschen; man ist ganz erstaunt über ihre Laster und Verderbtheit; der einzige Gegenstand der Predigten und des Unterrichts der Sittenlehrer und Prediger ist die Verderbtheit des menschlichen Geschlechts; die strengsten Geseze und die härtesten Strafen können gesellschaftliche Wesen nicht dahin bringen, untereinander in Ruhe zu leben. Unwissenheit, Vorurtheile, Meinungen, Erziehung, ungerechte Regierungen, Trägheit, dies sind die nie versiegenden Quellen der Verderbniß

Einleitung.

der Völker: ihre Laster und Thorheiten sind unglückliche und nothwendige Folgen ihrer unvernünftigen Einrichtungen.

Die Vernunft der Menschen ist noch so wenig entwickelt, daß, ob sie gleich in vieler Rücksicht schon große Fortschritte gethan haben, man doch findet, daß sie in andern Stücken noch in einer wahren Kindheit sind. Sie haben die Himmel gemessen; ihr Geist hat sich in die oden Regionen der Metaphysik geschwungen. Ihre eitle Neugierde hat sich mit Schimären gesättigt; ihre Augen haben sich in den offenbaren Finsternissen der Theologie verirrt; ihre Einbildungskraft hat sich bemüht, die Geheimnisse einer idealischen Welt zu errathen; indessen sie keine einzige Idee von der wirklichen Welt, die sie bewohnen, gehabt, noch die wahren Mittel gekannt haben, sich darinnen glücklich zu machen. Die einfachen und natürlichen Grundsätze der Sittenlehre und Staatskunst soll man erst noch finden. Die aufgeklärtesten und polizirtesten Völker zeigen uns jeden Augenblick die deutlichsten Spuren der wildesten Unwissenheit und Unvernunft. Besonders in solchen Gegenständen, welche die Menschen am meisten interessieren.

Einleitung.

ren, finden wir sie noch am wenigsten fortgerückt. Sie erkennen den Werth der Sittenlehre, der Vernunft, der Tugend; allein sie haben gewöhnlich nur sehr schwankende Ideen und dunkle Begriffe davon. Sie haben sich Lehrern unterworfen, die sie zum Glücke führen sollen; aber sie wissen nicht, worin dieses Glück besteht. Sie fühlen den Nutzen der Gerechtigkeit; und wissen doch nicht das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden. Sie finden Vortheile im gesellschaftlichen Leben, da doch die Gesellschaft gemeiniglich Wesen in sich vereinigt, die so geneigt sind, einander zu schaden, die unter einander so unbehülflich sind, daß finstre Grübler geglaubt haben, das gesellschaftliche Leben sey der Natur des Menschen ganz zuwider, und man müsse, um glücklich zu seyn, ganz in der Einsamkeit leben.

Beim Anblicke der alten Irrthümer, durch die sich die Völker blenden lassen, der unzähligen Vorurtheile, deren Schlachtopfer sie sind, der Meinungen und Eitelkeiten, an die sie so hartnäckig halten, der furchtbaren Hindernisse, die sich dem Fortschritte des menschlichen Geistes entgegenstellen, haben viele Leute geglaubt,

Einleitung.

daß die Uebel unsres Geschlechts unheilbar wären, und daß man es seinem Schicksale überlassen müsse: andre haben sich gegen dasselbe entrüstet, und den Menschen als ein abscheuliches Ungeheuer betrachtet; noch andre endlich haben ihn der allgemeinen Verachtung würdig gefunden.

Sich gegen die Menschen entrüsten, weil sie unglücklich sind, heißt, zugleich wider die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit sündigen; sich über ihre Thorheiten wundern, gegen die Leidenschaften, von denen sie beunruhigt werden, weitläufig deklamiren, und die wahren Ursachen davon nicht auffuchen, heißt, selbst blind seyn. Es ist eben so, als wenn man sich über Unvorsichtigkeiten der Kinder ärgert, die doch ohne alle Erfahrung sind, und deren Vernunft, statt kultivirt worden zu seyn, in ewige Fesseln eingeschränkt worden ist.

An die geringe Weisheit, die Nachlässigkeit, die Verderbtheit der Lehrer und Führer der Menschen muß man sich wegen der Laster halten, von denen sie angesteckt sind. Wir haben so wenig Recht, über ihre Laster zu erstaunen oder unwillig über sie zu werden; so wenig wir uns über die Wirkungen einer Feuersbrunst wundern.

Einleitung.

wundern dürfen, wo alles zusammenwirkt, um sie weiter auszubreiten; oder so wenig wir uns gegen Unglückliche entrüsten dürfen, welche an einer allgemeinen Pest schmachten, die ihre Aerzte noch zu verewigen suchen. Lasset uns lieber die Menschen wegen ihres Elends bedauern; zur Quelle ihrer Uebel zurückgehen; und die Wahrheit suchen, die allein uns einstens sicherere Mitgewähren kann, als diejenigen sind, welche die Täuschung bisher vergeblich den Schwachheiten unsres Geschlechts geliehet hat.

Die Sittenlehre ist so unnütz, und ihre Vorschriften sind so unfruchtbar, weil ihre Lehrer aus Mangel der Menschenkenntniß und der Betrachtung der Ursachen, die unaufhörlich auf ihn wirken, sich selbst verirrt und nie weder die Quelle des Uebels, noch die Mittel, ihm Einhalt zu thun, gekannt haben. Der Theologe setzt voraus, daß der Mensch wesentlich verdorben, von Natur unfähig zum Guten und ein gebohrner Feind aller Tugend sey. Frägt man ihn, aus welchem Grunde er ein der menschlichen Natur so ungünstiges Urtheil fällt; so bringt er sogleich tausend Fabeln vor; er wird sagen, der erste Vater des Menschengeschlechts habe wider das Verbot seines Gottes von einem Apfel

ge

Einleitung.

gegessen; die Laster und das Elend seiner Nachkommen seyn die unglücklichen Folgen dieser ersten Sünde. Klagt man ihm, daß man von diesem närrischen Ursprunge des Uebels nichts begreift; so wird er antworten, es sey ein tiefes Geheimniß, das man glauben müsse, ohne es zu begreifen.

In der Absicht, unwissende und wilde Völker gelehriger zu machen, erfanden ihre ersten Gesetzgeber Religionen. Man redete ihnen von unsichtbaren Mächten vor; man suchte ihre Leidenschaften durch Phantome zu bezähmen; man malte diese Phantomen mit den schrecklichsten Farben ab; man jagte die Menschen in Furcht, ohne sie besser zu machen. Waren böse, ungerechte und grausame Götter wohl geschickt, sie gefälliger, gerechter und menschlicher zu machen? Uebrigem gab man ihnen Mittel an die Hand, diese Götter zu gewinnen; dadurch vernichteten die eigennütigen Diener derselben offenbahr die Wirkungen, die sie durch Hülfen der Furcht, welche sie in den Seelen der Sterblichen erregt hatten, hervorbringen wollten. Wenn es die Priester dahin gebracht haben, die Geister ein wenig geschmeidiger zu machen; so haben sie nur an der Beförderung ihres eignen Interesse gearbeitet; sie ha-

ben

Einleitung.

ben sich wohl gehütet, die Vernunft ihrer in Furcht gesetzten Sklaven aufzuhellen: sie haben sie nicht in einer nützlichen und wahren Sittenlehre unterrichtet; sie haben sie bloß mit Scheintugenden bekannt gemacht; sie haben sie in Ansehung der Ursachen ihrer Leiden hintergangen; haben ihnen Ideen bengebracht, die, anstatt sie glücklicher zu machen, sie vielmehr gerade vom Wege des Glücks abführten und Störung in der Gesellschaft verursachten. Mit einem Worte, diese auf Schindaren gegründete, v n bekannten Beweggründen entblößte, dem Interesse der Priester unterworfenen religiöse Sittenlehre hatte nichts, wodurch sie die Leidenschaften der Menschen hätte einschränken oder regieren können; im Gegentheile gab sie ihnen öfters sehr traurige Leidenschaften ein, und verleitete sie zuweilen, ohne Scheu die geheiligtesten und augenscheinlichsten Pflichten der menschlichen Sittenlehre zu verletzen.

Die Regierung war ursprünglich dazu bestimmt, die widersprechenden Leidenschaften der Glieder der Gesellschaft zu unterdrücken. Die Völker waren zu ihrem eignen Besten genöthigt, sich einer Macht und Gesetzen zu unterwerfen, die sie gegen die unaufhörlichen Gefahren schützten, denen die Freiheit und die Anar-

die

Einleitung.

Wie sie jeden Augenblick bloß stellten. Da aber diese Macht fast immer durch Gewalt, durch Eroberung und Tyrannen usurpirt, oder ohne Vorbehalt Menschen anvertrauet wurde, die sie mißbrauchten; so war sie sehr oft eine eben so grausame Geißel als die Anarchie, und wurde eine unerschöpfliche Quelle von Verderbtheit. Statt daß die Herren der Nationen die Bürger vereinigen und aus ihnen vernünftige Wesen zu bilden be-
dacht seyn sollten, theilten sie sie, steckten sie mit Lastern und Vorurtheilen an, und machten aus ihnen Sklaven, die nur ihrem eignen Eigensinne aufgeopfert wurden, und die nicht wußten, was sie sich unter einander, noch was sie dem Vaterlande schuldig waren. Statt daß die Gesetze Orakel der Billigkeit seyn sollten, waren sie nur Abdrücke der Ungerechtigkeiten, der Phantasie und der Tollheit der Gesetzgeber, denen ihre Unterthanen gehorchen mußten. So sind also die Schutzwehren, welche die Leidenschaften der Menschen zu beschränken bestimmt sind, für sie gewöhnlich eben so traurig als die Leidenschaften selbst geworden. Mit einer unwiderstehlichen Macht gewaffnet, vernachlässigten es die Fürsten, ihre Unterthanen zur Tugend zu ermuntern, und dachten nur darauf, Werkzeuge ihrer eignen Leidenschaften und ihrer Ausschweifungen aus ihnen zu machen.

Dies

Einleitung.

Diejenigen, welche die Menschen beherrschen, sind eben so wie ihre Unterthanen Opfer einer zahllosen Menge von Vorurtheilen, denen beide alle Augenblicke ihre feste und wahre Glückseligkeit aufopfern. Lasset uns sie wegen der Blindheit bedauern, die sie verhindert, zu ihrem vorgesezten Zwecke zu gelangen; lasset uns über so viele eingewurzelte Irrthümer seufzen, welche die Uebel des Menschengeschlechts verewigen. Wir wollen hoffen, daß die Einsichten einer geübtern Vernunft einstens, wenigstens für einige Theile des menschlichen Geschlechts, die dicke Finsterniß vertreiben werden, womit die Sterblichen umhüllet sind. Ist die Stimme der Wahrheit noch nicht stark genug, die zu mächtigen Impulsionen der Ursachen aufzuhalten; so kann sie doch wenigstens ihre schädlichen Wirkungen darstellen.

Die Sittenlehre und die Staatskunst sind offenbar mit einander verbunden; sie können sich ohne Gefahr ihres Interesse nicht trennen, noch aufhören, sich einander die Hand zu reichen. Die Sittenlehre hat keine Kraft, wenn die Staatskunst sie nicht unterstützt; die Staatskunst schwanket und verirrt sich, wenn sie nicht von der Tugend getragen und gehalten wird. Die Sittenlehre beschäftigt sich damit, den Menschen zu zeigen

Einleitung.

gen, daß es ihr größter Vortheil erfordert, die Tugend auszuüben; der Zweck der Regierung muß seyn, sie zu dieser Ausübung anzuhalten. Die Sittenlehre ladet die Menschen nur ein, Gutes zu thun; die Regierung kann sie entweder durch Gesetze dazu zwingen, oder durch Belohnungen und Wohlthaten dazu reizen. Die Sittenlehre wird für die Nation eine bloß spekulative Wissenschaft seyn, und ihre Vorschriften werden unanwendbar bleiben; so lange die Gebieter ihres Schicksals nicht fühlen werden, daß ohne Tugend keine Macht auf Erden dauerhaft und glücklich seyn kann, und so lange sie nicht in den Bürgern das Gefühl erwecken, daß kein Mensch in der Gesellschaft ohne Tugend glücklich seyn kann.

Auf solche Grundsätze muß sich ein System der Sittenlehre und Staatskunst gründen. Es muß, um nützlich zu seyn, nichts als eine Verkettung solcher Wahrheiten seyn, welche die Nothwendigkeit beweisen, das Interesse der Regenten mit dem Interesse ihrer Unterthanen, und das Interesse jedes einzelnen Unterthanen mit dem Interesse seiner Nebenmenschen zu vereinigen.

S y s t e m
der
bürgerlichen Gesellschaft.

Natürliche Grundsätze
der Sittenlehre.

Erstes Kapitel.
Ursprung der moralischen Ideen, der Mei-
nungen, der Laster und der Tugenden
der Menschen.

Die Staatskunst, die Religion und sehr oft auch die Philosophie haben uns falsche Ideen vom Menschen gegeben. Weil man seine Natur nicht kannte, oder nicht bis zu den ersten Triebfedern seiner Handlungen zurückging, hat man geglaubt, er sey von Natur zum Bösen geneigt, er habe eine fast unüberwindliche Abneigung gegen das Gute, und sey ein gebohrner Feind der Wesen seines Geschlechts. Einige melancholische Grübler haben ihn mit einem wilden Thiere verglichen, das stets bereit sey, über seines Gleichen herzufallen.

A

Benm

Beim Anblicke seines so oft unvernünftigen Verhaltens ist man so weit gegangen, daß man ihn bisweilen noch unter den grausamsten Thieren herabgesetzt hat; da man bei diesen nicht so viele Hülfsmittel sich zu schaden und sich gegenseitig aufzureiben findet, als bei dem Wesen, das sich vorzugsweise vernünftig nennt. *) Obgleich viele Dinge diese dem Menschen so ungünstige Meinung zu bekräftigen scheinen, und seine Leidenschaften ihn unaufhörlich mit seinen Nebenmenschen in Streit bringen; so kann doch demungeachtet das Nachdenken uns von diesem Vorurtheile heilen, und uns ihn unter einem weniger traurigen und der Wahrheit näherkommenden Gesichtspunkte betrachten lassen.

Von Natur ist der Mensch weder gut noch böse. In jeder Minute seines Daseyns sucht er Glückseligkeit, alle seine Fähigkeiten sind in ununterbrochener Bewegung, sich Vergnügen zu verschaffen, oder den Schmerz von sich zu entfernen. Die Leidenschaften, die unserm Geschlechte so wesentlich, die unsrer Natur angeboren sind, und die das empfindende Wesen charakterisiren, lösen sich alle in Wunsch nach Glückseligkeit und in Furcht vor Schmerz auf. Diese Leidenschaften sind also nothwendig; sie sind an und für sich weder gut noch böse, weder löblich noch tadelnswürdig; beides werden sie erst durch die Anwendung, die man davon macht; sie sind nützlich.

*) Quoscunque homines in urbe videritis, scitote in duas partes esse diuisos; nam aut captantur aut captant; videbitis tanquam pestilentiae campos, in quibus nihil aliud est nisi cadauera, quae lacerantur, aut corui, qui lacerant. v. Petronii Satyr.

Ferarum iste conuentus est, nisi quod illae inter se placidae sunt, morsuque similibus abstinent, hi mutua laceratione satiantur. Senec. de ira.

Homo homini lupus, vel praeda vel praedo.

der Meinungen, Laster u. Tugenden der Menschen. 3

nützlich und achtungswerth, wenn sie unser eignes und unsrer Nebenmenschen Glück bewirken; dann nennt man diejenigen, die davon beselet sind, gut, tugendhaft, wohlthätig, diejenigen aber, welche die gehörigen Mittel, zu einem vorgesezten Ziele zu gelangen, ergreifen, vernünftig. Eben diese Leidenschaften hingen werden schädlich, verachtungswürdig und hassenswerth, wenn sie, anstatt uns zum Glücke zu führen, entweder uns selbst oder doch denen, mit welchen wir leben, Schaden thun; dann nennt man diejenigen, welche von ihnen beselet sind, böse, lasterhaft, unvernünftig. Der Hunger ist ein natürliches Bedürfniß des Menschen; das Verlangen diesem Bedürfnisse abzuhelpfen, ist eine natürliche und nothwendige Leidenschaft, die Wahl der Nahrungsmittel und die Mäßigkeit im Gebrauche derselben sind Wirkungen der Vernunft; das Ausschweifen im Essen oder Trinken sind unvernünftige Handlungen; einem andern die Nahrungsmittel, deren er selbst bedarf und die ihm gehören, rauben, ist Ungerechtigkeit; ihm von denen, die man selbst besitzt, etwas mittheilen, ist eine Handlung der Wohlthätigkeit, die man Tugend nennt. Ein Mensch ist gut, tugendhaft, vernünftig, nicht, wann er keine Leidenschaft hat; sondern, wann seine Leidenschaften ihm selbst und dem Wesen, mit welchem er in Gesellschaft lebt, vortheilhaft sind.

Der Mensch hat weit mehr Leidenschaften als die übrigen Thiere, weil die Natur ihm eine größte Anzahl von Bedürfnissen gibt. Sich erhalten und sich fortpflanzen; das sind die einzigen Bedürfnisse der Thiere, und die einzigen Gegenstände, worauf ihre Leidenschaften abwecken. Außer diesen beyden Urbedürfnissen, die allen Thieren gemein sind, haben die in Gesellschaft lebenden Menschen noch viele andre, welche die

Gewohnheit, die Meinung und eine thätige Einbildungskraft ihnen nothwendig machen. Der Wilde hat nur eins mehr als die Thiere, nemlich das Bedürfnis der Kleidung; da diese hingegen mit einer natürlichen Schutzwehr gegen die Ungemächlichkeiten der Luft gehoben werden. Der Bürger einer polizirten Nation hat unzählige Bedürfnisse, welche seine durch das Beispiel, durch die empfangenen Ideen und öfters auch durch das Vorurtheil erhitzte Einbildungskraft ihm jeden Augenblick erschafft, und die er auf allen möglichen Wegen zu befriedigen sucht.

Jeder Mensch bringt bey seiner Geburt mehr oder weniger lebhaftere Leidenschaften mit; ihre Stärke hängt vom Temperamente, von der Organisation und von der Dosis von Einbildungskraft ab, welche die Natur ihm gegeben hat. Er wird ein nützliches oder schädliches Wesen, es sey nun für ihn selbst oder für seine Mitbürger, je nachdem die Umstände ihn zum Guten oder zum Bösen lenken; das heißt, je nachdem der Boden, den er von der Natur empfangen hat, durch die Erziehung, die man ihm gibt, durch die Beispiele, die er sieht, durch die Gespräche, die er hört, durch die Personen, mit denen er umgeht, durch die Ideen, die er sich bildet oder die man ihm einflößt, durch die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, und vorzüglich durch die Regierung, welche seine Auführung ordnet, gut oder schlecht gebauet wird. Ein lasterhafter Vater kann nur verderbte Kinder bilden; eine lüderliche Gesellschaft kann nur Beispiele zeigen, die Geist und Herz verderben müssen. Eine ungerechte Regierung kann nur ungerechte, uneinige, mit sich selbst und mit ihren Brüdern unzufriedne Sklaven machen, die nur immer darauf ausgehen, einander zu schaden; die stets Qualen für einander ersinnen; mit einem Worte, die Feinde ihres eignen und ihrer Nebenmenschen Glückes sind.

Man

Man macht aus dem Menschen alles, was man will. Du irrst dich, sagt Seneca, wenn du glaubst, daß unsre Laster mit uns gebohren werden; sie sind erst nachgekommen; man hat uns damit angefüllt. *) Der allergrößte Böswicht hätte ein rechtschaffener Mann werden können, wenn das Schicksal ihn von tugendhaften Eltern und unter einer weisen Regierung hätte gebohren werden lassen, und ihn in seiner Jugend zu rechtschaffenen Leuten gebracht hätte. Der große Mann, dessen Tugenden wir bewundern, würde ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder geworden seyn, wenn er nie mit andern als mit Menschen von dieser Gattung Umgang gehabt hätte. Ein verworfener Höfling, den wir am Hofe eines Despoten Intriguen anspinnen und kriechen sehen, würde in Athen und in Rom ein edler und großmüthiger Bürger geworden seyn. Ein weibischer Sybarite wäre zu Sparta ein müthiger Krieger geworden; Newron ein wilder Landstreicher, wäre er unter den Tataren oder Arabern gebohren worden.

Nichts beweiset auf eine überzeugendere Art, in wie weit der Mensch durch das Beispiel, durch die Einbildung und durch die Gewohnheit modificirt werden kann, als der Soldatenstand. Man nehme aus einem Dorfe einen dummen und trägen Bauer, und nach Verfluß von sechs Monaten wird man einen braven Soldaten haben; er wird Geschicklichkeit des Leibes und Gefühl für Ehre haben; er wird wünschen, von seinen Kameraden geschätzt zu werden; er wird sich selbst schätzen; er wird sich einen höhern Werth belegen als seinen bäuerischen Landsleuten, er wird eine festere Stellung haben, und im Nothfalle dem Tode mit Freuden entgegen gehen.

*) Man sehe das Motto auf dem Titel.

6 I. Kap. Ursprung der moralischen Ideen,

Unsre Aufführung, sie sey gut oder schlecht, hängt immer von den wahren oder falschen Ideen ab, die wir uns bilden, oder die uns andre beibringen. Das Glück, oder wenigstens sein Bild, ist es, was wir unser ganzes Leben hindurch verfolgen. Ein rechtschaffener Mann ist derjenige, der durch eine Folge seines Temperaments, seiner eignen Erfahrung, der Grundsätze, die man ihm sorgfältig eingeprägt, der Beispiele, die man ihm gegeben hat, der Gesetze, die ihn regieren, der Meinungen und Gewohnheiten, die er herrschend findet, sich frühzeitig gewöhnt hat, seine eigne Glückseligkeit in der Hochachtung und dem Wohlwollen derjenigen zu setzen, unter welche sein Schicksal ihn gesetzt hat. Wenn die Erziehung, die öffentliche Meinung, die Regierung und die Gesetze übereinstimmen, ihm bloß vernünftige und wahre Ideen beizubringen; so würde man eben so selten lasterhafte Menschen finden, so selten man bei der gegenwärtigen Lage der Sachen tugendhafte Personen findet.

Ein lasterhafter Mensch ist derjenige, den sein Temperament zum Laster verleitet, und den die Beispiele, die er sieht, die Gespräche, die er hört, die Gewohnheiten und die bürgerlichen Einrichtungen seines Vaterlandes anfeuern, seinen regellosen Neigungen zu folgen. Statt seinen Ausschweifungen einen Zügel anzulegen, billigt sie vielmehr die öffentliche Meinung; von dem Beifall derer, die ihn umringen, versichert genießt er eines vorüberauschenden Glückes, und sieht nicht ein, daß seine unbedachtsame Aufführung ihn früh oder spät ins Verderben stürzen wird. Weihest eure Zeit der Weisheit; dann wird das Glück ihr Theil seyn; weihest sie aber der Thorheit, so wird sie sich selbst strafen. *)

Wir

*) Omnis stultitia laborat fastidio sui.

Wir loben viel öfters das, was wir loben sehen, als das, was wirklich lob verdient; wir verachten viel öfter das, was wir verachten sehen, als das, was verachtungwerth ist. Wenige Menschen besitzen Fähigkeit, Muth und Zeit, die Dinge an sich selbst oder nach ihren Wirkungen zu beurtheilen; man findet es viel bequemer, den angenommenen Ideen darin zu folgen; auf diese Art wird die Meinung die Königin der Welt. Daher erhalten die Vorurtheile eine unerschütterliche Festigkeit in den Köpfen. Die Trägheit, die Zerstreuung, die Unachtsamkeit und die Kleinmüthigkeit sind die Grundstützen aller Irrthümer, die wir in der Welt eingewurzelt finden.

Die Nachahmung bringt so wohl im Guten als im Bösen die auffallendsten Wirkungen in dem Verhalten der Menschen hervor. In unsrer Kindheit bestreben wir uns, unsre Eltern, unsre Lehrer und überhaupt ältere Personen nachzuahmen. Nachahmen heißt versuchen, ob wir Vergnügen oder Glückseligkeit finden werden, wenn wir unsre Handlungen den Handlungen derer Personen gleichförmig machen, von denen wir abhängen, oder die wir vor Augen haben. Wir ahmen nur diejenigen nach, die wir für glücklich halten. Dies ist unstreitig der Grund, warum die Beispiele der Fürsten, der Großen, der Reichen, und aller derer, die wir in besondrer Achtung stehen sehen, so ansteckend sind. Aus Nachahmung nehmen wir die Ideen, die Systeme, das Betragen, die Denkungs- und Handlungsart derjenigen, unter denen wir leben, an. Wir müssen es machen wie die übrigen ist ein unbezweifelster Grundsatz für den größten Theil der Menschen; das Publikum sieht Jeden für einen Sonderling an und spottet über ihn, wenn er es wagt, davon zu appelliren.

Die ganze Erziehung ist bloß auf die Nachahmung gegründet; wir nehmen dadurch die wahren oder falschen, nützlichen oder schädlichen Begriffe an, welche uns von unsern Erziehern gegeben worden sind. Einen Menschen erziehen heißt, ihm unsre Ideen einflößen, ihn gewöhnen, das zu schätzen, was wir schätzen, das zu lieben, was wir lieben, das zu thun, was wir thun: so pflanzen sich die Vorurtheile und Laster der Väter von Hand zu Hand bis in die entfernteste Nachkommenschaft fort. Unter den Augen rechtschaffener Eltern werden die Kinder schwerlich lasterhaft und verderben werden *).

Bloß in der Erziehung müssen wir die vornehmste Quelle der Laster und der Tugenden der Menschen, der Irrthümer oder der Wahrheiten, mit denen ihre Köpfe sich anfüllen, der löblichen oder tadelnswürdigen Gewohnheiten, die sie annehmen, der Eigenschaften und der Talente, die sie sich erwerben, suchen. Wäre man aufmerksam genug, uns in der Kindheit nie zu betrügen, uns nichts als wahre und vernünftige Ideen beizubringen; so würden wir gesunde Urtheile fällen: wir würden tugendhaft seyn; unsre Leidenschaften würden sich zu solchen Gegenständen neigen, von welchen wir versichert wären, daß wir einen wirklichen Nutzen daraus schöpfen, der doch das wahre Glück des Menschen ausmacht; wir würden nicht unser ganzes Leben hindurch ein Spiel so vieler tauzend Irrthümer seyn, von denen wir uns nur mit der äußersten Mühe wieder losmachen können. Eine gute Erziehung würde uns schon in der Kindheit eine Fertigkeit verschaffen, gerecht zu denken und das Gute zu thun; wir würden alsdann einen Abscheu am Bösen haben; zu welchem wir aus falscher Voraussetzung eine natürliche Neigung haben sollen.

Die

*) Fortes creantur fortibus et bonis. Horat.

Die Menschen haben bloß deswegen eine Neigung zum Bösen, weil sie es für das Gute halten, sie sind nur deswegen verderbt und dadurch zugleich so elend, weil die Erziehung in der Kindheit, und die öffentliche Meinung und die Regierung im reifern Alter ihnen gewöhnlich nichts als falsche Ideen beibringen. Alles tritt zusammen, sie in den Vorurtheilen, die sie verblenden, festzuhalten; alles verschwört sich, ihre Vernunft zu verhindern, sich zu üben; überall sehen sie nichts als gefährliche Beispiele, die sie, sollten sie sie auch verdammten, doch nachahmen zu müssen glauben. Darf man sich also noch wundern, den Menschen, der sich seiner Vernunft rühmt, eben dieser Vernunft gänzlich beraubt zu sehen, durch die er sich doch über alle andre Thiere erhaben zu seyn dünkt?

Zweytes Kapitel.

Von der Vernunft, von der Wahrheit und ihrem Nutzen.

^{Hand} Die Vernunft ist die Kenntniß der wahren Glückseligkeit und der Mittel, die fähig sind, sie zu bewirken. Daraus folgt, daß man sich die Vernunft nur durch sichere und wiederholte Erfahrungen erwerben kann. Die Vernunft des Menschen kultiviren oder entwickeln heißt ihm zeigen, was er thun oder unterlassen müsse, um sich glücklich zu machen. Die Menschen sind nur deswegen mit so vielen Irrthümern angefüllt, weil ihre Führer in dieser Welt selbst der Vernunft beraubt und folglich unfähig sind, den Geist der übrigen zu bilden; weil sie ihnen bloß falsche Ideen von Glückseligkeit, wovon sie selbst angesteckt sind, einflößen; und endlich ihren Vortheil dabei zu finden glauben, wenn sie die

d. e. f.
+

Menschen verhindern, die Dinge unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten. Jede Gewalt, die auf Meinungen und Lügen gegründet ist, ist eine gebohrne Feindin der Vernunft, und scheuet die Wahrheit, die ihre Macht umstürzen würde. Wir dürfen uns also nicht wundern, an den Wesen, die sich vernünftig nennen, so wenig Vernunft zu finden. Von Eltern, die fast nie vernünftig sprechen, gezeugt; von Lehrern, denen die Vernunft verhaßt ist; erzogen; von einer Gesellschaft, die mit Vorurtheilen aller Art angefüllt ist, umgeben; von Gebiethern, die bey der Dauer der Meinungen, worauf sie ihr Reich gründen, ihren Vortheil zu finden glauben, beherrscht, ist die Lüge so zu sagen mit dem Menschen identifizirt. Darf man sich noch wundern, überall nichts als unvernünftige Geschöpfe zu finden?

Wenn, wie dies nur zu oft der Fall ist, die öffentliche Meinung falsch ist; so sind auch alle unsre Urtheile falsch und der Vernunft entgegen. Und doch ist es diese gemeiniglich so trügerische Meinung, die uns die Ideen eindrückt, welche wir von Glück und Unglück, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Tugend und Laster, von Verdienst und Tadel, von Ehre und Schande, von Wohlstand und Unanständigkeit haben. Einmal bey diesen wichtigen Gegenständen betrogen bleibt unser Geist ewig in einem unüberwindlichen Irrthume, und unser durch allgemeine Vorurtheile bestimmtes und fortgerissenes Verhalten wird für uns selbst eben so traurig, als unbequem für diejenigen, unter denen wir leben.

Hobbes sagt, der Boshafte sey ein starkes Kind *); und in der That ist es auch ein von Erfahrung;

*) Puer robustus.

nung, Vorsichtigkeit und Urtheilskraft entbloßtes Wesen, dessen Vernunft ungebildet ist, das unbedachtsam und ohne Wahl den Antrieben seiner Begierden folgt, das keine andre Regel als seine unordentlichen Triebe und seine Phantasie kennt, das durch den Augenblick verführt ihm die Zukunft aufopfert, das in dem Wahne, in jedem Gegenstande, der ihm aufstößt, sein Glück zu finden, bald darauf nichts als Verdruß, Ekel und sehr oft auch sein Verderben findet. Kurz der Boshafte ist ein übler Rechenmeister, der jeden Augenblick von seiner Unwissenheit, von seiner Unvorsichtigkeit und von seinen Vorurtheilen hintergangen wird. Je mehr unser Geist sich aufklärt, je mehr werden wir richtig rechnen und die größere Summe des Guten der gerin- gern vorziehen lernen *).

Die Wahrheit ist die Uebereinstimmung unsrer Ideen mit der Natur der Dinge: sie interessiert den Menschen nur darum, weil sie ihn kennen lehrt, was da ist; das heißt, die Natur, die wirklichen Eigenschaften, die Verhältnisse der Ursachen und Wirkungen. Diese Kenntniß, die man eben so wie die Vernunft nur durch Erfahrung erlangen kann, setzt uns in den Stand, das Nützliche vom Schädlichen, das Wirkliche vom Scheinbaren, die feste und dauerhafte Glückseligkeit vom flüchtigen und vorübergehenden Vergnügen zu unterscheiden. Die Wahrheit ist dem Menschen nothwendig, weil der Mensch, um glücklich zu seyn, den Weg erforschen muß, der ihn zum Glück führen kann; er liebt die Wahrheit, weil er das Glück liebt; er fürchtet die Wahrheit, weil man ihn öfters überredet, daß sie seiner Glückseligkeit schaden könnte.

In

*) S. della Felicità.

In der That ruft uns von allen Seiten her eine Menge von Stimmen zu: „die Wahrheit ist gefährlich; es gibt Irrthümer, welche dem menschlichen Geschlechte ersprießlich sind; die Welt will betrogen seyn.“ Die Wahrheit scheint nur denen gefährlich, die sich fälschlich einbilden, es sey ihr Vortheil, das menschliche Geschlecht zu betrügen. Einige Irrthümer können für einzelne Personen auf eine kurze Zeit nützlich seyn; aber sie haben allezeit die traurigsten Folgen für das ganze Menschengeschlecht. Die Welt will betrogen seyn, weil man sie so daran gewöhnt hat, weil man sie so stark gegen die Wahrheit verschanzet, weil man sich so sehr bemüht hat, ihre Vernunft zu ersticken, so daß sie sich nunmehr einbildet, die Irrthümer wären zu ihrer Glückseligkeit nothwendig, und darüber nimmt sie nicht wahr, wie man sie unaufhörlich derselben den Rücken zugehren läßt.

Sagen, daß die Wahrheit den Menschen unnütz ist, heißt behaupten, daß sie nicht glücklicher zu seyn brauchen, als sie wirklich sind; daß ihnen sehr wenig daran liege, ihr Schicksal zu vervollkommen; daß es gefährlich sey, ihnen die Quelle und die Hülfsmittel der Krankheiten, an denen sie darnieder liegen, zu zeigen. Versichern, daß es nützliche Irrthümer gibt, heißt behaupten, daß es Gegenstände gibt, in Ansehung derer es gut sey, daß die Menschen blind und elend seyn.

Die Wahrheit in der Naturlehre ist die Kenntniß der Wirkungen, welche die natürlichen Ursachen in unsren Sinnen hervorbringen. Die Wahrheit in der Sittenlehre ist die Kenntniß der Wirkungen, welche die Handlungen der Menschen bey den Menschen hervorbringen. Die Wahrheit in der Staatskunst ist die Kenntniß der Wirkungen, welche die Regierung in der

Ge

Gesellschaft hervorbringt; das heißt, die Art und Weise, wie sie auf die öffentliche und besondre Glückseligkeit der Bürger ihren Einfluß äußert.

Welche von diesen Wahrheiten soll man den Menschen verhehlen? Durch ein sonderbares Verhängniß sind es just die Gegenstände, die man für die wichtigsten für uns hält, oder die es wirklich und offenbar sind, von denen man behauptet, es sey nützlich, die Augen der Menschen vor ihnen verschlossen zu halten! Nach diesen schönen Grundsätzen will man vornehmlich, daß die Völker sich wohl hüten sollen, etwas von der Religion begreifen zu wollen, und sich ja nicht einfallen lassen sollen, ein neugieriges Auge auf die Regierung zu werfen. Und doch versichert man uns, daß von der einen ihre ewige Glückseligkeit abhängt; und bey der andern sieht man deutlich, daß von ihr das Glück und das Elend derselben in dieser Welt abhängen.

Ein Mensch kann sich irren, ohne daß es weitere Folgen für die übrigen hat; aber die Menschen irren sich nie ungestraft. Alles in der Welt ist eine unermessliche Verkettung von verbundenen Ursachen und Wirkungen; die Irrthümer verketteten sich in den Geistern eben so wie die Wahrheiten. Es ist unmöglich, daß ein Volk ohne Gefahr von einem Irrthume angesteckt sey. Es gibt kein Vorurtheil bey einer Nation, das ihr nicht in die Länge unendlichen Schaden verursachte. Die Lügen und der Irrthum können einigen einzelnen Personen nützlich seyn; es ist ihnen zuweilen vortheilhaft betrogen zu werden, und diejenigen, die sie betrügen, können für sie Wohlthäter seyn. Derjenige, der betrügt oder lügt, um sein Vaterland, seine Verwandten, seinen Freund zu retten, ist ein achtungswürdiger Bürger, ein nützlich und tugendhafter Mensch;
nur

nur vor dem Richterstuhle eines Unsinnsigen kann er beurtheilt werden *).

Wenn aber die Rede vom Glücke einer Nation, oder des ganzen menschlichen Geschlechts ist; so darf man nicht die Vortheile eines Irrthums oder einer Meinung nach einigen Augenblicken der Dauer, nach flüchtigen Umständen, nach dem Glücke einer kleinen Anzahl von Individuen berechnen; man muß die Wirkungen dieses Irrthums sehen, der eine lange Reihe von Jahrhunderten durch dauert, der sich einer großen Menge Menschen, einem Reiche, einer ganzen Nation fühlbar macht; und man wird am Ende finden, daß er Uebel ausbrütet, wovor der Geist zurückbebt.

Wenn in einem Winkel Asiens so ein Betrüger wie Mohammed hundert schwache Araber überredet, und sie glauben macht, er sey ein großer Prophet; so scheint dieser Irrthum anfänglich von unbedeutenden Folgen zu seyn; indessen findet man, daß nach Verfluß eines Jahrhunderts dieser Irrthum Asien und Afrika mit Blute überschwemmt hat, und daß er die unglückliche Ursach der betäubenden Erschlaffung ist, worin wir noch heut die unglücklichen Bewohner der schönsten Weltgegend seufzen sehen, über die ein unseliger Despotismus seine vernichtende Herrschaft ausübt.

Ein

*) Der H. Augustin hat entschieden, „daß es nicht erlaubt sey zu lügen, wenn es auch die Wohlfahrt der ganzen Welt beträfe.“ Dieses Beyspiel ist hinreichend, uns die Ideen zu zeigen, die die Orakel des Christenthums von der Sittenlehre gehabt

haben. Wenn es möglich wäre, daß eine Lüge wirklich der Welt nützlich würde; so würde sie sogleich eine Tugend werden; die Tugend kann in nichts als in der allgemeinen Nützlichkeit bestehen.

Ein alter Schriftsteller sagt mit Recht, daß die Lügner die Ursach aller Bosheiten und aller Verbrechen auf der Welt wären *). Jeder Mensch, der nur einen Blick auf die Geschichte werfen will, wird finden, daß die von einer großen Anzahl Menschen angenommenen Irrthümer in die Länge die gefährlichsten Eährungen, die schrecklichsten Revolutionen und die blutigsten dem Glücke der Regenten und der Völker am meisten widerstrebenden Katastrophen hervorgebracht haben. Der Aberglaube hat überall die öffentliche Glückseligkeit erschüttert, und die Erde mit Blute gefärbt. Die religiösen Vorurtheile, deren Untersuchung man den Sterblichen so sorgfältig untersagt hat, sind eine unerschöpfliche Quelle von Ausschweifungen und von Elend gewesen und sind es noch für sie. Wenn diese Vorurtheile nützlich sind; so sind sie es nur für eine kleine Anzahl von Menschen, die sich wider die übrigen verbünden haben, und die Nationen zu überreden suchen, daß der Himmel sie erschaffen habe, um hier unten unglücklich zu seyn, daß das Glück auf dieser Welt nicht ihr Erbtheil seyn kann; daß die Vernunft eine gefährliche Klippe ist; daß man die Wahrheit fürchten muß, die ihre in der Finsterniß errichteten Komplotte verwirren würde.

Alles, was unserm Geschlechte Schaden bringt, es sey durch seine unmittelbaren oder durch entferntere Folgen, kann nichts anders als Irrthum und Lügen zum Grunde haben. Was falsch ist, kann keine nützliche Früchte hervorbringen, noch dauerhafte Vortheile gewähren. Der beständige und dauernde Nutzen des Menschen ist bloß der Charakter, an welchem wir das Wahre, das Gute und das Schöne erkennen können.

Wenn

*) S. Plutarch in den merkwürdigen Sprächen des Lacedämonier.

Wenn wir diesen Nutzen zur Regel unsrer Meinungen nehmen; so werden wir immer die Grundsätze, die Einrichtungen, die Handlungen, die Sitten sowohl ganzer Völker als auch einzelner Personen unsers Geschlechts, richtig beurtheilen: wir werden dem wahrhaft Nützlichen unsern Beifall geben, das Unnütze hingegen verachten; wir werden das Gefährliche tadeln und verworfen.

Die Tugend ist nur deswegen liebenswürdig, weil sie nützlich ist; sie ist nur darum nützlich, weil sie zum dauerhaften Wohle der Bewohner dieser Welt das ihrige beiträgt. Wir verdanken unsre Achtung der Billigkeit, der Wohlthätigkeit, der Treue, dem Verdienste, den Talenten nur in Rücksicht der Vortheile, die daraus für die Gesellschaft entspringen. So kann auch die Wahrheit, und die Tugend mißfallen oder dem Interesse einiger lasterhaften Menschen, deren Ausschweifungen sie verdammt, zuwider scheinen; allein sie kann demungeachtet für das ganze menschliche Geschlecht, das ohne sie nicht würde bestehen können, nützlich und nothwendig seyn. Die Billigkeit und die Wahrheit reizet die Unterdrücker der Erde gegen sich, weil sie sie zwingt, über ihre Aufführung zu erröthen; allein sie ist auch zugleich das Band aller Gesellschaft und die einzige Stütze des Menschengeschlechts. Es gibt keine einzige Tugend, die nicht der Gegenstand des Hasses derer würde, deren Leidenschaften und Zügellosigkeiten sie entgegen arbeitet: es ist kein Gottloser, der nicht die Wahrheit tadelnswürdig und gefährlich findet, sobald sie sich den falschen Ideen entgegensetzt, die er sich vom Glücke gemacht hat *).

Kein

*) Hoc quod amant volunt esse veritatem, sagt der H. Augustin. Wir lieben die Dinge, sagt Mr. Nicole, nicht darum, weil sie wahr

sind; sondern wir halten sie für wahr, weil wir sie lieben. S. Essais de Morale Tom. III. S. 31.

Kein Mensch ist freiwillig gottlos. Wenn er sich dem Bösen überläßt; so kommt es bloß daher, daß er sich falsche Ideen vom Glücke, vom Nutzen und vom Interesse gemacht hat. Diese Ideen sind Wirkungen seiner Unwissenheit, seiner Unerfahrenheit, seiner Vorurtheile und seiner lasterhaften Gewohnheiten. Die Ungerechtigkeit, der Betrug, die Ausschweifung, der Fanatismus, der falsche Eifer, das Verbrechen haben einen relativen und augenblicklichen Nutzen; nichts desto weniger werden diese Dinge mit Recht von jedem Vernünftigen verabscheuet; weil sie auf den Umsturz der Gesellschaft abzielen und gemeinlich damit endigen, daß sie selbst dem, der sich ihnen überläßt, schaden.

Drittes Kapitel. Von der religiösen Sittenlehre.

Um die Menschen zu bessern, muß man sie zur Auffuchung der Wahrheit ermuntern, ihre Vernunft aufklären, ihnen Erfahrungen vor Augen stellen, ihnen die gefährlichen Wirkungen des Lasters zeigen; und sie die Vortheile der Tugend fühlen lehren. Dies ist der Gegenstand der Sittenlehre. Um die Menschen glücklicher zu machen; muß man sie durch Interesse vereinigen, die Bande der Gesellschaft unter ihnen fester knüpfen, sie einladen und zwingen, das Gute zu thun, und das Böse zu verabscheuen. Dies ist der Gegenstand einer jeden Regierung, welche nichts anderts als die Gewalt der Gesellschaft ist, die sie den Händen eines oder mehrerer Bürger anvertrauet hat, um alle ihre Glieder zu verbinden, die Vorschriften der Sittenlehre auszuüben.

B

Die

Die Sittenlehre ist die Kunst, gut mit den Menschen zu leben. Die Tugend besteht darinnen, durch das Glück, das man andern verschafft, sich selbst glücklich zu machen.

Jedermann ohne Unterschied erkennt den Nutzen der Sittenlehre; indessen scheinen ihre wahren Grundsätze noch mit Wolken umhüllet zu seyn, welche die schärfsten Augen kaum zu durchdringen vermögen. Jeder erhebt die Vortheile der Tugend, und man ist doch noch so wenig über die Ideen einig, die man sich von der Tugend machen soll; für den größten Theil ist sie nichts als ein leeres Wort, das man bewundert, ohne einen bestimmten Sinn damit verknüpfen zu können. Wie kann sich Unwissenheit und Ungewißheit über Gegenstände verbreiten, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit man allgemein anerkennt? Woher kommt es, daß wir so wenige Kenntniß von unsern Pflichten haben, ungeachtet so viele Weisen, die seit Jahrhunderten schon den Menschen und seine Verhältnisse studirt haben, tiefe Untersuchungen darüber angestellt und anhaltend dabey gearbeitet haben? Auf der einen Seite hat die Theologie durch ihre dunklen und öfters widersprechenden Begriffe offenbare Finsterniß in die einfachste, deutlichste, des Beweises am fähigste und für Jedermann verständlichste Wissenschaft gebracht. Auf der andern widerspricht ihr die Staatskunst, statt die Sittenlehre nach Vermögen zu unterstützen, jeden Augenblick und macht ihre Grundsätze und Vorschriften, die sie darstellt, gänzlich unnütz: überdem scheinen die unsichtbaren und sichtbaren Mächte ihre Gewalt vereinigt zu haben, das Herz des Menschen zu verhindern, sich den Gegenständen zu nähern, die für sein Glück in dieser Welt am nothwendigsten sind.

Ans

Anstatt die Grundsätze, nach denen die Menschen ihre Handlungen einrichten sollten, auf der Erde zu suchen, suchte sie die Religion in den Himmeln; anstatt die Sittenlehre auf die fühlbare Verhältnisse, die unter den Menschen obwalten, zu gründen; gründete sie dieselbe auf solche Verhältnisse, die ihrem Vorgeben nach zwischen den Menschen und zwischen den unbekannten Mächten, die man in die unzugänglichen Regionen des Himmels versetzte, existiren sollten. Man frage die Theologen in allen Ländern, was die Sittenlehre sey? sie werden antworten, es sey die Kunst den Göttern zu gefallen; man beleidige die Gottheit, wenn man die Menschen beleidige; diese sen es, welche die wider die Gesellschaft verübten Verbrechen in dieser Welt, oder auch in einer andern bestrafen und die tugendhaften Handlungen belohnen werde. Man frage diese Hocherleuchteten, was die Tugend sey? sie werden antworten: es sey die Uebereinkunft der Handlungen des Menschen mit dem Willen seines Gottes. Wer ist aber dieser Gott, dessen Willen ihr der Erde verkündiget? Es ist, sagen sie, ein unbegreifliches Wesen, von dem sich die Sterblichen gar keinen Begriff machen können. Welches sind denn aber die Absichten Gottes, nach denen sich die Menschen eurem Vorgeben nach richten sollen? sie sind undurchdringlich für uns; aber dieser Gott hat sich wegen des Betragens offenbahret, welches der Mensch sowohl in Rücksicht seiner Nebenmenschen als auch seiner selbst beobachten soll. Ist dieser Gott für die Bewohner der ganzen Erde einer und derselbe? Nein; sowohl Gott als seine Vorschriften sind nach den verschiedenen Gegenden der Erdkugel verschieden. Er ist nicht der nemliche und redet nicht die nemliche Sprache beim Chineser, beim Indier, beim Perser, beim Europäer. Jede Religion schreibt dem Volke, das sie beobachtet, verschiedene Pflichten vor; was die

Gotttheit zu einer Zeit und an einem andern Orte bezieht oder zuläßt, ist zu einer andern Zeit und an andern Orten aufs strengste verboten.

Wenn man, um die göttlichen Absichten zu ergründen, die Bücher um Rath fragt, welche jede Religion ihren Anhängern zu ehren befehlt: so findet man, daß es ohne die deutlichsten Regeln der Sittenlehre zu verlesen, unmöglich ist, sich nach ihnen zu richten. In allen Religionen ist die Gotttheit als ein ungerechter, rasernder, in seinem Zorne unversöhnlicher Oberherr vorgestellt, der ohne Verhältniß und ohne Maaß bestraft; der unschuldige Kinder die Verbrechen ihrer Väter büßen läßt; der seiner empörenden Grausamkeit kein Ziel setzt, der despotisch Meinend, Diebstahl, Mord und Blutvergießen gebietet. Mit einem Worte, selbst unter den Nationen, welche für die civilisirtesten gehalten werden, stellt die Religion als Gegenstände der Anbetung unsichtbare Tyrannen auf, die sich über alle Regeln der Sittenlehre hinweg setzen, und deren Beispiel schon hinreicht, um in den Herzen ihrer Anbeter jede Idee von Pflichten zu vernichten.

Eigensinn, Ausgelassenheit, Verletzung aller Billigkeit, sollten das wohl Muster seyn, welche man vernünftigen Wesen, die zum gesellschaftlichen Leben geschaffen sind, zur Nachahmung vorlegen kann? — Fodert man sie nicht so zu sagen zum Verbrechen auf, wenn man ihnen sagt, sie sollen sich in ihren Handlungen nach dem Beispiele von Wesen richten, die man ihnen unter dem Bilde der böshafteſten Menschen vorstellt? Unter dem Vorwande, der Gotttheit zu gehorchen und zu gefallen übe man ohne Scheu die gröbsten Verbrechen aus; Verbrechen, welche gerade zu der Staatskunst entgegen waren, die Sittenlehre beleidigten, und die Menschheit empörten.

Das

Das Heidenthum hat den Olymp mit einer Menge Gottheiten bevölkert, welche uns die Mythologie als Ungeheuer der Ueppigkeit, der Schwelgerei und der Schaamlosigkeit abbildet. Gab nicht zum Beispiele die Aufführung eines Jupiters, der den Himmel und die Erde mit seinen Ausschweifungen und Verbrechen erfüllte, einem jeden Erdenkinde das Recht, ein eben so schändliches Leben zu führen als sein Gott?

Kann wohl irgend ein Mensch, der sich nur einigermaßen einen Begriff von der Sittenlehre gemacht hat, und von seinen Vorurtheilen nicht ganz verblendet ist, kann der, sage ich, sich wohl den eifersüchtigen, wankelmüthigen, rachsüchtigen und blutgierigen Gott der Juden zum Muster seines Verhaltens nehmen? Ist wohl dieser Gott, der gegen alle Völker, ausgenommen gegen dasjenige, was sein Eigenthum sich auserwählet hat, ungerecht ist, dieser Gott des Krieges und der Mache dieser Nationen verhängende Gott, ist er wohl gemacht, um einem vernünftigen Wesen, das sich Begriffe von Güte, von Gerechtigkeit, von Menschlichkeit abstrahirt hat, zum Beispiele zu dienen? Kann man wohl, ohne ganz von Enthusiasmus benebelt zu seyn, endlose Vollkommenheiten an einem Gott finden, der in den Büchern, deren Verfasser doch von ihm inspirirt gewesen seyn sollen, sich unter den Zügen eines verabscheuungswürdigen Tyrannen zu erkennen gibt, der das Recht hat, wider alle Vorschriften der Sittenlehre zu handeln, die doch, wie man vorgibt, seinen höchsten Willen gemäß abgefaßt ist?

Beklagt man sich über einen so wenig moralischen Gott, oder über sein Betragen, das so ganz den unter rechtschaffenen Leuten angenommenen Ideen zuwider ist; so sagen uns seine Diener, daß die göttliche Gerech-

keit nicht gleiche der menschlichen Gerechtigkeit; daß die Wege Gottes nicht seyen die Wege des Menschen. Allein macht man dadurch nicht gerade zu für uns alle moralischen Grundsätze wankend? Wenn die Gerechtigkeit, die Güte, die Vollkommenheiten Gottes in keinem Stücke mit der Gerechtigkeit, der Güte, den guten Eigenschaften und den Tugenden der Menschen übereinstimmen; was für Ideen können sich dann wohl die Menschen von ihm machen? Wenn die Gerechtigkeit und die Güte Gottes ihm erlauben, wie ein Mensch zu handeln, den wir mit dem Namen des Tyrannen belegen, das heißt, wie ein ungerechter und boshafter Oberherr; sollten seine Verehrer dann nicht in Versuchung gerathen, daraus den Schluß zu machen, daß er das Böse wolle, daß er Ungerechtigkeit und Bosheit liebe, daß man schlechte Handlungen verrichten müsse, um in seinen Augen Gnade zu finden? Denn ein grausamer und lasterhafter Oberherr glaubt nur von Sklaven, die ihm gleichen, gut bedient werden zu können.

Wir werden in dem Gott der Christen keinen sicherern Führer auf dem Pfade der ächten Tugend antreffen. Dieser menschenfeindliche Gott scheint in seinen finstern und ungesellschastlichen Lehrsätzen ganz und gar nicht daran gedacht zu haben, daß er zu Menschen rede, die in Gesellschaften leben. Was sagt uns dann im Grunde seine Sittenlehre, die nur von Leuten gerühmt wird, die sie nie ernstlich untersucht haben? Sie gibt uns den Rath, die Welt zu fliehen, uns selbst zu verabscheuen, das Vergnügen zu hassen, den Schmerz zu lieben, die Wissenschaften zu verachten, freiwillige Unwissenheit und Armut des Geistes höher zu schätzen als sie, uns von den Geschöpfen los zu machen, unser Herz an nichts irdisches zu hängen, und zu fürchten die

die Hochachtung der Menschen. *) Und welche Beweggründe gibt uns denn das Christenthum zu einem der Natur so zuwiderlaufenden und den Pflichten gegen die Gesellschaft so entgegengesetzten Verhalten an? Es spricht uns von einem andern Leben, worin es denen, welche sich hier unten freywillig unglücklich gemacht, und für das Glück ihrer Brüder gar nichts gethan haben, eine unvergängliche Glückseligkeit in der Ferne zeigt. Auf der andern Seite hingegen bedrohet eben diese Religion mit ewigen Martern alle diejenigen, welche nicht ausüben wollen die unfruchtbaren Tugenden, die sie als den denen vorzieht, welche den Wesen, mit denen wir leben, einen wirklichen Nutzen schaffen. Ein dimmer Glaube, der die Vernunft unterdrückt, die schwankende Hoffnung einer ideallischen Glückseligkeit, eine kriechende Niedrigkeit, die das Friebrad der Seele zu zerbrechen dienlich ist, Strenge, Enthaltbarkeit, freywillige Bussungen; das sind die wunderbaren Vollkommenheiten, nach welchen jeder gute Christ mit allem Eifer streben soll!

Zwar setzt diese Religion noch in die Zahl der Tugenden die christliche Liebe; welche darin besteht, einem schrecklichen Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst

B 4

*) Herr Nicole sagt uns, „man müsse nur in Rücksicht auf Gott handeln: man müsse sich fürchten, in dieser Welt schon die Belohnung für die verrichteten guten Werke zu empfangen. . . Gott habe ein Recht uns zu strafen für die guten Werke, deren wir uns rühmen und die ein Diebstahl seyn, den wir an ihm begehen. S.

Essais de Morale Tom. I. p. 306. Dann sagt er noch, „daß die christliche Liebe (la charité) uns anreize, uns zu hassen, nicht uns zu lieben, woraus er schließt, daß wir vielmehr uns die Verachtung unserer Nebenmenschen als ihre Liebe wünschsen müssen. S. ebend. Tom. II. p. 119.

selbst zu lieben. Unter diesem letztern Gesichtspunkte scheint diese Tugend also nichts anders zu seyn, als das allgemeine Wohlwollen und die Menschlichkeit, zu denen uns Alles einladet. Allein im Christenthume war die Nächstenliebe nie etwas anders als eine Parabeltugend. Findet man sie gleich in den Büchern der Christen; so war sie doch stets verbannt aus dem Herzen und dem Leben ihrer Priester. Die Diener des Gottes, des Friedens zeigten sich zu allen Zeiten als die unverträglichsten, unmenschlichsten und unmachtsvollsten unter den Menschen. Unter dem Vorwande das Interesse des Himmels, setzten sie tausendmal durch ihren Hypokriteneifer oder durch wirklichen Fanatismus die Erde in Unruhe. Stets unter einander im Zwiste begriffen, verflochten sie endlich die Fürsten und Völker der Erde in ihre traurigen Streitigkeiten. Von mörderischer christlicher Liebe erfüllt, ließen sie andachtsvoll ihren Nächsten erwürgen, so oft sie ihn nicht dahin bringen konnten die Meinungen anzunehmen, die sie für sein ewiges Heil für nothwendig hielten.

Man darf nur die Grundlehren aller geoffenbahrten Religionen dieser Welt ein wenig untersuchen; so wird man gewiß finden, daß ihr Zweck ist, die Nationen von einander zu trennen, ihnen einen Widerwillen gegen das gesellige Leben bezubringen, aus jeder Sekte eine besondre Gesellschaft zu machen, deren hochmüthigen Glieder die Gunst des Himmels ausschließungsweise zu besitzen glauben, und von der Zeit an die Anhänger der übrigen Sekten mit Augen des Hasses oder der Verachtung ansehen. Wie könnte wohl ein Frömmling, wenn er seinen Grundsätzen getreu ist, denjenigen, welchen er für einen Feind seines Gottes hält, lieben, schätzen oder mit ihm umgehen? Daraus folgt augenscheinlich, daß eine jede besondre Offenbarung dahin abweckt,
die

die Herzen der Menschen zu verengen, ihnen feindselige Gesinnungen einzufößen, und unter ihnen zu verbannen, das allgemeine Wohlwollen, welches gemacht ist, um die Wesen ihrer Gattung zu vereinigen. Der religiöse Geist war und wird stets unverträglich seyn mit der Mäßigung, der Sanftmuth, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. *)

So trug also die religiöse Sittenlehre nie etwas dazu bei, die Menschen geselliger zu machen. Die schrecklichen Gottheiten, wodurch sie dieselben in Furcht zu jagen suchte; die Strafen in einem andern Leben, womit sie sie ohne Unterlaß bedrohte; die eingeübten Vergnügungen, die sie ihnen in dem Himmel dereinst verheiß, konnten weder ihre angebohrnen Neigungen verbessern, noch die Laster unterdrücken, die sie auf humberterley Art wieder anfachte. Wenn auch gleich die Religion einige furchtsame Seelen in Unruhe setz; so sind doch ihre vorübergehenden Schrecken, die durch das Gewühl der Welt und der Geschäfte, durch die Zerstreuung, die Vergnügungen und durch zügellose Leidenschaft nur gar zu bald verschencht werden, nicht im Stande, auf den großen Haufen zu wirken, und noch viel weniger auf jene schwankenlose Geister, auf jene Ehrgeizigen, auf jene Mächtigen, deren Beispiele und

B 5

Ge

*) Diese Wahrheit wird einem Jeden, der nur einige Idee von der Religion der Juden, der Christen, der Mohammedaner, der Perser u. s. w. hat, hinlänglich bewiesen seyn. Je näher die Sekten mit einander verwandt sind, je mehr verabscheuen und verachten sich die Sektirer un-

ter einander. Die türkischen Mohammedaner hegen einen stärkern Haß gegen die persischen, als gegen die Christen und Götzverehrer. — Die Juden machen sich kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Sehr oft hat der Pabst befohlen, den Ketzern nicht Wort zu halten, u. s. w.

Gewalt den unmittelbarsten Einfluß auf die Gesellschaft haben. Die Diener der Religion sind allezeit sehr nachsichtsvoll gegen die Fürsten, weil sie ihren Schutz und ihre Gnade sich zu verschaffen streben; sie ebnen ihnen die Wege zum Himmel und predigen ihnen nur einen gütigen Gott, den man sehr leicht beänstigen kann. Dadurch macht sich aber eben diese Religion, welche sonst fast in allen Ländern der einzige Zügel war, den man der Tyranney entgegen halten konnte, selbst der Ausbrüche derselben theilhaftig. Was sage ich? schmeichlerische Priester haben die Vermessenheit gehabt, die Tyrannen selbst unter den unmittelbaren Schutz des Himmels zu stellen! Sie waren so niederträchtig, ihre Usurpationen selbst zu heiligen, ihnen göttliche Rechte zuzueignen, die Nationen der gerechten Vertheidigung ihrer selbst zu berauben, eines Rechtes, das doch die Natur einem jeden Menschen insbesondre verliehen hat.*) Nach solchen Grundsätzen waren die Völker, gefesselt durch die herrschende Meinung, der Laune ihrer Führer überlassen; da diese nun nichts mehr von Menschen zu fürchten hatten, ergaben sie sich ungeschert der Ausgelassenheit, und hatten nun keine wirkenden Beweggründe mehr, um ihren Leidenschaften ein Ziel zu setzen: So wurden dann dieselben bald die fruchtbarste Quelle der Ver-

*) Der H. Clemens sagt, „es sey nicht erlaubt, sich der königlichen Macht zu widersetzen.“ Der H. Augustin vergleicht die Völker mit Sklaven, welche verbunden sind, den Eigensinn ihrer Herren zu erdulden. Ita a plebibus Principes et a servis Domini ferendi sunt, vt sub exercitatione

tolerantiae sustineantur temporalia et sperentur aeterna. Gregorius von Tours sagt: Nemo nisi solus Deus Principis iudex esse potest. Cassiodor behauptet, die Könige hätten keine andere Richter als im Himmel, weil sie nur vom Himmel ihre Macht bekommen hätten.

Verderbniß der Völker und die eigentliche und wahre
Ursach ihres Elendes.

Daraus sieht man also, daß die Religion, anstatt den Leidenschaften den Fürsten einen Zügel anzulegen, dieselben vielmehr noch beförderte. Da sie Niemanden als Gott Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen hatten; verachteten sie das Urtheil der Menschen. Sie hielten alles erlaubt für sich, weil keine Macht auf der Erde stark genug war, sie zurückzuhalten; sie überließen sich allen Anfällen ihrer Laune, wenn sie auch noch so unvernünftig war; sie hatten das ausschließende Vorrecht Laster zu verüben. Mit Schmeichlern umgeben und mit Leuten, welche sich bestrebten, ihren Laster zu dienen, verderbten sie sich erst selbst, und ihre Beispiele verderbten hernach alle diejenigen, welche nach ihrer Gunst rangen. Betäubt durch den Tumult des Ehrgeizes und der Ergötlichkeiten, oder eingeschlummert im Schooße der Weichlichkeit, hörten sie nicht mehr die Drohungen der Religion, die nur selten noch Muth genug hatte, zu ihnen mit Ernste zu reden; sie sahen den Zorn des Himmels nur in der Ferne; und überdem sagte man ihnen ja genug, daß man Mittel im Ueberfluß habe, seinen Unwillen zu besänftigen.

Wenn die Schrecken, welche die Religion einge-
setzt, gleich Beängstigungen in den Herzen der Menschen
erregen; so werden sie doch bald wieder durch ihre Ver-
heißungen von Vergebung der Sünde beruhigt. Al-
ler Aberglaube der Erde hat seine Recepte und Kunst-
griffe, vermittlest welcher die Gewissensbisse verschwin-
den und Heiterkeit wieder in die Seele des grössten
Verbrechers zurückkehrt. Wenn man glaubt, man be-
leidige nur Gott, wenn man den Menschen Böses zu-
füget; so überredet man sich gar leicht, daß man auch
nur

nur diesen Gott zu versöhnen brauche, und bekümmert sich sehr wenig darum, seine schwachen Geschöpfe zu versöhnen. Müssen sich nicht noch überdem die Diener des Allerhabensten an, Beleidigungen und Verbrechen in seinem Namen zu vergeben? Vermittelt einer unnützen und nicht einmal aufrichtigen Reue, die gewöhnlich nichts wieder gut machen kann, glaubt der Despot, dessen ganze Regierung mit nichts als Unterdrückungen, Gewaltthätigkeiten, Grausamkeiten, Usurpationen, unaufhörlichen Kriegen bezeichnet ist, sich vollkommen mit seinem Gott ausgesöhnt zu haben, und dünkt sich nun im Stande zu seyn, vor dem furchtbaren Richtersthule mit ruhiger Seele erscheinen zu können. *)

Aus Mangel an Kenntniß der Wahrheit haben die Menschen die Lüge und die Unwissenheit in ein System gebracht. Statt daß die Religion, deren wunderbare Wirkungen man uns unaufhörlich vorzurühmen bemühet ist, die Sittenlehre aufhellen und bestätigen sollte, schwächt und verdunkelt sie dieselbe vielmehr. Man darf nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, um die vortheilhaften Ideen, die man uns davon beibringen möchte, in ihrer Blöße darzustellen. Sie ist eben so wenig die Völker als die Fürsten im Zaume zu halten.

*) Ludewig XIV. erzählte einer seiner Mätressen, wie sein Beichtvater sein wegen der Bekehrungen und der Erschöpfung seines Volkes beängligtes Gewissen beruhigt habe, indem er ihn versichert habe, daß er Herr über alles sey, was seine Unterthanen besitzen. S. Gordon. Discours politiques sur Tacite.

Als Emanuel VI. K. von Portugall ein Nonnenkloster zum Gerail umgeschaffen hatte, ging er nie anders als in Begleitung seines Beichtvaters hinein, der alles Nöthige bey sich hatte, um dem Könige bey einem unverhofften Zufalle die Absolution und die Communion zu ertheilen.

halten fähig; ihre Schrecken, die man so heilsam findet, so wie ihre so schmeichelhaften Verheissungen für ein andres Leben, vermögen in den irdigen nur über leichtgläubige Andächtler etwas; alle übrigen lassen sich durch den allgemeinen Strom, der zur Verderbniß führt, mit dahin reissen. Wenn sich die allerreligiösesten Religionen ja durch etwas auszeichnen; so ist es durch die schändlichste Unwissenheit in den moralischen Pflichten, durch Verbrechen ohne Ende und durch eine Sittenlosigkeit, die jeden vernünftigen Menschen empört. Ubergläubische Völker halten sich alles für erlaubt, weil sie alles das, was ihnen ihre Priester auflegen, aufs gewissenhafteste ausüben. Der Frömmling lebt ohne Gewissensbisse und in der größten Selbstzufriedenheit, wenn er sich der unnützen Pflichten, welche seine Führer ihm vorschreiben, entledigt hat. Formale Gebete, Fasten, Enthalttsamkeit, fleißiges Besuchen der Tempel, Bewohnung geheimnißvoller Ceremonien, Frengelbigkeit gegen die Priester, und vornemlich eine blinde Unterwürfigkeit unter ihre Aussprüche; darin besteht die Sittenlehre, und die Pflichten und die Tugenden der meisten Menschen!

Die verschiednen Arten von Uberglauben, womit das menschliche Geschlecht angesteckt ist, setzen hauptsächlich einen sehr hohen Werth auf die Büssungen oder die grausamen Peinigungen des Körpers, mit denen unsinnige Schwärmer ihre Fehler auszuwischen, und günstige Blicke zu erlangen hoffen von den Göttern, welche von jeher als Feinde der Glückseligkeit ihrer Verehrer vorgestellt wurden. Es ist nichts empörender in der Welt als jene barbarischen Erfindungen, erzeugt von verengter Einbildungskraft schwacher Menschen, um sich zur Ehre der Gottheit zu martern. Und doch zeigt uns die Erfahrung, daß diese Büssungen, welche man
als

als so verdienstliche Werke betrachtet, nur höchst selten einen wohlthätigen Einfluß auf die Herzen der Büßenden äußern. Die ganze Welt weist uns Beispiele auf von Büßenden, welche fasten, sich geißeln, sich peinigen, ohne besser dadurch zu werden. Die verderbten Menschen thun alles, um das aufwachende Gewissen wieder einzuschläfern, ohne jedoch ihre lasterhaften Neigungen selbst zu bessern zu suchen. *)

Weit entfernt den Menschen aufzuklären und ein vernünftiges Wesen aus ihm zu machen, nahm sich die Religion nie etwas anders zum Zwecke, als ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten. Sie machte aus ihm einen Automaten, der es nie wagte seine Vernunft zu fragen, und sich nur immer durch Auctorität leiten ließ. Er mißkannte sich selbst; traute seinen eignen Kräften nicht, hatte keine Idee von der Gesellschaft, wußte nicht, was er sich selbst, noch was er andern schuldig war: er glaubte keine andern Pflichten zu haben, als gegen unsichtbare Mächte, deren geheime Absichten er nur durch das verdächtige Organ ihrer Priester kannte. Die Priester brauchten ihn zum blinden Werkzeuge ihrer eignen Leidenschaften, ihres Eigennuzes, ihrer Launen, und ihrer Träumereien. Dadurch ward er, statt moralisch gut zu werden, ein überpannter Sonderling,

der

*) Die Erzählung von den Büßungen der Malabaren und Indier erregt Schauer und Entsetzen: und doch bemerkt man nicht selten, daß diese Büßenden die größten Schelme sind. In Spanien und Portugal gibt es Prozeßionen, wo sich Büßende mit Ruthen, welche mit eisernen

spizigen Häkchen versehen sind, auf das grausamste geißeln; sie verdoppeln die Schläge, wenn sie vor dem Fenster ihrer Geliebten vorübergehen, welche ihnen aufs freundlichste für diese Höflichkeit danken, und ihnen öfters thätige Beweise ihrer Erkenntlichkeit dafür geben.

der für sich selbst und für seine Mitgeschöpfe höchst schädlich war.

Nichts war für die menschliche Sittenlehre nachtheiliger, als daß man sie mit der göttlichen vereinigen wollte. Indem man eine empfindsame, auf Erfahrung und Vernunft gebauete Sittenlehre mit einer mysteriösen, der Vernunft entgegengesetzten, auf Einbildung und Auctorität gegründeten Religion verband, verwirrte man die erstere nur, und schwächte sie und warf sie selbst überei Haufen. Jeder nachdenkende Mensch ist gar wohl im Stande deutlich einzusehen, was seinem Nebenmenschen schädlich oder mißfällig ist. Aber nicht so leicht ist es zu errathen, was Götter beleidigt, die man nicht anders als in den Wolken sieht, die von der Einbildungskraft in so verschiednen Bildern vorgestellt werden, und die man nur aus den einander so widersprechenden Berichten ihrer Dolmetscher kennen lernt. Nichts ist leichter, als zu bemerken, was für Wirkungen, Beleidigungen, Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Lasterungen, Verläumdungen bey den Menschen haben; aber die Wirkungen, welche alle diese Dinge bey der Gottheit hervorbringen, einzusehen; das kann nur die Einbildungskraft der Menschen oder die unter dem Namen der Offenbarung verkappte Auctorität der Priesterlehren. Nach den Grundsätzen aller Religionen der Welt ist öfters das, was den Menschen schadet, mißfällt oder ganz unnütz ist, den Göttern, die eine von der unsrigen ganz unterschiedne Natur haben, höchst angenehm. Auf der andern Seite hingegen ist wieder das, was dem Menschen den größten Nutzen oder das schönste Vergnügen gewährt, sehr oft ein Gegenstand, gegen den sich der Grimm des Himmels ergießt. Was in den Augen der Gottheit oder ihrer Diener gerecht und gut ist; erscheint zuweilen sehr un-

ger

gerecht und übel in den Augen der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes und der menschlichen Sittenlehre, welche von der Religion verachtet und mit Füßen getreten wird. Jeder vernünftige Mensch erkennt vermöge seiner natürlichen Einsichten, daß der Mord ein großes Verbrechen ist; aber der andächtige und mit blindem Eifer erfüllte Christ glaubt, daß er seinem Gott keinen angenehmeren Dienst thun könne, als wenn er einen Ketzer verläumdet, verfolgt oder gar mordet; weil nemlich seine Priester ihm gesagt haben, daß ein Ketzer ein Wesen sey, dem man, ohne der Gottheit zu mißfallen, weder Gerechtigkeit, noch Güte, noch Menschlichkeit erweisen könne. Jeder friedliche Bürger weiß, daß das Wohl und die Ruhe der Gesellschaft es nothwendig mache, sich seinem rechtmäßigen Oberherrn und den Gesetzen zu unterwerfen; allein der eifernde Fanatiker erkennt denjenigen nicht für einen rechtmäßigen Oberherrn, den ihm seine geistlichen Führer als einen Tyrannen, als einen Feind der Religion abschilbern. Der Fanatiker hält es für seine Schuldigkeit auch den weisesten Gesetzen sich zu widersetzen, wenn sein verirrtes Gewissen ihn überredet, daß diese Gesetze denen zuwider sind, welche seiner Meinung nach von seinem Gott ihren Ursprung haben.

Die Ungewisheiten und Dunkelheiten, welche die religiöse Sittenlehre in die so einfache Wissenschaft der Sitten übergetragen hat, haben einem Haufen von Casuisten oder Dollmetschern der göttlichen Absichten das Daseyn gegeben, deren Geschäft es war, die Nationen zu lehren, was der Gottheit gefallen und nicht gefallen könne; in wie fern der Himmel durch die Handlungen der Menschen beleidigt werde; bis zu welchem Grade man ohne Furcht vor der ewigen Verdammniß seinen Geschöpfen schaden könne. Dem zu Folge haben die

diese hocherleuchteten Lehrer, die immer von den verborgenen Gefinnungen ihres Herrn vollkommen unterrichtet sind, Sorge getragen, Tariffe aufzusetzen, um daraus die verschiednen Grade des Zornes, welchen die Vergehungen der Menschen in ihm erregen könnten, kennen zu lernen. Da sie aber über diese willkürlichen Begriffe fast nie einig waren, so affectirten die einen in ihren Meinungen eine Strenge, welche die schwachen Sterblichen in Verzweiflung setzte; die andern hingegen machten den Weg zum Himmel ebner, und erlaubten ihnen zuweilen ohne Gewissensbisse die schwärzesten Verbrechen zu verüben. *) Ein Jeder von ihnen aber richtete sich bei seinen Entscheidungen bloß nach seinem Temperamente, nach seiner Imagination, nach den strengen oder gelinden Meinungen der Sekte oder Religionsparthien, welcher er anhing.

Indessen kamen alle diese sowohl strengen als gelinden Lehrer darin überein, daß sie nicht diejenigen Handlungen und Denkungsarten, welche für die Gesellschaft etwa schädlich waren, sondern bloß diejenigen als verabscheuungswürdig verdammten, welche dem Interesse der Diener der Religion zuwider liefen. Nichts ist wohl gleichgültiger für eine Nation, als die Art, wie ein Mensch über die Religion denkt; für sie ist es genug, wenn er ein ehrlicher Mann und guter Bürger ist. Indessen ist in den Augen eines jeden Priesters, sei er von einer Sekte, von welcher er wolle, nichts abscheulicher als ein Mensch, der sich weigert, an die Dogmen und Mysterien zu glauben, welche dieser Priester für wahr hält, der an seiner Untrüglichkeit zu zweifeln wagt, oder der sich gar gegen sein Ansehen erhebt. Die

*) S. *Lettres provinciales de Pascal. La morale pratique etc. etc.*

Die Verletzung der Treue ist das greulichste Verbrechen nach der einstimmigen Lehre aller derjenigen, deren Macht, Titel und Daseyn auf die Treue gegründet sind. Aus eben dem Grunde sind die Religionen mehr oder weniger angefüllt mit Bußübungen, Ver söhnungen und den Priester bereichernden Ceremonien, deren Beobachtung aufs genaueste vorgeschrieben ist, und deren Vernachlässigung und Verachtung den Him mel weit mehr entrüstet, als alle Handlungen, welche die traurigsten Folgen für die Gesellschaft haben. Da her haben die Diener der Götter in allen Ländern eine unendliche Menge von eingebildeten Tugenden und er dichteten Verbrechen erdacht, die mit der wahren Sit tenlehre nicht die geringste Gemeinschaft haben. Diese erschien bald als ein Hirngespinnst in den Augen derer, welche bemerkten, daß die religiösen Meinungen selbst nichts als Hirngespinnste wären. Da sie von Kindheit auf keine andere als phantastischen Verhältnisse, welche sich zwischen der Erde und den Himmeln finden sollten, kennen gelernt hatten; hatten sie gar keine Idee von den wirklichen fühlbaren und evidenten Verhältnissen, welche unter den Menschen obwalten; sie wußten nichts von Pflichten gegen sich selbst, noch gegen andre; weil ihnen ihre Priester nichts als falsche Meinungen beige bracht hatten; so schlossen sie daraus höchst unüberlegt, daß für sie selbst keine wahre Sittenlehre existire.

An die Natur also, an die Erfahrung, an die Vernunft, nicht an die Diener der Religion, müssen wir uns wenden, wenn wir die Pflichten gegen uns selbst und gegen die Gesellschaft kennen lernen wollen. Eine verdächtige Auctorität, ein wahnsinniger Fana tismus, ungewisse Hypothesen, eine frenwillige Verblen dung, das sind keine Führer, denen wir uns anver trauen könnten. *)

Vierz

Viertes Kapitel.

Von der Sittenlehre der Alten.

Hätte das Christenthum die Welt reellere Tugenden gelehrt, als diejenigen sind, welche man im Heidenthume findet; so hätte es sich ein unstreitiges Recht erworben, die Tugenden der Heiden zu unterdrücken. Es ist in der That für Jedem, der diese Tugenden näher untersucht, höchst schwer, in die Lobeserhebungen mit einzustimmen, welche ihnen eine blinde Vorliebe öfters verschwendet. Was waren denn die so gerühmten Tugenden der Spartaner eigentlich? Offenbar waren es nichts als wilde, menschentödtende, zerstörende Tugenden, die nur erfunden waren, um ein tollkühnes, ungerechtes, ungeselliges Volk aus ihnen zu machen. Findet man wohl nur einen Schatten von Billigkeit, von Wohlthätigkeit, von Unständigkeit in den Sitten, welche durch die Gesetze des Lysurgus eingeführt wurden? Scheint nicht dieser so berühmte Gesetzgeber einzig und allein den Zweck gehabt zu haben, sein

*) Quid de officio? num quis haruspiciem consuluit quemadmodum sit cum parentibus, cum fratribus, cum amicis vivendum? quemadmodum vtendum pecunia? quemadmodum honore? quemadmodum imperio? ad sapientes haec, non ad diuinos referri solent. Cicero de diuinat. Lib. II.

Die geringe Verbindung, oder vielmehr die gänzliche

Unverträglichkeit der religiösen Grundsätzen mit den Grundsätzen der achten Sittenlehre, ist in vielen neuern Werken sehr gut auseinander gesetzt worden, vornemlich in dem Syst. de la Nat. 2 vols. 1770. 8. in dem Christianisme dévoilé. 1766. 8. Lettres à Eugénie, 2 vols. 1768. 8. La contagion sociale, 2 vols. 1768. 8. Es-sais sur les préjugés 1770. 8. etc.

sein Volk in einem steten Stande des Krieges zu erhalten und seine brutalische Wildheit zu verewigen? Die Spartaner waren nichts anders als durch politischen Fanatismus bewafnete Mönche.

Können wir wohl mit mehrerm Grunde die Tugenden der Römer bewundern? Ach! den ihnen gab man den Namen der Tugend vorzugsweise der kriegerischen Tapferkeit, die sich nur zu oft mit der Billigkeit, der Vernunft und der Menschlichkeit ganz und gar nicht verträgt. War nicht die Vaterlandsliebe, welche den römischen Bürger charakterisirte, ein geschwornener Haß gegen alle andre Nationen, und bestand nicht ihr Wesen darin, daß man einem ungerechten und unmünftigen Idole Alles anopferte? Haben wohl die größten Männer unter den Römern, diesen Besiegern und Tyrannen der Erde — die Billigkeit, das allgemeine Wohlwollen, das Mitleid, die Menschlichkeit; mit einem Worte, alle die Tugenden, welche der Wissenschaft — der Sitten zur Grundlage dienen, gekannt? Man untersuche nur die Wirkungen des Patriotismus der Römer, und man wird bald finden, daß er alle Verbrießen, welche seinem Vaterlande nützlich seyn konnten, zu dem Range der Tugenden erhob. *) Wenn die

*) Die großen Männer, welche die Römer gut nannten, waren nichts als Krieger, als brave, fortes. Cicero gab den beyden Scipionen, welche in Spanien umkamen, und dem Marcellus den Namen Boni. Man sieht deutlich aus der Geschichte, daß diese guten Leute alle die kriegerischen Tugenden besaßen, aber keine einzige von den Eigens-

schaften hatten, welche Güte verrathen. Alle Völker, die keine Bundesgenossen der Römer waren, hießen ohne Unterschied Peregrini, Fremde, oder Hostes, Feinde. Der Gesetzgeber der Christen hat eben die Sprache geführt, wie die Römer: „derjenige, der nicht mit mir ist, ist wider mich. Qui non est mecum, est contra me.“

die griechischen und römischen Tugenden gewöhnlich nur als gefährliche Wirkungen eines ausschließenden Fanatismus, dessen Gegenstand das Vaterland war, anzusehen sind; so haben auch die christlichen Tugenden sehr oft keine andre Triebfeder gehabt, als einen ausschließenden und barbarischen Fanatismus für Mysterien, für dunkle Dogmen, für Hirngespinnste, welchen die Christen tausendmal die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit, die Ruhe der Nationen, ja ihr eignes Leben selbst opfert haben. Der Fanatismus der Griechen und Römer verleitete sie doch wenigstens zum Kampfe fürs Vaterland; da hingegen der Fanatismus der Christen sie nur zum Kampfe für Thorheiten, welche dem Vaterlande schädlich waren, antrieb.

Man ist gezwungen, den Verdacht zu hegen, daß die Griechen und Römer sehr wenige Begriffe von der Menschlichkeit haben mußten, wenn man nemlich von der Art, wie sie ihre Sklaven behandelten, auf ihre Empfindungen schließen darf. Die Zeloten bey den lacedämoniern waren der Reckheit eines jeden Bürgers Preis gegeben, indem er sie sogar ungestraft erwürgen konnte. Bey den Römern hatte jeder Herr das Recht, seine Sklaven zu tödten. Waren diese mit Jahren beladen und zur Arbeit unfähig geworden; so schickte man sie auf eine Insel der Tyber, und ließ sie daselbst auf eine grausame Art vor Hunger sterben. Kurz, alles beweiset uns, daß man bey den Alten die Sklaven nicht als Menschen betrachtete. Die Gesetze erlaubten es, sie wie das Vieh zu behandeln, ohne daß die Weisen der Nation es gewagt hätten, die so geheiligten Rechte der Menschheit für sie zu reklamiren. So wahr ist es, daß die Gewohnheit die Vernunft ausrottet!

Die Philosophie der Alten, die nur zu oft von einem theologischen Enthusiasmus gelenkt wurde, hat uns keine genau bestimmten Ideen von der Sittenlehre und der Tugend überliefert. Die Pythagorasse, die Socratesse, die Plato's, die sich durch den Unterricht der ägyptischen Priester und chaldäischen Magier gebildet hatten, schöpften in den Himmeln die Grundsätze einer Sittenlehre, welche sie auf der Erde hätten suchen sollen. Diese Sittenlehre wurde bewundert und für göttlich ausgegeben, weil sie sehr schwer zu begreifen war. Und wie nun die Menschen zu allen Zeiten geneigt waren, das Einfache und Natürliche zu verachten, um dem Wunderbaren nachzulaufen; so zog man denn auch die mystischen Begriffe dieser Weisen den einfachen und leichten Ideen Epikurs vor, dessen auf die Natur gegründete Sittenlehre man verwarf und als höchst gefährlich verwarf.

Waren die unempfindlichen Tugenden Zeno's und der stoischen Sekte, welche von den ersten Lehrern des Christenthums so begierig angenommen, und nur bloß ihrer Sonderbarkeit wegen bewundert wurden, und die noch in unsern Tagen von einigen religiösen Enthusiasten ausgeübt werden, waren sie wohl für Nationen gemacht? Wie konnten doch Männer, die im Uebrigen so weise waren, sich schmeicheln, die Leute zu überreden, daß die Güter des Lebens gleichgültige Dinge seyn; daß das Uebel und der Schmerz keine wirkliche Uebel seyn; daß man, um glücklich zu leben, gar nichts lieben müsse; daß die wahre Glückseligkeit und die wahre Weisheit in einer gänzlichen Gefühllosigkeit der Seele bestehe, die, wenn sie sich aller Herzen bemächtigen könnte, alle Bande zerreißen würde, wodurch die Glieder der Gesellschaft untereinander verbunden sind?

Man

Man nehme das strenge und oft den Wohlstand beleidigende Leben der Cyniker, ihre affectirte Verachtung der Reichthümer, ihre Losagung von den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, ihre Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft; und frage sich selbst, ob vernünftige Menschen sie wohl nachahmen konnten? Demungeachtet werden diese Tugenden noch unter uns geübt; wir sehen sie nachahmen von einigen cynischen Andächtlern, welche eine eben so übertriebene als unnütze Lebensart in den Augen des bödsinnigen Pöbels auszeichnet. Gibt es wohl einen wesentlichen Unterschied unter den Tugenden eines Diogenes und denen eines Kapuziners oder eines Mönchs vom Orden de la Trappe? Sind unsre Kartheuser wohl etwas anders als reformirte Pythagoräer? *)

Die wahre Weisheit soll nie eine Sprache führen, welche von der Sprache der Natur abweicht. Und doch hat ein sehr allgemeines und sehr abgeschmacktes Vorurtheil den Glauben aufgebracht, daß die Tugend nur ein außerordentlich mühsvolles Opfer seyn könne, und daß sie unaufhörlich der Natur widersprechen müsse. Durch welche Art von Eigensinn oder Thorheit haben sich doch die Freunde der Weisheit so oft von einer so lächerlichen Meinung hinters Licht führen lassen?

E 4

Wie

*) Das ganze Alterthum stellt uns Verweise auf, daß Pythagoras den Griechen statt der Philosophie nichts anders zugebracht hat als die mystische Lehre, die Symbolen, die abergläubischen Gebräuche, die Fisten, die Enthaltungen und die Scharlatanerie der ägypti-

schen Priester, zu deren Schüler er sich hatte einweihen lassen. Die Stotiker waren nichts als Mönche; die Platoniker nichts als Theologen; nach allem dem darf man sich also nicht wundern, bey den Alten nur eine theologische und mönchische Sittenlehre zu finden.

Wie haben sie doch glauben können, daß es etwas Verdienstliches sey, alle, selbst die unschuldigsten Regungen seines Herzens zu bekämpfen, und daß, um wirklich glücklich zu werden, man sich beständig bemühen müsse, traurig zu seyn? In Sonderbarkeiten, in gewaltsamen Handlungen, in der Verachtung des Schmerzes, in der Entsagung der erlaubtesten Vergnügungen, darin setzte ein Haufe alter und neuer Enthusiasten das Wesen der Sittenlehre. Gewiß nichts anders als der durch die Eitelkeit unterstützte Entusiasmus konnte den Menschen glauben machen, daß er sich über seine eigne Natur erheben und sich aller der Gegenstände berauben müsse, zu denen ihn seine Natur zieht, und zu denen alle Menschen ohne Unterschied einen gemeinschaftlichen Hang haben. Eine strenge Sittenlehre schreckt ab; wenn sie Bewunderer findet; so ist es nur bey einem unwissenden Volke, das jeden Sonderling gleich für einen wunderbaren und göttlichen Menschen hält. Man höre ja solche Leute nicht, sagt Cicero, welche behaupten, die Tugend müsse hart und gleichsam eisern seyn. *)

Die akademische Philosophie hat uns eben so wenig hinlänglich fixirte Begriffe von der Wissenschaft der Sitten aufbehalten. Ihre Schüler, die über Alles zu disputiren gewohnt waren, haben uns nichts als einen Haufen von Subtilitäten hinterlassen, die alle nicht zur Aufklärung der Sachen dienen. Der Pyrrhonismus diente nur dazu, um alles in Verwirrung zu bringen. Waren wohl Menschen, die an Allem zweifelten, geschickt, unsre Ideen zu fixiren über die Pflichten des Menschen, die doch für diejenigen, welche darüber nachdenken, so evident bewiesen sind?

Mit

*) Non sunt isti audiendi, qui virtutem duram et quasi ferream esse volunt. Cicero de amicitia.

Mit einem Worte, wiewohl viele Weisen des Alterthums sich ernstlich mit der Sittenlehre beschäftigt zu haben scheinen; so haben sie sich doch, weil sie nicht von den natürlichen und erwiesenen Grundsätzen ausgingen, sehr oft in ihren philosophischen Untersuchungen verirrt. Ueberhaupt genommen finden wir sehr wenig Verbindung in ihren Systemen; kein Ganzes, keine Folge ihrer Ideen; die Sittenlehre, die sie uns vortragen, schränkt sich gewöhnlich auf schwankende Begriffe ein, auf einige hingeworfene Maximen und Sentenzen, auf manche zuweilen sehr gute und sehr wahre Reflexionen; aber sie hängen nicht zusammen, und entkräften sich öfters untereinander selbst.

Die Wissenschaft der Sitten muß eben so, wie die physischen Wissenschaften, auf Thatsachen gegründet seyn; das heißt, ihre Basis muß Erfahrung seyn. Die alten sowohl als viele neuere Philosophen scheinen aber bloß ihren Enthusiasmus und ihre überspannte Einbildungskraft dabei zu Rathe gezogen zu haben. Da sie überdem noch in verschiedne Sekten getheilt waren, die es sich zum Grundsatz machten, einander gerade zu zu widersprechen, wurden sie noch dazu öfters verblendet von dem Partheingeiste, der stets ein mächtiges Hinderniß bey der Entdeckung der Wahrheit war und seyn wird. Kurz, es ging bey den philosophischen Sekten eben so wie bey den religiösen; man zog das Ansehen seiner Lehrer dem Ansehen der Vernunft vor. Die Erfahrung ist der einzige Lehrer, dessen Lehren nicht trügen, und dessen Ansehen geschickt ist, den Freund der Weisheit zu leiten.

Sünstres Kapitel. Von den neuern Sittenlehrern.

Bei den Neuern scheint das Recht, die Sittenlehre vorzutragen, ausschließungsweise den Dienern der Religion zu gehören: und sie betrachten alle andern, die es sich einfallen lassen, den Menschen ihren Rath zu ertheilen, als Usurpateurs. Allein in den Händen der Priester schlich sich, wie wir gesehen haben, undurchdringliches Dunkel in diese Wissenschaft, weil sie metaphysische und übernatürliche Begriffe darein mischten. Es kommt nicht den Feinden der menschlichen Vernunft zu, die Vernunft zu entwickeln. Wenn man dem Menschen das Recht nimmt, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen; so löscht man ihm die einzige Fackel aus, die ihm seinen Pfad auf dieser Welt erhellen kann; es ist gerade so, als wenn man ihm sagte, er solle aufs Gerathewohl herumirren, oder sich durch sehr verdächtige Führer leiten lassen. *) Die Augen der Menschen beständig auf den Himmel richten, während sie hier unten auf der Erde wandeln, ist eben so viel, als wenn man ihnen anrathet, jenen unvorsichtigen alten Philosophen nachzuahmen, der seine Augen auch auf die Sterne heftete, und darüber in eine Grube fiel.

Man hat schon aus dem oben Gesagten sehen können, wie schwach der Grund und wie willkürlich und eingebildet die Triebfedern der religiösen Sittenlehre seyn; und wie wenig Nutzen sie auf der Erde stifte, die sie

*) Man könnte eine Stelle aus der Bibel hieher ziehen, welche den Fluch gegen den ausspricht, der einem Vlin: den vom rechten Wege ab:

führt. Maledictus qui errare facit caecum in itinere. E. V. B. Moses, Kap. 17. v. 18.

sie in ihren Lehren gänzlich vergessen zu haben scheint. Sie kann nur Heilige, das heißt, Himmelsbürger, hervorbringen. Wie aber ihre Grundsätze im Stande seyn sollten, Bürger für diese Welt oder nützliche und brauchbare Mitglieder der Gesellschaft zu bilden, das ist nicht abzusehen.

Einige Moralisten, die sich in den Regionen der Metaphysik verirrt haben, reden uns von ewigen, unveränderlichen, ja von der Gottheit selbst unabhängigen Regeln der Sittenlehre. Könnte man sie aber nicht fragen, was sie unter Regeln oder Gesetzen verstehen, die älter sind als die Wesen, für die sie zu gebrauchen seyn könnten? Wenn der Zweck der Sittenlehre ist, die Handlungen der Menschen zu ordnen; wie kann man denn wohl sich einbilden, daß ihre Regeln schon vor der Bildung, vor der Erschaffung oder vor der Ordnung des Chaos existirt haben? War das Gesetz wider den Todschlag schon da, ehe es sterbliche Wesen gab? Existirte das Gesetz wider den Diebstahl wohl ehe, als es Eigenthum unter den Menschen gab? Mußte man endlich schon seinen Vater, seine Mutter, sein Vaterland lieben und der Gesellschaft unterthänig seyn, ehe es Eltern, Vaterland, Gesellschaften gab? Und doch findet man solche Ungereimtheiten und Absurditäten, welche die Metaphysik in die Sittenlehre eingeführt hat!

Einige neuere Philosophen haben geglaubt, uns sicherere und zur Fixirung unsrer Ideen auf die Sittenlehre geschicktere Grundsätze vorzutragen: allein aus Mangel eines gehörigen Studiums des Menschen haben sie ihn nicht so gesehen, wie er wirklich ist, oder sie haben die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen nicht gekannt. Sie geben der Wissenschaft der Sitten zur

Ba:

Basis einen vorgeblichen moralischen Sinn, einen unerklärbaren Instinkt, ein angebournes Wohlwollen, eine vollkommen uneigennützigte Liebe zur Tugend, welche macht, daß wir sie ohne Rücksicht auf uns an andern billigen. *)

Untersuchen wir diese Ideen näher; so werden wir finden, daß es nichts als Hirngespinnste sind. Von der Geburt bringen wir eben so wenig die Ideen von Laster und Tugend mit auf die Welt, als die Begriffe von Circeln und Triangeln. Unsere Gefühle des Guten und des Bösen können nicht angeböhren oder älter als die Erfahrung seyn; denn sie gründen sich ja lediglich auf die Art und Weise, wie wir durch die Wirkungen affectirt werden; dadurch werden wir dann in den Stand gesetzt, über die Ursachen zu urtheilen und für dieselben entweder Gefühle der Liebe oder des Hasses zu haben. Die Menschen bringen bey der Geburt gewisse Anlagen mit, vermöge deren sie die moralischen Wahrheiten leichter oder schwerer begreifen, so wie sie Köpfe mitbringen, nach deren Organisation sie die physischen oder geometrischen Wahrheiten schneller oder langsamer begreifen. Wir können das Feuer vom Wasser, das Vergnügen vom Schmerze, den Triangel vom Circel, eine lobenswürdige Handlung von einer tadelnswürdigen nicht anders unterscheiden, als durch die Verschiedenheit der Wirkungen, welche diese Dinge auf uns selbst haben; wir können nur in Beziehung auf uns davon urtheilen. Wer das Gegentheil behauptet, der behauptet, daß wir die Ursachen vergleichen und beurtheilen können, ehe wir die Action derselben erfahren haben.

Un-

*) S. Characteristicks of
Mylord Shaftesbury.
Hutchelons und Hu-

me's Werke, u. a. m. Auch
unten das 9te Kapitel dies
ses ersten Theils.

Unsre moralischen Urtheile oder Gefühle können niemals uneigennützig seyn; wir können nichts lieben, als was uns gefällt, was uns nützlich, was uns angenehm ist, was uns Vergnügen verschafft, sey es nun ein dauerndes, oder nur ein augenblickliches. Nirgends als in uns selbst können wir die Beweggründe unsrer Zuneigung, unsers Wohlwollens gegen die Menschen oder die Dinge überhaupt finden. Wir haben doch vernünftige Schriftsteller glauben können, daß der Mensch Ideen vom moralischen Guten und Uebel, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Ordnung und Unordnung, von Schönheit und Häßlichkeit mit auf die Welt bringe? Wir werden zeigen, daß sie erworbene und kultivirte Anlagen für angeborne Ideen hielten. Jeder Mensch bringt das Bedürfniß der Nahrung bey der Geburt mit, oder, wenn man will, einen Instinkt, der ihn zum Essen antreibt; aber nur die Erfahrung lehret ihn den Unterschied zwischen angenehmer Speise, und unangenehmer oder gefährlicher. Die Uebung und die Gewohnheit verschaffen ihm eine Leichtigkeit, um sogleich oder wie aus Instinkt zu beurtheilen, ob das, was er vor sich hat, gemacht ist, ihm zu gefallen oder zu missfallen, ob es ihm vortheilhaft oder schädlich ist.

Die Anhänger des moralischen Gefühls und des uneigennütigen Wohlwollens haben sich ohne Zweifel eingebildet, daß diese Anlagen, welche man in die Herzen aufgeklärter, gefühlvoller, tugendhafter Personen eingegraben sieht, und welche die Gewohnheit gleichsam mit ihnen identifizirt hat, sich unfehlbar auch bey allen übrigen Wesen des Menschengeschlechts finden müßten. Indessen wie viele Leute gibt es nicht in der Welt, die vom Guten und vom Bösen, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Tugend und Laster sehr verwirrte und falsche Ideen haben! Finden wir nicht gegen einen

einigen Menschen, der den Werth oder Unwerth der menschlichen Handlungen fühlt oder zu schätzen weiß, ganze Millionen, die nicht wissen, was sie davon denken sollen, oder die über die Urtheile, welche sie davon fällen sollen, nicht einig werden können? Kurz, ist die Welt nicht mit verkehrten Menschen angefüllt, denen das Laster und das Verbrechen nützlich scheint, und in deren Augen die Tugend nur ein unangenehmer Gegenstand ist?

Es gibt nur wenige Personen in der Welt, welche solche Anlagen, Eigenschaften und Einsichten besitzen, die erfordert werden, um vernünftig über die Dinge zu urtheilen. Das moralische Gefühl ist bei vielen Menschen Nichts; sein Keim ward bei einigen gar nicht gepflanzt und nicht gewartet; bei vielen andern ganz und gar erstickt. Dieses hurtige und schnelle Gefühl, oder dieser Instinkt, der uns in den Stand setzt, die menschlichen Handlungen so gut zu beurtheilen, ist lediglich die Wirkung eines gut organisirten Kopfes, der nur ein Geschenk der Natur ist, einer aufgeklärten Erziehung, und öfters einer langen Reihe tiefer Betrachtungen, deren nur wenige Leute fähig sind. Es hat mit dem moralischen Gefühle eben die Bewandniß wie mit dem Geschmacke in den Künsten. Man erlangt ihn nur dadurch, daß man die Gegenstände öfters betrachtet, sie mit der Natur, welche sie abbilden, vergleicht, und darüber nachdenkt. Es ist nichts seltner als ein feines Gefühl in der Sittenlehre. Alles verschwört sich, den Verstand mit so vielen Vorurtheilen anzufüllen; so gewaltige Mächte vereinigen sich, sie darin fest zu halten; die allgemeine Meinung ist mit so vielen Irrthümern durchwebt; die Gewohnheit hat so viel Gewalt über uns; die Herzen sind so verderbt, daß nur sehr wenige Personen im Stande sind, die Handlungen der Menschen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.

Ben

Bei der Betrachtung der Sitten, der Gebräuche, der bürgerlichen Einrichtungen, der Regierungsformen und der Gesetze, welche man unter den Bewohnern der verschiedenen Gegenden dieser Erde antrifft, und der so wenig zusammentreffenden Ideen, die über gewisse Handlungen bei ihnen herrschen, haben sich einige Grübler eingebildet, daß die Sittenlehre keine feststehenden Grundsätze habe, daß sie also nur als etwas Conventionelles angesehen werden könne, und daß sich die Pflichten des Menschen auf nichts als auf die Tugenden, die Mode oder die Gesetze der Gesellschaft gründen. Allein sie sahen nicht, daß die Gewohnheiten, die oft närrische und unvernünftige Aufführung, die bürgerlichen und religiösen Einrichtungen aller Völker der Erde gemeinlich nichts für sich hatten, als die Unwissenheit eben dieser Völker, ihre Unerfahrenheit, falsche Ideen von Nutzen, und vornehmlich die Routine, welche niemals raisonnirt. Wollte man nach den Dingen, die bei den verschiednen Nationen der Erde ausgeübt werden, eine Sittenlehre entwerfen; so würde kein Lafter und kein Verbrechen mehr zu erdenken seyn, das nicht dadurch lobenswürdig und rechtmäßig werden würde. Es gibt Länder, wo Alles die ungerechtesten, die schwärzesten, die ausschweifendsten Handlungen zu autorisiren scheint, und wo die herrschende Meinung den allerverabscheuenswürdigsten Gebräuchen den Stempel des Verdienstlichen aufdrückt. Sollten wir aber daraus wohl schließen, daß die Sittenlehre keine sichern Grundsätze habe, oder daß die Tugend nur ein leerer Name sey? Nein, gewiß nicht: sondern wir schließen bloß daraus, daß diejenigen, welche diese Gebräuche beobachten, strafwürdige und unvernünftige Gebräuche dulden oder beschützen, und die wahren Ideen der Sittenlehre und der Tugend nicht kennen. Wir schließen ferner daraus, daß die menschliche Vernunft in vielen Län-

dern

bern noch nicht gehörig entwickelt sey, um das wahre Nützliche von dem scheinbaren Nützlichen zu unterscheiden. Endlich schlossen wir noch daraus, daß man keine Sittenlehre auf die Thorheit, die Trägheit, die Vorurtheile der Völker, noch auf das besondere Interesse derjenigen gründen könne, welche hartnäckig die Unwissenheit zu verewigen bemühet sind.

Welche Ideen von Sittenlehre könnte man sich formiren, wenn man Alles das als gut, als gerecht, als wohlstandig ansähe, was man bey den alten Nationen ausüben gesehen hat, und was man noch heutiges Tages bey den Neuern antrifft? Sah man nicht die Phönizier und Karthaginer ihre Kinder ihrem Gotte opfern? Brachte nicht in allen Ländern die Religion ihrer Gottheit Menschenopfer? Findet nicht noch die allerunnenschlichste Grausamkeit Beifall bey einigen wilden Nationen, wo es Sitte ist, die Kriegsgefangenen aufzuessen? Machten es sich nicht Kinder zur Pflicht, ihre vor Alter schwach gewordenen Väter zu morden? Wssen nicht Männer ihre Weiber, Väter ihre eignen Kinder?

Wir finden weder mehr Weisheit, noch mehr Vernunft bey einer großen Anzahl von Nationen, welche sich gleichwohl für sehr polizirt halten. Barbarische Gesetze verurtheilen bey ihnen Menschen zum Scheiterhaufen, weil sie eine andre als die herrschende Religionsmeinung haben. Man sieht Völker unter ihnen, grausamer noch als die wilden Thiere, in ewigen Kriegen leben und sich eine Ehre daraus machen, einander zu erwürgen. Wenn die Indianer niederträchtig genug sind, ihre Weiber den Fremden Preis zu geben; so sieht man hingegen auch Völker, die sich für sehr erleuchtet halten, den Ehebruch als eine Kleinigkeit

keit ansehen, und nicht den geringsten Werth auf die eheliche Treue setzen. Wie viele Länder gibt es endlich nicht in der Welt, wo die herrschende Meinung, die Gewohnheit, die Regierung und die Gesetze es sich zum Hauptaugenmerk scheinen gemacht zu haben, alle Ideen von Güte, von Menschlichkeit, von Vernunft, von Billigkeit umzustossen! „Es ist nichts so geringfügig, sagt le Vayer, was nicht irgendwo wichtig seyn sollte. Es gibt keine Thorheit, wofern sie nur gut eingekleidet ist, die nicht bey irgend Jemanden für Weisheit gelten sollte. Es gibt keine Tugend, die nicht in einem andern Lande für Laster, kein Laster, das nicht anderswo für Tugend gehalten werden sollte.“

Diese Verirrungen und Ungereimtheiten aber müssen uns nicht zu dem Glauben verleiten, als ob die Sittenlehre gar nicht existire. Wir dürfen bloß daraus schließen, daß die Sittenlehre und ihre ersten Pflichten vielen Menschen, die sich vernünftig nennen, unbekannt sind, und daß viele civilisirte Nationen noch in gewissem Betrachte in einer völligen Barbaren und in einer tiefen Unwissenheit ihrer wahren Vortheile versunken liegen. Der Mensch lernt nur durch Thorheiten weiser werden; nur durch leiden werden die Völker die Nothwendigkeit fühlen, die Mißbräuche, deren Schlachtopfer sie sind, abzustellen.

Zust in der Barbaren, welche immer noch im Schooße selbst der civilisirtesten Nationen anzutreffen sind, stößt die Vernunft auf Hindernisse bey den Wahrheiten, die sie gern lehren möchte. Die Philosophie ist genöthigt, gegen die wirklich viehische und rohe Unwissenheit der Völker und ihrer Beherrscher zu kämpfen. Sie findet auf ihrem Wege Meinungen, Gebräuche, Maximen und Einrichtungen, die dem geraden Men-

D

schens

schenverstande schnürstracks zuwider sind. Sie kämpfen jedem Schritte gegen Vorurtheile, welche Gewalt beschützt, und die man ohne Gefahr nicht angreifen darf. Irrthum und Betrug haben mächtige Freunde und zahlreiche Anhänger: die Wahrheit hingegen hat nur schwache kleinmüthige Freunde, welche gegen kriegerische Feinde streiten müssen. Die Sittenlehre mißfällt, weil sie sich den lasterhaften Neigungen widersetzt, die durch eine allgemeine Zusammenverschwörung den Sterblichen aufgedrungen werden.

Statt daß die bürgerlichen Einrichtungen, die Regierungen, die religiösen Ideen, die schwankenden Hypothesen einiger Philosophen den Menschen entweder zum Studium der Sittenlehre oder zur Ausübung der Tugend hätten anreizen sollen; haben sie ihm vielmehr einen gänzlichen Widerwillen dagegen beigebracht. Da die Menschen die endlosen Disputen sahen, die sich so oft unter den Moralisten erhoben; da sie fanden, daß sie nicht einmal über die ersten Grundsätze ihrer Wissenschaft einig waren; da sie die unaufhörlichen Verschiedenheiten in den Urtheilen wahrnahmen, welche sie nach der Verschiedenheit ihrer Systeme oder Vorurtheile oft über eine und eben dieselbe Handlung fällten; da sie die mühseligen Untersuchungen und verwickelten Entscheidungen so vieler Theologen und Casuisten erblickten; überließen sich sehr viele von ihnen einem völligen Pyrrhonismus in Ansehung der Sittenlehre; andre aber betrachteten sie als eine abstrakte Wissenschaft, die für den gemeinen Schlag von Menschen gar nicht tauglich sey; sie glaubten, es habe mit dieser wichtigen Wissenschaft eben die Beschaffenheit wie mit so vielen andern, deren Zweck bloß ist, den Verstand der Gelehrten zu üben, oder in welchen das Für und Wider sich auf gleiche Art behaupten lasse. Noch andre verachteten
sie

sie als eine schwankende Wissenschaft, die gar keine evidenten Grundsätze habe. Noch andre endlich verschrien sie als ekelhaft, als unwürdig, Fürsten, Staatsmänner und Weltmänner zu beschäftigen, und behaupteten, sie sey bloß für müßige Grübler, die man für unbequeme, ermüdende und lächerliche Träumer hielt. Wie viele Leute gibt es nicht, welchen schon der bloße Name der Sittenlehre Ekel verursacht! Wie viele andre findet man nicht, für welche Sittenlehre, Pflichten des Menschen, Tugend nichts als leere Worte sind, mit denen sie keine Bedeutung verknüpfen! Wie viele endlich noch, welche eine Wissenschaft hassen, die sie unbesquem für ihre Laster, ihre Neigungen, ihr augenblickliches Interesse finden, und die sie darum sogleich als unverträglich mit der Glückseligkeit des Menschen, und vollkommen unanwendbar in der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge ausgeben.

Die Wissenschaft der Sitten muß auf der Erde, nicht in den Himmeln geschöpft werden; man muß sie in dem Herzen des Menschen, nicht in dem Schooße der Gottheit suchen. Sie muß einfache, evidente, unveränderliche Grundsätze haben. Umsonst würde man sie auf den dunkeln Orakelsprüchen der Religion bauen wollen, die in jedem Lande der Erde verschieden sind; die uns öfters Gottheiten zu Mustern darstellen, welche selbst von Weisheit, von Gerechtigkeit, von Vernunft und von Tugend entblößt sind, welche uns Pflichten vorschreiben, die unsrer Natur und dem Wohle der Gesellschaft entgegen streben. Vergebens würde man diese Sittenlehre auf Gebräuche und Vorurtheile gründen, die so oft der gesunden Vernunft widersprechen. Umsonst würde man ihre Grundsätze und Regeln in Werken suchen, welche Enthusiasmus oder Betrug ausgedacht hat. Vergebens würde man sie schöpfen wol-

ten aus den Maximen einer gemeiniglich verderbten Politik. Mein, in so verdächtigen Quellen muß der Mensch die Regeln seiner Aufführung nicht suchen; er würde nur Räthsel, Ungewissheiten und Beweggründe zum Verirren darin finden.

Es gibt nur eine Sittenlehre; und sie muß für alle Bewohner unsres Erdkreises dieselbe seyn. Wenn der Mensch sich überall gleich ist; wenn er überall eben dieselbe Natur, eben dieselben Neigungen, eben dieselben Begierden hat; so werden wir, wenn wir ihn und seine unwandelbaren Verhältnisse gegen die übrigen Wesen seiner Art studiren, ohne Mühe seine Pflichten gegen sich selbst und gegen andre entdecken. Der wilde Mensch und der polisirte Mensch; der weiße, der rothe, der schwarze Mensch, der Indianer, der Europäer, der Sineser, der Franzose, der Neger und der Lappe haben eine und eben dieselbe Natur: die Verschiedenheiten, die wir an ihnen wahrnehmen, sind bloße Modificationen dieser einzigen Natur, hervorgebracht durch das Clima, die Regierung, die Erziehung, die Meinungen, und durch die verschiedenen Ursachen, welche auf sie wirken. Die Menschen unterscheiden sich einzig und allein durch die Ideen, die sie sich vom Glücke machen, und durch die Mittel, die sie erdacht haben, um es zu erlangen.

Wenn man vom Menschen selbst ausgeht; so wird man die Sittenlehre, die sich für ihn schickt, leicht finden. Diese Sittenlehre wird wahr seyn, wenn man den Menschen so sieht, wie er ist. Seine Pflichten werden erkannt werden; wenn sie seiner Natur angemessen sind: Dann werden die Grundsätze der Sittenlehre evident seyn, und ein System formiren, das eben so strenge wird bewiesen werden können, als die Arithmetik

metik oder Geometrie. Diese Wissenschaft wird für Jedermann deutlich seyn; sie wird gleich anwendbar seyn auf den Regenten wie auf den Unterthan; auf den Unwissenden wie auf den Gelehrten; auf den Städter wie auf den Bauer; auf den ehrlichen Mann wie auf den Schurken; auf den Ubergläubischen wie auf den Ungläubigen; auf den Philosophen wie auf den Priester. Sie wird ganzen Nationen wie einem jeden Individuum zur Regel dienen können; sie wird die Staatskunst leiten können und allen auf dem ganzen Erdboden zerstreuten Völkern begreiflich machen, daß ihre Verhältnisse und ihre Pflichten durchaus mit denen einerley sind, welche zwischen den Bürgern des nemlichen Staates oder zwischen den Gliedern der nemlichen Familie statt finden.

Mit einem Worte, eine auf die Evidenz und die Erfahrung gegründete Sittenlehre wird den Fürsten wie den Unterthanen, den Großen wie den Kleinen, den Reichen wie den Armen zeigen, daß die öffentliche sowohl als die Privatglückseligkeit ganz genau mit der Ausübung der Pflichten, die sie auflegt, zusammenhängt; daß kein Volk, kein Reich, kein Regent, kein Mensch ohne Tugend wahrhaft und dauernd glücklich seyn kann.

Sechstes Kapitel. Natürliche Grundsätze der Sittenlehre.

Die Sittenlehre für den Menschen muß auf die Natur des Menschen gegründet seyn. Sie muß ihn lehren, was er ist, ihm den Zweck zeigen, den er sich vorsetzen muß und die Mittel ihn zu erreichen. Respi-
ce finem, habe deinen Zweck vor Augen, ist der Inbegriff der ganzen Sittenlehre.

Der Mensch ist ein empfindendes, urtheilendes, vernünftiges Wesen. Ein empfindendes Wesen ist dasjenige, welches vermöge seiner Natur, seines innern Baues, seiner Organisation fähig ist, Vergnügen zu empfinden und Schmerz zu fühlen, und das durch diese seine Natur selbst gezwungen ist, das eine zu suchen und das andre zu meiden. Ein urtheilendes Wesen ist dasjenige, welches sich einen Zweck vorsetzt und fähig ist, die gehörigen Mittel zu ergreifen, die es zu seinem Zwecke führen. Ein vernünftiges Wesen ist dasjenige, welches durch die Erfahrung in den Stand gesetzt ist, die allersichersten Mittel zu wählen, um zu seinem vorgesezten Zwecke zu gelangen.

Das Glück ist nichts als das fortgesetzte Vergnügen. Wir können nicht daran zweifeln, daß der Mensch es nicht in jedem Augenblicke seiner Existenz suche: daraus folgt dann, daß das dauerhafteste und solideste Glück dasjenige sey, was dem Menschen am angemessensten ist. Die Sittenlehre muß ihn daher aufmuntern in seinem Aufsuchen, nicht ihn daran hindern. Ihre Pflicht ist, ihm das dauerhafteste, das reellste, das wahrhafteste Glück oder Vergnügen anzuzeigen und ihm beweisen, daß er dasselbe dem vorübergehenden, scheinbaren und trüglichen vorziehen müsse.

Um das Glück zu fühlen, muß man existiren; also muß der Mensch vermöge seiner Natur suchen sich zu erhalten und Alles dasjenige vermeiden, was seiner Existenz Schaden oder Schmerzen verursachen könnte. Daraus folgt, daß der Mensch unter seinen Vergnügungen eine Auswahl anstellen, und nur diejenigen als wahre Güter betrachten muß, welche seinem Wesen nicht schädlich sind, es sey gleich unmittelbar oder erst durch ihre entferntere Wirkungen.

Um

Um sich zu erhalten und des Glückes zu genießen, lebt der Mensch in Gesellschaft mit Menschen, welche mit ihm gleiche Begierden und gleiche Abneigungen haben. Die Sittenlehre wird ihm also zeigen, daß, um sich selbst glücklich zu machen, er verbunden ist, sich mit dem Glück derjenigen zu beschäftigen, deren er zu seinem eignen Glück bedarf; sie wird ihm beweisen, daß unter allen erschaffenen Wesen keines für den Menschen so nothwendig ist, als der Mensch.

Das Glück wünschen heißt dasjenige lieben, was mit unserm Wesen übereinstimmt, was dasselbe erhalten, was unsre Existenz glücklich machen kann. Der Mensch muß also von Natur nicht nur sich selbst lieben, sondern auch alles dasjenige, was zu seiner Glückseligkeit etwas beitragen kann; daraus folgt, daß der Mensch seines eignen Interesses wegen, die übrigen Menschen lieben muß, weil sie zu seinem Wohlstande, zu seiner Erhaltung, zu seinem Vergnügen nothwendig sind.

Andre lieben heißt die Mittel zu unsrer eignen Glückseligkeit lieben; heißt ihre Erhaltung, ihren Wohlstand wünschen, weil wir finden, daß der unsrige mit dem ihrigen verbunden ist; heißt unsre Interesse mit den Interessen unsrer Mitgesellschaftler vereinigen, um an dem allgemeinen Wohle zu arbeiten.

Das sind die einfachen und ganz deutlichen Grundsätze der Sittenlehre. Wir werden gewiß nicht irren, wenn wir die Wissenschaft der Sitten auf unsre physische Empfindbarkeit, auf die Begierden, von denen wir beständig gereizt werden, auf die unveränderliche Liebe, welche ein Jeder zu sich selbst trägt, auf unsere wahren Interesse gründen werden. Das Interesse ist die durch

den Gegenstand, worin ein Jeder sein Wohlfeyn setzt, erregte Begierde. Dieses Interesse ist natürlich und vernünftig, wenn wir es nur auf solche Gegenstände heften, die wirklich nützlich für uns sind; es ist sehr rechtmäßig, und untadelhaft, wenn es dem Interesse eines Andern nicht nachtheilig ist; es ist sehr lobenswürdig, wenn es dem Interesse unsrer Mitgesellschafter gleichförmig, oder gar zu ihrem Glücke beförderlich ist. Die Sittenlehre muß keinen andern Gegenstand haben, als die Menschen ihre wahren Interesse kennen zu lehren. Die Tugend ist nichts anders als die Beförderung des Wohls der in Gesellschaften vereinigten Menschen.

Um der Tugend reelle Triebfedern zu geben, um ihr bey den Menschen einen Werth zu verschaffen, muß man sie mit dem eignen Wohle derselben in Verbindung setzen; muß sie von einer angenehmen Seite zeigen, und sie nicht als eine strenge Lehrerin, als eine Feindin ihrer Glückseligkeit, als eine schmerzliche Aufopferung ihrer liebsten Interesse vorstellen. Wenn die Tugend ja eine Aufopferung ist; so besteht dieses Opfer doch bloß darin, daß man eitle und vorüberauschende Vergnügungen einem dauernden Glücke aufopfert.

So rede man doch also den Menschen, wenn man sie zur Tugend aufmuntern will, nicht mehr ein, sie bestehe darin, daß man die Natur bekämpfen, seinen Wünschen widerstehen, und sich hier unten unglücklich machen müsse, um den unsichtbaren Mächten, welche man als Feinde der Glückseligkeit der Erdbewohner verkündigt, zu gefallen: man rathe ihnen doch nicht mehr, sich selbst zu hassen, das Vergnügen zu verabscheuen, der Gesellschaft abzusagen; man bemühe sich doch nicht mehr, statt die Liebenswürdigkeit der Tugend zu zeigen, sie mit den häßlichsten Zügen zu schildern. Man sage ihnen

ihnen doch vielmehr, daß sie sich wahrhaft lieben sollen, daß sie alle Mittel, um ihr Wohlsseyn zu befördern aufsuchen, daß sie mit Maaße der natürlichsten Vergnügungen genießen, aber alle diejenigen als Uebel betrachten sollen; deren Genuß unangenehme Folgen entweder für sie selbst oder für Andre haben würde; man gebe ihnen zum Beweggrunde ihre eigne Erhaltung an, und den Vorzug, den ein dauerndes Glück vor einem augenblicklichen haben muß; man zeige ihnen die unaufhörlichen Vortheile, die daraus entspringen, sich denen, mit welchen sie in Gesellschaft leben, gefällig zu machen; weil die Achtung, die Liebe, der Beistand derselben zu ihrer eignen Glückseligkeit nothwendig ist; man gebe ihnen Anweisung, wie sie sich aufführen müssen, wenn sie die Zuneigung der empfindenden Wesen, mit welchen sie umgeben sind, verdienen wollen. *) „Man muß den Menschen unterrichten, wie er sich selbst lieben und seinen eignen Glückseligkeit befördern müsse; daran noch zweifeln, ob er sich lieben und seinen Vortheil suchen dürfe, ist Wahnsinn.“

Um diese Sittenlehre wirksam zu machen, und um die Menschen zum Gutesethum zu reizen; müssen die Erziehung, die allgemeine Meinung, die Regierung, die Gesetze sie zur Tugend einladen, und sie von Allem, was die allgemeine Glückseligkeit stören könnte, ablenken. Man ersinne doch nicht unter dem Vorwande, den Menschen über seine Pflichten aufzuklären, eingebildete Pflichten für ihn, die sich bloß auf Verhältnisse gründen, die zwischen ihm und Wesen, von denen er keinen

D 5

Be.

*) Modus ergo diligendi
praecipendus est homini,
id est, quomodo se diligit
aut profit sibi: quin au-

tem se diligit aut profit
sibi dubitare dementis est.
Seneca.

Begriff hat, statt haben sollen. Statt daß man endlich den Menschen in Ansehung dessen, was er ist, des Zweckes, auf den er hinarbeiten soll, und der Mittel diesen Zweck zu erreichen, in einer groben Unwissenheit zu erhalten sucht; zeige man ihm doch lieber seine Interesse; man belehre ihn über seine Rechte, man baue seine Vernunft, die nur dann ein gefährlicher Führer ist, wenn man sie nicht entwickeln will.

Es ist nur sein eignes Glück, worauf der Mensch in allen seinen Handlungen, seinen Gedanken, seinen Wünschen und Leidenschaften sein Augenmerk richten kann; nur sich selbst kann er lieben in den Gegenständen, welche er liebt; nur auf ihn selbst kann die Zuneigung, welche er gegen andre Wesen seiner Gattung hegt, zurückfallen. So lange er eine aufgeklärte Vernunft zu Rathe zieht, geht er mit sichern Schritten dem Glücke entgegen, das er sich vorsetzt. So bald wir ihn sich selbst Schaden zufügen sehen; dürfen wir daraus schließen, daß er irret, daß seine Einbildungskraft ihn auf Abwege leitet, daß seine Vernunft in Unordnung oder gar nicht ausgebildet worden ist, und daß blinde Leidenschaften ihn dahin reissen.

Der Mensch kann sich in keinem Augenblicke seines Lebens von sich selbst trennen; er kann sich selbst nie aus dem Gesichtspunkte verlihren; Alles, was er versucht, was er unternimmt, was er thut, hat den Zweck, sich einiges Vergnügen zu verschaffen oder einiges Uebel von sich zu entfernen. Wenn er das Böse dem Guten vorzieht; so liegt der Grund bloß darin, daß er das Böse für Gut hält; sobald er sich ein Vergnügen versagt, das er sich machen könnte; so geschieht dies gewiß in Rücksicht auf ein andres Vergnügen, das er für größer, für dauerhafter hält, oder auf ein entfernt-

fernteres Glück, das er sich durch diese seine Entsagung, oder auch wohl gar durch einige Augenblicke von Schmerz zu erkaufen verspricht. Die Klugheit ist nichts als das durch die Vorhersehung aufgeklärte Interesse.

Sich selbst beweint der Mensch, wenn er auf der Urne einer Gattin, eines Kindes, eines Freundes, die seinem Herzen notwendig waren, bittre Zähren vergießt. Nicht die kalte und unempfindliche Asche treffen unsre Klagen und unser Bedauern; sondern vielmehr die Güter, die Vergnügungen, die Unnehmlichkeiten, deren wir uns nun beraubt sehen; das grausame Gefühl dieser Beraubung ist es, das den empfindsamen Menschen zuweilen zum Grabe führt.

Das Ich ist hassenswürdig, wie Pascal sagt: man wird dies leicht eingestehen, wenn das Ich sich niemals mit dem Glücke der Andern beschäftigt, oder wenn das Ich nur Handlungen hervorbringt, die ihnen missfallen. Aber das Ich ist natürlich, wenn es sich ein Gnüge thut ohne einen Andern dadurch zu beleidigen, es ist selbst sehr achtungswürdig, wenn es sich selbst vergnügt und dadurch zugleich etwas thut, was andern nützlich oder angenehm ist. Wenn der Mensch, der nichts als sich selbst liebt, ein allgemeiner Feind ist; so ist hingegen derjenige, welcher die andern liebt, in der Absicht sich ihre Gegenliebe zu verschaffen, der Freund des menschlichen Geschlechts. Die ausschließende Neigung zu uns selbst ist unvernünftig, weil sie uns verhindert einzusehen, daß wir zu unserm eignen Wohlfeyn der Andern bedürfen; es ist hassenswürdig, weil es uns in Ansehung des Glückes derer, welchen wir uns nützlich zu machen verbunden sind, die Augen verschließt. Das Wort Interesse bedeutet bey einem Geizigen, einem Hofslinge, einem Tyrannen eben so viel als Ungerechtigkeit, (Be-

Bestechung, Bosheit und Niederträchtigkeit. Bei dem rechtschaffenen Manne hingegen bedeutet Interesse nichts anders als Billigkeit, Wohlthätigkeit, Größe der Seele, Wunsch die Achtung der Andern zu verdienen, oder Wunsch mit sich selbst zufrieden zu seyn. „Der ehrliche Mann, sagt Aristoteles, ist nothwendig sein eigener Freund. Indem er etwas lobenswürdiges thut, entsteht daraus Nutzen für ihn selbst, und zugleich auch Nutzen für Andre. *)

Aus Mangel einer hinlänglichen Kenntniß des Menschen in seiner wahren Gestalt sagen uns einige enthusiastische Sittenlehrer, es sey kein Verdienst und keine Tugend in dem, was wir für uns selbst oder in Rücksicht auf unser persönliches Interesse thun; sie behaupten, die bloße Triebfeder des Interesse sey schon genug, um die lobenswürdigsten Handlungen herabzusetzen. Allein alle diejenigen, die in einer solchen Sprache zu uns reden, zeigen, daß sie gar keine Idee vom Menschen noch von dem, was das Verdienst und die Tugend bestimmt, haben. Das Verdienst besteht nur in dem, was uns unsern Mitmenschen nützlich oder werth macht. Die Tugend ist die Geneigtheit, dasjenige, was zu ihrem Glücke nothwendig ist, zu thun in Rücksicht auf unser eignes Glück, dessen Idee sich niemals von uns trennen kann.

Im Allgemeinen bestehet das Interesse eines Menschen in dem, was er zu seiner eignen Glückseligkeit für nöthig erachtet. Bei einem Liebenden bestehet das Interesse darin, seiner Geliebten zu gefallen, deren Besitz ihm die größte aller Seligkeiten scheint, und der er folglich auch Alles aufzuopfern bereit ist. Bei einem Geizigen

*) S. Ethic. ad Nicom. lib. IX. c. 8.

jigen begreift das Interesse das Geld, das er als das größte Gut dieser Welt ansieht. Bey einem Ehrgeizigen bedeutet das Interesse den Besitz der Macht, die ihm der Gipfel der Glückseligkeit zu seyn dünkt. Das Interesse bey einem aufrichtigen Freunde, ist der Genuss seines Freundes, in dessen Besitze er die höchste Glückseligkeit sieht. Das Interesse des redlichen Mannes ist, die Liebe und die Achtung seiner Mitmenschen zu verdienen, Gegenstände, worin er sein Glück zu setzen sich gewöhnt hat, oder wovon die verdiente Achtung seiner selbst abhängt, die er zu seinem Glücke für sehr nöthig hält. Das Interesse nun mit der Pflicht zu vereinigen, darin bestehet die große Kunst der Sittenlehre und der Gesetzgebung; das Interesse artet nur dann in ein Uebel aus, wenn es sich von der Pflicht trennt.

Nach Maafgabe der Stärke seines Temperaments, der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, der Energie seiner Leidenschaften sucht ein Jeder sein Interesse mit mehr oder weniger Hitze. Daher stammt der Enthusiasmus, der uns zu den allergrößten Aufopferungen verleitet, um die Gegenstände, worin wir unser Glück setzen, zu erlangen oder zu bewahren. Darum wagt der Vater sein Leben, um seinen Sohn zu retten; darum opfert sich auf der Freund für den Freund, der Bürgers fürs Vaterland, der Fanatiker für seine Religion, der Liebhaber für die Geliebte. Die Menschen billigen allezeit die Opfer, die man solchen Gegenständen bringt, die ihnen selbst nützlich sind; sie tadeln hingegen diejenigen, die man solchen Gegenständen bringt, welche ihnen unwerth scheinen, der Mühe welche man zu ihrer Erlangung oder Erhaltung anwendet. Wir schenken einem jeden Menschen unsern Beyfall, der mit uns einerley Interesse hat; wir tadeln aber denjenigen, der sich

sich einem Interesse aufopfert, das in unsern Augen verächtlich ist.

Jeder Mensch hat sein eigenthümliches Interesse; jedes Volk macht sich — oft sehr falsche — Ideen von Vortheil. Also nicht das persönliche vorübergehende Interesse eines Individuums, eines Fürsten, einer Nation, muß der Maasstab der Urtheile seyn, die wir über die Aufführung der Menschen fällen; sondern vielmehr das bleibende Interesse des Menschen, das dauernde Wohl der Gesellschaft des menschlichen Geschlechts müssen unsre Ideen fixiren. Es gibt kein Laster, keine Thorheit, kein Verbrechen, das nicht für den, der sich ihm überläßt, ein augenblickliches Interesse habe; allein die Erfahrung zeigt uns früh oder spät, daß sie, anstatt eines wahren reellen Gutes, öfters nichts als endlose Uebel verursachen.

Es gibt also für jeden Menschen zwei Arten von Interesse. Das eine ist aufgeklärt, das heißt, auf Erfahrung gegründet, und von der Vernunft genehmiget. Das andre ist ein blindes Interesse, das nur den gegenwärtigen Augenblick kennt, das von der Vernunft verdammt wird, und das für den, der es hört, traurige Folgen hat.

Dieser Unterschied mag genug zur Beantwortung für diejenigen seyn, welche behaupten, das Interesse sey eine verwerfliche Triebfeder, welche von allen gemißbilligt werde, und die Jedermann zu verbergen suchen müsse. Das Interesse ist nur dann verächtlich, wenn es sich verächtliche Gegenstände vorsetzt, oder uns zu verächtlichen Handlungen verleitet: es ist groß, edel, erhaben, wann es auf Gegenstände geht, welche für die Gesellschaft wahrhaftig nützlich sind, und dann ist es mit
der

der Tugend einerley. Ein schmutziges Interesse leitet den Geizigen, der oft durch unendliche Arbeiten, Aufopferungen, Verläugnungen, und durch allerhand ungerechte und für Andre schädliche Mittel Schätze zusammen häuft, die er weder zu seinem eigenen noch zu seiner Nebenmenschen Glücke benützt. Das Interesse ist beym rechtschaffnen Manne eine Tugend, wenn er durch ehrliche Mittel sich Reichthümer erwirbt, die er hernach um seine zum Wohltun gestimmte Seele zu vergnügen, den Unglücklichen austheilt.

Endlich stellt das Wort Interesse gewöhnlich nur darum dem Geiste eine tadelnswürdige Neigung vor, weil wenige Menschen die Triebfedern kennen, die sie zum Gutesethun antreiben sollten, und weil Alles sich zu vereinigen scheint, sie zu überreden, daß sie, um sich glücklich zu machen, nur auf sich selbst denken müßten. Durch eine Folge dieses Vorurtheiles, in welchem die meisten menschlichen Einrichtungen die Menschen zu bekräftigen scheinen, bildet sich ein Jeder ein, sein Interesse erfordert, daß er so wenig als möglich von dem seinen für das Allgemeine aufopfere, daß alles das, was er für Andere thue, für ihn selbst verlohren sey, daß er nur sehr wenig zur allgemeinen Masse beitragen, hingegen desto mehr aus derselben zu ziehen trachten müsse. Dies ist die eigentliche Quelle der Verirrungen und der Unordnung, die wir in den Gesellschaften herrschen sehen, wo ein Jeder nur für sich selbst zu leben scheint, ohne daran zu denken, auch etwas für die ihn umgebenden Wesen zu thun. Die Sittenlehre muß also einem jeden Menschen zeigen, daß das, was er für Andre thut, niemals für ihn selbst verlohren sey, und daß er allezeit aus dem, was er seinen Nebenmenschen aufopfert, seinen Vortheil ziehe.

Die

Die Tugend, sagt man uns, ist ein schmerzliches Opfer. Allein die Vernunft allein reicht zu, um es angenehm zu machen; weil die Vernunft uns unser größeres Interesse zeigt, dem wir nur ein kleineres aufopfern sollen; und indem wir ihren Rath befolgen, thun wir nichts weiter, als daß wir den Dingen ihren wahren Werth belegen. Wenn wir ein vorübergehendes und besonderes Interesse einem dauerhaften und allgemeinen aufzuopfern uns weigern; so geben wir dadurch zu erkennen, daß wir keine Idee vom Werthe der Dinge haben, daß wir etwas erwerben wollen, ohne Geld daran zu wenden. Die Gerechtigkeit ist die Stütze des gesellschaftlichen Lebens, das für unser eignes Glück so unentbehrlich ist: indessen aber finden wir, daß diese Gerechtigkeit zuweilen unserm persönlichen und augenblicklichen Interesse gerade zuwider ist: Indem wir ihr diese eiteln geringfügigen Interesse aufopfern, erlangen wir dagegen Sicherheit, und das Recht geschützt, geliebt, geachtet, geschätzt zu werden, ohne welches die Gesellschaft gar keine Reize für uns haben kann.

Jeder Mensch, der in Gesellschaft lebt, trägt seine Wage an sich; er mißt seine Liebe oder seinen Haß nothwendig nach dem Guten oder Bösen ab, das ihn die Gegenstände oder die Wesen, die auf ihn wirken, empfinden lassen. Die Vernunft, die nur auf die Erfahrung des Vergangenen gegründet ist, läßt ihn die Zukunft ahnden. Jede Handlung im gesellschaftlichen Leben dient ihm zum Unterrichte, und versieht ihn mit Thatfachen, die, wenn er sie sammlet, ihm dienen, den Plan seiner eignen Aufführung zu ordnen. Er weis aus Allem Nutzen zu ziehen für sein Interesse, oder für sein Glück; diesen Mittelpunkt, nach welchem sich seine Gedanken, seine Wünsche, seine Leidenschaften, seine Handlungen, seine Talente ohne Aufhören drehen.

Wenn

Wenn der Mensch ungewiß ist über die Wirkungen, sie sehen nahe oder entfernt, welche seine Handlungen auf ihn selbst oder auf Andre hervorbringen können; so hält er inne, er überlegt, er will und will nicht; endlich wählt er, allein allezeit entschließt er sich nothwendig, die Parthen zu ergreifen, welche er seinem Glücke oder seinem größern Glücke am vortheilhaftesten hält. Gründet er sein Urtheil auf wahre Erfahrungen; so urtheilt er richtig und der Vernunft gemäß, und er erklärt sich gewiß fürs Gute: wird er aber durch blinde Leidenschaftlichen oder durch Vorurtheile hingerissen; so weis er nicht mehr zu urtheilen, er wählt das Böse, und er wird auch gewiß seinerseits selbst die Wirkungen seiner unbesonnenen Ausführung empfinden.

Sich selbst lieben mit Ausschließung aller der Wesen, womit wir umgeben sind, und die Alles für unsre eigne Glückseligkeit so unentbehrlich macht, heißt sich selbst hassen, heißt seine wahren Vorthelle nicht kennen. Kann denn der Mensch wohl ganz allein sich glücklich machen? Sobald er mit andern Menschen lebt, hat er nicht da ein unaufhörliches Bedürfnis ihrer Liebe, ihres Beystandes, ihrer Einsichten, ihres Rathes, ihrer Talente? Seine Frau, seine Kinder, seine Eltern, seine Freunde, seine Mitbürger, sein Vaterland lieben, heißt das nicht sich selbst lieben? Die allermächtigsten und allerverderbtesten Menschen haben Jemanden nöthig, und sind gezwungen, andre Menschen zur Ausführung ihrer Anschläge anzunehmen. Die Diebe, die Räuber, die Tyrannen selbst sind genöthigt, sich Pflichten zu unterwerfen; sie fühlen, daß sie verbunden sind, sie zu beobachten, wenigstens in Ansehung derjenigen, deren Beystand ihnen zur Ausführung ihrer verderbten Absichten nothwendig ist.

Siebentes Kapitel.

Von den Pflichten des Menschen,
 oder
 von der moralischen Verbindlichkeit.

Das gegenseitige Bedürfnis, welches die in Gesellschaft lebenden Menschen unter einander haben, erzeugt die Verhältnisse, die unter ihnen statt haben, und aus diesen Verhältnissen entspringen ihre Pflichten.

Die Pflichten des Menschen sind diejenigen Mittel, welche er vermöge der Nothwendigkeit der Dinge genöthigt ist zu ergreifen, um zu dem Wohlstande zu gelangen, nach welchem er unaufhörlich strebt. Wenn der Mensch sich selbst liebt, wenn er sich zu erhalten sucht, wenn er seine Existenz glücklich machen will; so ist er gezwungen, die Mittel anzuwenden, welche die Natur ihm an die Hand gibt, um diesen Zweck zu erreichen. Alles beweiset ihm daher, daß er sich aller der Gegenstände oder Handlungen enthalten müsse, welche entweder unmittelbar oder erst durch ihre Folgen seinem Wesen schaden oder seiner Glückseligkeit hinderlich seyn könnten. Dies ist der wahre Grund der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Dies ist die natürliche Quelle der Mäßigkeit, der Herrschaft über seine Leidenschaften, der Mäßigung, die dem Menschen auch selbst dann, wenn er ganz für sich allein lebt, so nöthig ist. Erfahrung, Vernunft und Wahrheit braucht ein jeder Mensch, denn sie müssen seine Aufführung ordnen, er mag sich auch in einer Lage befinden, in welcher er wolle.

Die Pflichten des in Gesellschaft lebenden Menschen sind die Mittel, die er gezwungen ist zu ergreifen, um die Wesen, die um ihn sind, oder deren Handlungen

gen einen Einfluß auf ihn haben können, zu vermögen, zu seiner eignen Glückseligkeit beizutragen, oder sich mit ihm zum gemeinschaftlichen Besten zu vereinigen. Nun verlangt aber ein jedes dieser Wesen für sich, daß man zu seiner besondern Glückseligkeit beitrage; daraus folgt dann ganz offenbahr, daß jeder Mensch denjenigen, von welchem sein persönliches Glück abhängt, etwas schuldig ist. Die Glieder einer jeden Gesellschaft, einer jeden Familie, einer jeden Nation sind in einem beständigen Tauschhandel begriffen. Sie vergleichen nemlich ohne Aufhören den Preis, den man von ihnen verlangt, das heißt, ihre Arbeit, ihren Benstand, ihre Wohlthaten, ihre Achtung, ihre Ehrfurcht, ihre günstigen oder ungünstigen Gesinnungen, mit den Vortheilen, die man ihnen verschafft oder die man ihnen verspricht, oder mit dem Schaden, in den man sie setzt. Durch die Nothwendigkeit der Dinge selbst lieben, ehren, bewundern sie diejenigen, die ihnen Glück oder Vergnügen verschaffen; sie verachten aber die, welche sie als unbrauchbar dazu erkennen; sie verabscheuen diejenigen, welche ihnen nichts als Böses thun.

Die moralische Verbindlichkeit ist die Nothwendigkeit, denjenigen nützlich zu seyn, die wir zu unsrer eignen Glückseligkeit vornöthen haben, und alles das zu vermeiden, was ihnen unangenehm seyn kann. Wenn alle Menschen ihr Wohl zum Zwecke haben; so sind sie verbunden, so zu handeln, daß sie es sich verschaffen können, unter der Strafe, ihres Zweckes zu verfehlen, und statt des Guten, das sie wünschten, das Uebel anzutreffen. Wenn eine moralische Wahrheit eines unumstößlichen Beweises fähig ist; so ist es die, daß eine jede Verbindlichkeit auf das Bedürfnis beruhet, ein Gut zu erlangen, und ein Uebel zu vermeiden. Man zeigt daher, daß man die menschliche

Natur ganz und gar nicht kenne, wenn man uns von einer Verbindlichkeit verspricht, die ganz uneigennützig und von allen auf uns selbst Bezug nehmenden oder auf unser persönliches Interesse gegründeten Triebfedern entblößt sey.

Die Theologen haben behauptet, daß die Pflichten der Sittenlehre, um sie für uns verbindlich zu machen, durch die Gottheit verkündigt werden müßten, weil der oberste Schöpfer der Menschen allein das Recht habe, ihnen verbindliche Gesetze aufzulegen. Allein aus dem eben gesagtten erhellet gnugsam, daß da die Pflichten der Sittenlehre auf die Natur des Menschen selbst gegründet sind, und aus den Verhältnissen, die zwischen ihm und seinen Mitverbunden obwalten, herfließen, sie auch die Macht und das Recht haben, zu verbinden. Die Wesen des menschlichen Geschlechts mögen einen Ursprung haben, welchen sie wollen; so bald ihre Natur sie zwingt, das Gute zu suchen, und das Uebel zu fürchten; so fühlen sie sich auch verbunden, sich den Pflichten zu unterwerfen, welche die Natur ihnen auflegt, und welche die Erfahrung ohne allen unnatürlichen Beistand sie kennen lehrt; und dies bey Strafe der Veranbung der Vortheile, die sie erlangt haben würden, wenn sie ihre Aufführung denselben gemäß eingerichtet hätten. Die Verachtung, der Haß, die Züchtigungen der Gesellschaft oder aller derer, welchen der Boshafte Leid zugefügt hat, sind die Strafe oder die nothwendige Folge des Unrechts, das er durch die Verachtung der Pflichten bewirkt; so wie himmiederum die Hochachtung und die Liebe der Menschen eine nothwendige Belohnung sind, welche sie für diejenigen, welche ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen, bestimmt haben.

Wenn dem in Gesellschaft lebenden Menschen die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen nützlich, nothwen-

wendig, angenehm ist; so ist hingegen auch die Beraubung aller dieser Dinge für ihn eine Beraubung seines Wohlfeyns, eine wahre Bestrafung. Die Furcht vor dieser Bestrafung wirkt weit mächtiger als die Furcht vor jenen entfernten Strafen, womit die Religion in einem andern Leben drohet, an welches die Menschen gewiß nie denken, wenn brausende Leidenschaften oder eingewurzelte Gewohnheiten sie zum Bösen verleiten. Die öffentliche Meinung, das Interesse des guten Rufes, die Furcht vor der Abndung der uns umgebenden Wesen, sind weit mächtigere Beweggründe, als die schwankenden Speculationen und die ungewissen Schrecken, womit der Aberglaube die Sterblichen niederdrückt. Hat nicht die Meinung, welche Ehre auf den Muth und Schande auf die Feigheit setzt, die Zweykämpfe unter den Menschen erhalten, ungeachtet der ewigen Strafen, womit die Religion diejenigen bedrohet, welche im Duell umkommen, und Troß aller Strenge der menschlichen Geseze gegen diejenigen, welche daraus entkommen? Vermag wohl über so viele Böswichter, welche die Furcht vor dem Blutgerüste in dieser Welt nicht in Schranken halten kann, das höllische Feuer, womit man sie in jener bedrohet, etwas mehr? Kurz, man darf nur die Augen ein wenig aufthun; so wird man sich leicht überzeugen, daß die Menschen überhaupt die Urtheile der Menschen, deren sie gewiß sind, weit mehr fürchten, als die Urtheile Gottes, an denen sie oft zweifeln, und von denen sie überdem noch wissen, daß man ihnen ausweichen kann. Ihre gegenwärtigen und bekannten Interesse rühren sie unendlich lebhafter als zukünftige Vortheile, von denen sie nicht einmal eine bestimmte Idee machen können. Die Meinung ist mächtiger als die Könige und die Götter!

Um die Menschen zu überzeugen, muß die Sit-
tenlehre ihnen stets fühlbare Interesse darstellen. Ein
Mensch

Mensch hat allezeit das Recht, nach dem Beweggrunde der Handlung, die man von ihm fodert, zu fragen; und um ihn wirksam zu einer Handlung zu bestimmen, muß der Moralist im Stande seyn, ihm zu beweisen, daß es sein eignes Interesse erfodre. Ihn einsehen zu lehren, ob die Beweggründe, die man ihm angibt, gegründet sind oder nicht, ist das Geschäft der Erfahrung, der Ueberlegung, der Vernunft. Wenn der Zweck eines jeden moralisch handelnden Wesens ist, sich glücklich zu machen; so verlangt die Pflicht und das Interesse des vernünftigen Wesens, daß es die Mittel wähle, die nothwendig sind, um sich das Glück zu verschaffen: dies ist die wahre Quelle der moralischen Verbindlichkeit.

Bei unsern Gefinnungen gegen die Wesen, mit denen wir in Verhältniß stehen, und bei unserm Betragen gegen sie untersuchen wir allezeit, in wiefern wir ihrer bedürfen; in wiefern sie uns nützlich sind; mit einem Worte, wir fragen unser Interesse: und wir finden, daß unsre Pflichten gegen sie um so nothwendiger, um so heiliger, um so unverletzlicher, das heißt, um so verbindlicher sind, je nützlicher, das heißt, je nothwendiger sie uns sind. So sind die Pflichten des Sohnes gegen den Vater die heiligsten unter allen, weil unter allen Menschen sein Vater für sein Glück am nothwendigsten ist. So lieben wir unser Vaterland mehr als jedes andre Land, weil es die für uns interessantesten Gegenstände in sich schließt. So haben wir mehr Neigung zu unsern Freunden, als zu Unbekannten oder gleichgültigen Personen, weil wir finden, daß sie für uns nothwendiger sind. Kurz, die Triebfeder unsrer Vorliebe oder unsrer Verbindlichkeiten ist immer die größte Anzahl der Vortheile, zu deren Genuß uns einige Menschen verhelfen. Eben aus diesem Grundsatz betrachten wir die Undankbarkeit gegen einen Vater, gegen

gen einen Wohltäter, gegen das Vaterland als eine hassenswürdige Neigung, als eine Verrätheren, als eine offenbare Verletzung der Pflichten, die vorzüglich geschikt sind, uns zu verbinden, und von deren Beobachtung wir am wenigsten losgesprochen werden können.

Durch eine nothwendige Folge der Liebe, die ein jeder Mensch zu sich selbst hegt, wägt er seine Liebe oder seinen Haß nach dem Guten oder Bösen ab, das ihm von seinen Mitmenschen widerfährt. Der Bürger kann sein Vaterland nur in Beziehung auf die Vortheile lieben, die es ihm gewährt. Wenn es ihm gar keine gewährt; so erfaltet nothwendig seine Liebe gegen dasselbe. Verursacht es ihm nun gar nichts als Kummer; so wird sein Herz gewiß ganz von demselben abwendig gemacht werden. Gute Bürger können nur unter einer gerechten und billigen Regierung entstehen, welche die Gesellschaft und ihre einzelnen Glieder in den Genuß der Vortheile setzt, welche sie von ihr zu erwarten ein Recht haben. Der Mensch hört auf, sein eignes Leben zu lieben; so bald es ihm nichts Angenehmes mehr darbietet.

Wenn das Glück das Band ist, welches die Menschen zusammen hält; so erschaffet und zernichtet hin gegen das Unglück die Verbindlichkeiten und die Pflichten, welche sie mit einander verbinden. Etwas, das uns Schmerz verursacht, aufrichtig zu lieben, widrset sich geradezu der menschlichen Natur. Der Grund, warum viele Menschen ihre Pflichten so schlecht erfüllen, liegt öfters bloß darin, daß diese Pflichten ihrer Natur zuwider sind. Haben wohl die Fürsten, die Großen, die Väter, die Gatten, die Herren ein Recht, sich zu beklagen, daß sie nicht geliebt werden, wenn sie oft gar nichts thun, um sich Liebe zu erwerben, oder wohl gar Alles thun, was Gleichgültigkeit oder Haß

nach sich ziehen muß. Um von den Menschen geliebt zu werden, muß man ihnen Gutes thun. Darin bestehet die Tugend, die nur allein der allgemeinen und besondern Glückseligkeit zur Grundlage dienen kann.

Achtes Kapitel.

Untersuchung der Ideen der Moralisten über die Tugend.

Die Tugend ist eine angewöhnte Neigung, das zu thun, was das Glück der Wesen unsrer Gattung befördert, und sich alles dessen zu enthalten, was ihnen Schaden kann.

Die Werke der Moralisten sind mit den gerechtesten und pomphaftesten Lobsprüchen der Tugend angefüllt; indessen gibt es nur sehr wenige, die uns Ideen davon gegeben haben, welche geschickt wären, unsern Geist zu fixiren. Plato, der sich immer von seiner dichterischen Einbildungskraft leiten läßt, personifizirt bloß die Tugend, ohne uns auf eine positive Art zu belehren, worin sie eigentlich bestehe. Die Tugend ist, wie er sagt, so schön, daß, wenn sie mit den Augen des Körpers gesehen werden könnte, alle Menschen von ihren Reizen bezaubert seyn würden. Allein worin können diese Reize wohl anders bestehen, als in den Gütern, die sie uns verschafft? Unsere Augen werden nur darum von einem lebenswürdigen Frauenzimmer bezaubert, weil sie die Idee des Vergnügens, das sie uns zu gewähren fähig ist, in uns hervorbringt. Die Tugend hat nur für diejenigen
et

*) S. unten das 9te Kapitel des 3ten Theils.

etwas Anziehendes, welche die unendlichen Vortheile, die sie uns verschaffet, kennen gelernt haben: sie würde uns nur ein leeres Wort ohne Bedeutung darstellen, und die lobeserhebungen, die man ihr macht, würden ungegründet seyn, wenn man unter der Tugend nicht eine gewisse Art zu denken oder zu handeln begriffe, welche den Menschen vortheilhaft, ihrem Interesse angemessen und zu ihrem Wohle und ihrer Sicherheit nothwendig ist. Nichts ist liebenswürdig und schätzbar für die Wesen des menschlichen Geschlechts, dessen Verdienst oder Werth nicht aus den Gütern, die es ihnen gewährt, hergeleitet werden kann. Die größten Tugenden sind offenbar diejenigen, aus denen die größten Vortheile für den Menschen entspringen.

Man sagt uns, die Tugend sey um ihrer selbst willen wünschenswürdig; sie führe ihre eigne Belohnung mit sich; man müsse sie ihres innern Werthes wegen lieben, u. s. w. Wenn wir nun diesen Ausdrücken eine Bedeutung belegen wollen; so müssen wir ungefähr, dieses darunter verstehen, daß die Tugend uns durch den nothwendigen Einfluß, den sie auf unsre Glückseligkeit hat, interessire. Wenn Cicero zum Beispiele uns sagt, daß die Gerechtigkeit keine Belohnung verlange, daß man sie um ihrer selbst willen wünsche; *) so will dieser Satz so viel sagen, daß die Gerechtigkeit uns wünschenswürdig scheint, weil sie uns der Vortheile versichert, auf die wir rechts begründete Ansprüche haben, oder weil sie uns in dem Besitze der zu unserm Glücke erforderlichen Dinge schützen hilft. Wir lieben also die Gerechtigkeit wegen ihres Nutzens, so wie wir unser Haus lieben, weil es

E 5

uns

*) *Justitia nil expetit pretii, nil praemii, per se igitur expetit.* Cicero de legibus.

uns gegen das Ungemach der Witterung schützt und uns Bequemlichkeiten verschafft. Es ist also die Aufrechthaltung der Gesellschaft, die der Gerechtigkeit ihren Werth gibt.

Eben dieser Redner sagt uns auch, „es gebe gewisse Dinge, die uns, ohne uns durch einigen sichtbaren Vortheil an sich zu ziehen, durch ihre eigne Gewalt, bloß durch ihre eigne Würde hinreißen; wie zum Beispiele die Tugend, die Wissenschaften, die Wahrheit.“ *) Allein Alles, was uns an sich ziehet oder mit hinreißt, zeigt sich uns nothwendig unter dem Bilde eines entweder wirklichen oder eingebildeten Vortheiles oder Nutzens. Der Werth einer Sache kann in nichts anderm als ihrem Nutzen bestehen. Die Tugend zieht uns an sich, weil wir wissen, daß sie unsre Glückseligkeit befördert. Die Wissenschaften ziehen uns an sich, weil unsre Neugierde durch sie befriedigt und unser Geist in Thätigkeit gesetzt wird. Die Wahrheit zieht uns an sich, weil sie zu unsrer Aufführung nothwendig ist, indem sie uns die Eigenschaften der Dinge kennen lehrt, welche wir suchen oder meiden müssen. Die Alten hatten so subtile und so metaphysische Begriffe von der Tugend, daß es öfters sehr schwer ist, ihnen in ihren subtilen Ausschweifungen zu folgen.

Die Tugend erhält ihren Werth ganz allein durch den Nutzen, den sie stiftet. Sie würde nur ein bedeutungsleeres Wort seyn, und unsre Achtung für dieselbe würde keinen wahren Grund haben, wenn sie dem menschlichen Geschlechte keinen Vortheil brächte. Wir schä-

*) Est quiddam quod sua vi nos allicit ad sese, non emolumento captans aliquo,

sed trahens sua dignitate: quod genus virtus, scientia, veritas. Cicero ibid.

schätzen, wir belegen die Tugend mit unserm Beyfalle, weil sie uns immer in denen, welche sie besitzen, günstige Neigungen für unser Geschlecht verkündigt, Neigungen, welche wir bey den Wesen, mit denen wir leben, anzutreffen wünschen. Wir lieben die tugendhaften Handlungen, weil sie gut sind; aber diese Handlungen sind nur wegen der Güter, die sie uns verschaffen gut.

Es ist daher keine größere Schimäre, als jene uneigennützigte Liebe für die Tugend, wovon uns alte und neuere Moralisten in ihren Werken reden. Wir lieben die Tugend, weil wir uns selbst und Alles, was zu unsrer Glückseligkeit etwas beiträgt, lieben. Wir müssen die Tugend um ihrer selbst willen lieben, würde ein ganz sinnloser Satz seyn, wenn er nicht so viel sagen wollte, als daß wir dasjenige, was zu unserm Glücke nothwendig ist, und was uns den Wesen unsrer Gattung werth und angenehm macht, lieben müssen. Die Tugend führt ihre eigne Belohnung mit sich, bedeutet so viel, daß, so bald ein Mensch Tugend besitzt, er versichert ist, daß er für alle diejenigen, welche die Wirkungen seiner tugendhaften Neigungen an sich erfahren werden, ein angenehmer Gegenstand seyn wird; daß er auf ihre Liebe zählen kann; daß er sich mit Zug und Rechte selbst schätzen und sich selbst Beyfall geben kann, wegen des Besizes der Eigenschaften, die ihm unstreitige Rechte auf die Liebe seiner Mitmenschen geben. Die Würde der Tugend besteht in dem gerechten Vertrauen und in dem edlen Stolge, welchen nützliche Eigenschaften, lobenswürdige Handlungen und solche Neigungen, die allen Wesen unsrer Gattung werth und theuer sind, einflößen müssen.

Einige Moralisten behaupten, daß unsre Empfindungen der Liebe für die Tugend gänzlich uneigennützig seyn,

seyn, oder daß sie gar keine Beziehung auf uns selbst zuließen. Sie gründen ihre Behauptung darauf, daß wir Tugenden bewundern, deren Gegenstände wir doch nicht seyn können; daß wir ferner durch die großmüthigen Handlungen der tugendhaften Menschen des Muthes gerührt werden, ungeachtet diese Handlungen uns keinen gegenwärtigen Vortheil gewähren. Allein diese Empfindungen und diese Urtheile haben offenbar ihren Ursprung dem Interesse zu verdanken. Wir entdecken sogleich den Nutzen oder die Vortheile, welche aus diesen Handlungen für das menschliche Geschlecht, von dem wir doch einen Theil ausmachen, haben entspringen müssen; wir werden durch das, was dasselbe in einem so schönen Lichte zeigt, geschmeichelt; wir setzen uns an die Stelle derer, welche die Gegenstände dieser Handlungen gewesen sind, oder derer, welche sie verrichtet haben; wir sind in unsrer Einbildung Zeugen davon. Wir werden Römer, wenn man uns von den Tugenden eines Titus, eines Trajan, eines Antonin erzählt. Wir werden Griechen, wenn wir mit Entzücken die Erzählung von den tapfern edlen Thaten jener Kämpfer für die Freiheit, die bei Thermopylä umkamen, lesen. Nach eben dem Grundsatz empört sich unser Herz über die Grausamkeiten eines Tiberius, eines Caligula, eines Nero. Die Vorstellung von ihnen macht eben den Eindruck auf uns, den die Erzählung von einem gefährlichen Ungeheuer oder einer ungeheuren Schlange macht, wiewohl unser Leben niemals von ihnen würde bedrohet worden seyn. Ein empfindsames Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, die durch Erfahrung und Nachdenken geübt sind, lassen uns Theil nehmen am Vergnügen und am Schmerze aller Wesen unsers Geschlechts; eine edelgedenkende Seele interessiert sich für Alles, was die Menschen angeht; sie freut sich mit ihnen, und seufzet mit ihnen über ihre

lei-

leiden, selbst wenn sie auch nicht im Stande ist, sie zu tadeln.

Die Theologen erkennen nur die Handlungen, welche mit dem göttlichen Willen übereinstimmen, oder welche ihrem Gott gefallen, für tugendhafte: sie verdammen unbarmherzig oder verachten wenigstens alle diejenigen, welche bloß den Nutzen oder das Interesse der Menschen zum Gegenstande haben. Allein wir möchten sie wohl mit dem Socrates fragen, ob die Handlungen den Göttern gefallen, weil sie gut sind; oder ob diese Handlungen bloß darum gut sind, weil sie den Göttern gefallen? *) Ohne Zweifel werden sie uns antworten, daß einzig und allein der göttliche Wille die Handlungen zu dem Range der verdienstlichen oder guten erhebt. Demungeachtet aber, wenn es wahr ist, daß Gott unendlich gütig ist, und daß er das Glück seiner Geschöpfe will; so müssen wir daraus schließen, daß die Handlungen, welche dem menschlichen Geschlechte nützlich sind, die einzigen seyn, die mit seinem Willen übereinstimmen und ihm gefallen können; ja noch mehr, wir müssen selbst voraussetzen, daß die Tugenden, welche dem Wohle der Gesellschaft zuwiderlaufen, oder der Natur des Menschen widerstreiten, absolut diesem Gott mißfallen müssen, den man nur deswegen unendlich gütig nennt, weil man ihm ein unendliches Wohlwollen gegen uns zuschreibt.

Diese Betrachtungen können dazu dienen, unsre Urtheile über eine große Anzahl von Tugenden, von Hand-

*) S. Plato's Gespräch: Euthyphron. — Ungleich die ganz in Plato's Geiste und Plato's Sprache geschriebene Fortsetzung und nähere Entwicklung dies-

ses Gesprächs: Euthyphron II. über die Gottseligkeit u. von J. G. Schloffer. Basel 1786. in 8. A. d. U.

Handlungen, und Vollkommenheiten zu fixiren, welche die Religion uns als der Gottheit angenehm rühmt, ob sie gleich nicht nur der Gesellschaft nicht den geringsten Vortheil verschaffen, sondern noch überdem den Nutzen und dem Glücke derselben gerade zu entgegen gesetzt sind. So erhebt zum Beispiele die religiöse Sittenlehre zum Range der höhern Tugenden, die leichtgläubigkeit, die Gefangennehmung der Vernunft, die Erniedrigung, die Verachtung und den Haß seiner selbst, die Feigheit, die Entfernung von der Welt, die Kasteiung des Leibes, die Unthätigkeit. So erhebt sie den verfolgenden Eifer, die Intoleranz, die Ungefelligkeit, u. a. m. zum Range des Verdienstes.

Endlich gaben die Alten, wie wir schon angemerkt haben, fälschlich den Namen der Tugend einer unordentlichen Leidenschaft für das Vaterland, die nichts anders als ein Fanatismus war, welche öfters die griechischen und römischen Helden umwandelte in sehr schlechte Weltbürger, das heißt, in Menschen, die gegen andre Nationen sehr grausam, sehr ungerecht, sehr unmenschlich, und folglich in den Augen der geraden Vernunft höchst strafwürdig waren.

Wir wollen uns also hüten, jenen localen und erbichteten Tugenden unsern Beifall zu schenken, deren Werth und Nutzen sich nur auf die besondern Interesse einiger ungerechten Menschen gründet, und die dagegen die fühlbarsten Interesse des menschlichen Geschlechts über den Haufen stoßen. Es existirt keine Tugend ohne einen Nutzen; allein nicht der Nutzen eines Individuums, einer Gesellschaft, oder einer Nation bestimmt ihren Werth, sondern einzig der allgemeine Nutzen der Menschen und ihre Uebereinstimmung mit den bleibenden Interessen des menschlichen Geschlechts. Es ist kein einziger Sterblicher zu finden, der nicht den Nutzen der Gerechtigkeit anerkennt, und die

die Nothwendigkeit derselben nicht fühlte. Indessen mißfällt sie ihm doch, sobald sie sich seinen leidenschaftlichen und unregelmäßigen Begierden widersezt; und demungeachtet ist sie darum nicht minder nützlich und dem wahren Interesse unsres Geschlechts, ja selbst derer, welchen sie zuweilen entgegen arbeitet, beförderlich. Die Menschen, welche gegen andre am allernüchternsten handeln, verlangen gleichwohl, daß man gegen sie gerecht sey, und fühlen also die Nothwendigkeit der Billigkeit. Man sieht daraus, daß die Tugend also selbst denen, welche sie zu verachten scheinen, Stimmen für sich abzwingt, und die Huldigungen des ganzen menschlichen Geschlechts in sich vereinigt.

Dies vorausgesetzt, wollen wir also ins künftige nichts mehr mit dem Namen der Tugend belegen, als was uns die Erfahrung, das Nachdenken, die Vernunft, zu jeder Zeit und an jedem Orte mit dem allgemeinen und wirklichen Nutzen der Erdbewohner übereinstimmend zeigen werden. Die Menschen können sich zwar in den Eigenschaften, welche sie Tugenden nennen, irren; allein in diesem Irrthum werden sie nie verfallen, wenn sie diesen Namen nur allein solchen Eigenschaften geben, aus welchen für uns bleibende Vortheile entspringen.

Ob wir nun gleich die Tugend lieben, weil sie mit unserm Glücke genau verbunden ist; so muß doch die Liebe, welche wir für sie haben, nicht als ein angebournes Gefühl angesehen werden: sie beweiset bloß, daß die durch Erfahrung und Vernunft aufgeklärten Menschen fühlen, daß sie dasjenige lieben müssen, was sie zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Glücke für nothwendig erachten. Um die Tugend zu lieben, muß man ihre Natur und ihre Wirkungen kennen; viele Leute begreifen

un

unter diesem Namen etwas, von dem sie zwar im Groben wissen, daß es zu ihrer Glückseligkeit beitragen könne; aber sehr selten sind sie im Stande, es zu definiren.

Die Tugend und die Liebe zur Tugend, sind offenbar beim Menschen bloß erworbene Neigungen. Er wird nicht tugendhaft geboren; er ist aber fähig es zu werden und Geschmack an der Tugend zu finden. „Man muß, sagt Seneca, die Tugend lernen. Edel seyn und gut ist eine Wirkung der Kunst.*) Eine gute Erziehung streuet den Saamen der Tugend in die Herzen; sie wartet ihn, wenn er aufkeimt, sie macht die Tugend hernach zur Gewohnheit; die Ausübung derselben wird durch sie leicht, sie identifizirt sie mit uns, sie macht sie zu unserm Glücke nothwendig, und bewirkt, daß wir sie zur Regel unsrer Aufführung nehmen. Diese Tugend, welche Jedermann auf Treu und Glauben bewundert, von der aber nur wenige Leute genau bestimmte Begriffe haben, und die sie noch weit weniger ausüben, ist nur deswegen so selten, weil man uns sehr oft ganz falsche Ideen von ihr beibringt, und weil, statt daß man uns Geschmack für sie einflößen sollte, Alles sie den Menschen so vorzustellen, bemüht zu seyn scheint, als wenn sie ihren Interessen ganz und gar zuwider seyn. Um sich wahre Begriffe von der Tugend zu machen, muß man sich aller Vorurtheile entladen, um ihre Vortheile kennen zu lernen, muß man über sie nachdenken; um sie aufrichtig zu lieben, und sich nie wieder von ihr zu trennen, muß man die Annehmlichkeiten, die sie über die Seele verbreiten, selbst empfunden haben. Gewohnheit und Uebung, sagt Cicero, müssen uns lehren, richtig über unsre Pflichten zu ur-

*) Discenda virtus, ars est bonum hiri.

Seneca.

urtheilen. *) Je mehr Einsichten wir erlangt habers werden, je sicherer werden wir auf dem Wege der Tugend wandeln.

Es ist nichts schwerer, als einen Menschen zu einem rechtschaffenen Manne zu machen, der über nichts nachdenkt, der immer zerstreuet ist, und nie in sich selbst geht, dessen Herz und Geist nicht gebildet worden ist. Ist aber nicht der größte Theil der Menschen in diesem Falle? Wir werden gleich zeigen, was man von der Meinung derer denken müsse, welche behaupten, daß die Liebe zur Tugend oder der Geschmack am Moralischn Schönen angeborene Empfindungen in uns seyn. Wenn wir aber die tägliche Erfahrung befragen, sollten wir da nicht vielmehr in Versuchung gerathen zu glauben, daß die Liebe zum Laster und der Geschmack am moralischen Uebel dem Menschen anlebende Empfindungen seyn? Indessen ist weder die eine noch die andere dieser Meinungen wahr; der Mensch ist ein Stück Wachs, aus dem man macht, was man will. Er ist darum so oft lasterhaft, weil man ihn den Werth der Tugend nicht kennen gelehrt hat; weil seine Vernunft nur selten kultivirt worden ist; weil sich Alles zusammen verschwört, ihn auf dem Wege, der zum Glück führt, rückwärts zu führen. Der Werth der Tugend besteht in nichts als in ihrem Nutzen: der Geschmack an der Tugend kann nichts als die Kenntniß ihrer Vortheile fürs gemeine Leben zur Grundlage haben.

Wenn

*) *Consuetudo exercitatioque capienda, vt boni ratiocinadores officiorum esse possimus.* — Philo der Jude sagt, daß rechtschaffene Leute die Aetheten der

Tugend seyen. — Der h. Johann Chrysostomus sagt, sich in der Tugend üben, sey eben so, als wenn man sich auf der Laure übe.

Wenn es wahr ist, daß wir etwas, das wir nicht kennen, auch nicht lieben können; *) so können wir die Tugend auch nur erst alsdenn lieben, wenn wir die Vortheile, die sie uns gewährt, kennen gelernt haben. Also lieben wir die Tugend, nachdem wir erfahren haben, daß unser Wohl damit verknüpft ist; eben so wie wir die Wissenschaften lieben, weil sie uns angenehme Ideen und nützliche Wahrheiten verschaffen; und wir lieben diese Wahrheiten, weil sie dadurch, daß sie uns aufklären, unser Glück befördern. Mit einem Worte, man mag die Dinge aus einem Gesichtspunkte betrachten, aus welchem man will; so ist allezeit unser Nutzen, unser Interesse, der Wunsch uns glücklich zu machen, die eigentliche Ursach, warum wir die Gegenstände lieben oder hassen. Diese Empfindungen, die der Natur so gemäß sind, können nur von denen verdammt werden, die keine Idee von dieser Natur haben.

Es ist also der Natur des Menschen nichts gemäßer, als die Tugend zu lieben; weil nichts natürlicher ist, als dasjenige zu lieben, was die Erhaltung und das Wohl des menschlichen Geschlechts befördern hilft. Die Menschen lieben die Tugend und hassen das Laster, aus eben dem Grunde, aus welchem sie das Vergnügen suchen, und den Schmerz fliehen. Das Gute ist das, was unsrer Natur angemessen ist; das Böse ist alles das, was derselben zuwider ist.

Fast alle alten Philosophen haben diese so einfachen Wahrheiten erkannt: und dem zu Folge sind sie alle übereinstimmig, die Tugend als das höchste Gut des Menschen anzusehen. Nach dem Zeno besteht die Vollkommenheit des Menschen darin, der Natur gemäß

*) Ignoti nulla cupido.

maß zu leben, das heißt, auf eine tugendhafte Art zu leben, indem die Natur uns zur Tugend führt. *) Diese Natur aber ladet den Menschen unaufhörlich ein, sein Wohl zu suchen, und sie verschafft es ihm auch nothwendig, wenn er seine Vernunft zu Rathe zieht.

Die Sittenlehre des Epicurus, dieses von seinen Gegnern so ungerechterweise verschrienen großen Philosophen, strebt offenbahr, wiewohl auf einem verschiedenen Wege, nach dem nämlichen Ziele wie die Sittenlehre des Stifters der stoischen Sekte. Indem er das höchste Gut in der Wollust setzte, war seine Absicht gar nicht, den Menschen zur Ausschweifung, zum Laster, zur Unselbstständigkeit in den Sitten einzuladen, indem er wohl wußte, daß diese Dinge, statt der Natur eines vernünftigen Wesens gemäß zu seyn, dasselbe vielmehr einem gewissen Verderben entgegen führen; er lud vielmehr zur Tugend ein, welche allein dem Individuum, wie der Gesellschaft die innere Zufriedenheit, die Ruhe, den dauerhaften Genuß der Güter, welche die Natur sie wünschen macht, verschaffen kann. Der Stoiker bemühte sich, den Menschen auf einem mühseligen, unebnen Puth benehmenden Wege zum Glücke zu führen: Epicurus hingegen zeigte ihm einen weit leichtern, natürlichern, anziehendern Weg. Um den Menschen tugendhaft oder der Natur gemäß zu machen, kämpfte jener gegen diese Natur, suchte sie zu ersticken, machte den Menschen unglücklich: dieser hingegen zeigte ihm, daß die Tugend sich sehr wohl mit dem Glücke vertrage, und daß, um zu demselben zu gelangen, man

F 2

nur

*) S. Dicaenes Laertius. Die Vorschrift des Lebens, sagt Arrian, ist, Alles zu thun, was der Natur gemäß ist. Nach dem

Cicero heißt tugendhaft seyn, so viel als der Natur des Menschen gemäß leben. Viuere ex hominis natura.

nur der angenehmen Spur, welche die Natur dem vernünftigen Wesen anzeigt, folgen dürfe. Der eine glaubte, man müsse den Menschen, um ihn glücklich zu machen, entnaturen, ihm seine Leidenschaften nehmen, ihn gänzlich gefühllos machen; der andre glaubte, man müsse seine Leidenschaften lenken, ordnen, zum Dienste seines Glückes anwenden. Zeno hatte nur schwankende oder falsche Ideen von der Natur, nach welcher sich der Mensch nach seiner Vorschrift bequemen sollte; Epicurus wollte, daß sich der Mensch nach seiner eignen Natur bequemen sollte, weil diese durch die Vernunft geordnet im Stande ist, ihm die reine Wollust, das ist, die bleibende Glückseligkeit, die den Gegenstand seiner Wünsche ausmacht, zu verschaffen.

Nach Zeno's und seiner traurigen Sekte Spiele, haben viele Moralisten und hauptsächlich unsre Theologen aus der Tugend ein Phantom gemacht, das weit geschickter ist, Schrecken einzujagen, als zu verführen. Von der Ansicht der Verdorbenheit, welche in der Welt herrscht, haben sie gewollt, daß der Mensch um glücklich zu seyn, alle Bande zerreiße, die ihn mit seinen Mitmenschen verbinden, daß er den Gegenständen, die ihre Wünsche erregen, entsage; daß er sich mit einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen alles das, was sie interessirt, bewafne. Mit einem Worte, die Sittenlehre der Stoiker, so wie auch der Christen, scheint sich vorgenommen zu haben, nicht nur den Menschen von den übrigen Menschen, sondern auch von sich selbst zu trennen. Nach solchen Grundsätzen war der Weise der Stoiker, so wie der vollkommne Christ entweder ein erdichtetes Wesen oder ein unnützer Mensch. Der Enthusiasmus kann den menschlichen Geist wohl auf einige Augenblicke bis zu dem Grade spannen, daß er es wagt, sich über sich selbst zu erheben: allein aller seiner Anstren-

strengung ungeachtet ist er doch bald gezwungen, sich wieder an den Platz zu stellen, woraus die Hitze seiner Einbildungskraft ihn reißen wollte. Es ist nichts unsinniger, als gegen die Natur zu kämpfen: sie trägt doch früh oder spät den Sieg davon, und straft uns für die Versuche, die wir anwenden, um sie zu ersticken. Es ist nichts thörichter, als das Glück zu suchen, dadurch daß man sich elend macht; nichts lächerlicher, als zur Tugend einladen, und doch die Tugend in der abschreckendsten Gestalt abbilden. Es ist der wirklichen Tugend und dem Wohle der Gesellschaft nichts mehr entgegen gesetzt, als den Menschen zu ermahnen, sich zu isoliren, sich von den Wesen, unter denen seine Tugend sich üben soll, loszureißen. Die ächte Sittenlehre und ächte Staatskunst ist diejenige, welche die Menschen einander näher zu bringen sucht, um sie mit vereinigten Kräften an ihrem gemeinschaftlichen Glücke arbeiten zu lassen. Jede Sittenlehre, welche unsre Interesse von den Interessen unsrer Brüder trennt, welche uns gegen ihre Leiden verhärtet, welche uns gegen Gegenstände, die uns zu rühren geschickt sind, fühllos macht, ist eine falsche, unsinnige, der Natur zuwiderlaufende Sittenlehre, deren Ausübung der Umsturz der Gesellschaft nach sich ziehen würde.

Nichts hat mehr Ungewissheiten in die Sittenlehre gebracht, als die verschiedenen Bedeutungen, welche die Menschen mit Wörtern verknüpft haben, auf deren genaue Bestimmung sie noch nicht die gehörige Sorgfalt gewendet hätten. Ein Beispiel davon sehen wir in dem Worte Natur; so verstehen einige darunter die Gottheit oder den Urheber alles dessen, was existirt in dieser Welt; andre hingegen den Inbegriff aller der Wesen, welche das System des Universums formiren. Andre verstehen unter Natur die unveränderliche

che Ordnung der Dinge, die aus den beständigen Gesetzen der Wesen, die zu ihrer Fortdauer nothwendig sind, entspringt. In der Sittenlehre kann von nichts andern die Rede seyn, als von der Natur des Menschen, das heißt, von dem, was sein Wesen ausmacht, oder von dem Inbegriffe der Gesetze, nach welchen er handelt, sich erhält, und sich glücklich macht.

Die metaphysischen Speculationen des Menschen über den Urheber seiner Existenz und der Welt, wohin er sich gesetzt sieht, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen; seine Ideen über das verborgene Triebwerk, das ihn in Bewegung setzt, und das er seine Seele nennt, mögen seyn, welche sie wollen; mag er doch glauben, daß diese Seele geistig und zu einer ewigen Dauer gemacht sey, oder glauben, sie sey körperlich, nur für eine gewisse Zeit dauernd und bestimmt, zugleich mit seinem Körper aufzuhören; mag er doch Belohnungen und Strafen in einem andern Leben annehmen; genug, seine Natur in dieser Welt wird immer die nemliche bleiben; Meinungen ändern nichts im Wesentlichen der Dinge. Der Ursprung und die Bestimmung des Menschen mag auch seyn, welche sie will; so wird er doch nie daran zweifeln können, daß er in jedem Augenblicke seiner gegenwärtigen Dauer vermöge seiner Natur gezwungen sey, das Gute, das Vergnügen, die Tugend, die Erhaltung seines Wesens zu wünschen, und das Uebel, den Schmerz, das Laster, die Zernichtung seines Wesens zu fürchten. Diese der menschlichen Natur anflebenden Empfindungen bestimmen die Leidenschaften, die sich alle in Liebe oder Haß, in Wunsch nach Glück, und Furcht vor Uebel auflösen.

Also sind die Leidenschaften etwas wesentliches bey'm Menschen, sie hängen fest an seiner Natur, sie
sind

sind nothwendig zu seiner Erhaltung und zu seinem Glücke, und können nicht ausgerottet werden. Ein Mensch ohne Leidenschaften oder ohne Begierden würde aufhören ein Mensch zu seyn: wenn man ein Wesen dieser Art annehmen könnte, so würde es gar keine Triebfedern sich zu erhalten oder überhaupt zu handeln haben. Da es gänzlich von sich selbst losgerissen wäre, wie könnte man es da wohl determiniren, sich an Andre anzuschmiegen? Ein Mensch, der gegen Alles gleichgültig, von Leidenschaften entblößt, sich selbst genug wäre, würde nicht mehr ein geselliges Wesen seyn; er würde weder Verhältnisse noch Pflichten gegen Andre kennen; es würde keine Sittenlehre mehr für ihn geben; es würde ihn nichts mehr zur Tugend vermögen, da diese in der **Mittheilung** des Glückes besteht. Daraus sieht man, daß der Weise des Stoicismus, so wie der Heilige oder der vollkommene Mensch des Christenthums keine der Natur gemäße Wesen, sondern vielmehr wahre Statuen seyn würden, ganz unnütz dem menschlichen Geschlechte, und für die übrigen Menschen bloß auffallend durch ihren Eigensinn und ihre Sonderbarkeit.

Der Mensch kann nicht gleichgültig gegen sein eigenes Glück seyn: er bedarf seiner Mitmenschen, um dieses Glück zu erlangen; er bedarf seiner eignen Begierden und seiner Leidenschaften, um sich das Gute zu verschaffen, um das Böse abzuwenden, oder um sich zu erhalten; er bedarf der Leidenschaften und Begierden der Andern, um sie zu reizen den seinigen beizustehen. Die Gesellschaft bedarf der Leidenschaften ihrer Glieder, um sie einzuladen, an ihrer Erhaltung zu arbeiten; sie würde gar keine Triebfedern haben, um gegen ihre eigene Glückseligkeit völlig gleichgültige Wesen zum Handeln zu bewegen. Ein Mensch ohne eignes Interesse würde

nie dahin zu überreden seyn, sich mit den Interessen anderer Menschen zu beschäftigen. Ein gesellschaftliches Wesen muß also Leidenschaften und Begierden haben; der üble Gebrauch dieser Leidenschaften, entweder für sich selbst, oder für andre, heißt Laster oder Thorheit; ihr guter Gebrauch aber Tugend. Ohne Leidenschaften könnte die Gesellschaft nicht bestehen. „Die Gesellschaft, sagt Seneca, gleicht einem Gewölbe, das sich durch das Hinderniß, welches die Steine, woraus es zusammen gesetzt ist, einander gegenseitig machen, in seiner Dauer erhält.“*)

Neuntes Kapitel.

Vom Geschmacke, vom Guten, vom Schönen, von der Ordnung, von der Harmonie im moralischen Sinne.

Wenn, wie man bereits mehrmals hat bemerken können, die meisten Moralisten uns keine deutlichen Ideen von den Dingen gegeben haben; so haben sie denselben dagegen oft schwankende Wörter untergelegt, mit denen man zuweilen sehr schwer gewisse Begriffe verbinden kann. Durch die Metaphysik und die Subtilitäten ist die Wissenschaft, welche die allereinfachste, für den Menschen allerbegreiflichste seyn sollte, selbst für die geübtesten Köpfe ein unverständliches Galimatias geworden. Es wird also nöthig seyn, zu untersuchen, was die alten und neuern Moralisten eigentlich haben sagen wollen durch die Ausdrücke: moralischer

Ge-

*) Societas nostra lapidum fornicationi simillima est, qua calura nisi invicem ob-

starent hoc ipso sustinetur. Senec. Epist. 96.

Geschmack, moralischer Instinkt, Moralische Schöne, Ordnung und Harmonie, die wir in ihren Werken antreffen, um deren genaue und präcise Definition sie sich aber nicht bekümmert haben; so daß ein sehr großer Theil ihrer Leser sie nicht verstehen kann. Diese Philosophen scheinen alle in ihren Systemen von der Voraussetzung der angeborenen Ideen ausgegangen zu seyn, welche der berühmte Locke weislich in den Schulstaub verwiesen hat. *)

Die Neigung, welche macht, daß in einem Menschen, der ein empfindsames Herz hat, dessen Kopf zum Denken, Ideen zu combiniren, moralische Erfahrungen zu machen gewöhnt ist, sich bey'm Anblicke oder bey'm Erzählen einer tugendhaften Handlung ein angenehmes, bey'm Anblicke oder Erzählen einer strafwürdigen oder schändlichen Handlung hingegen ein widriges Gefühl regt; diese Neigung, sage ich, ist offenbahr erworben; sie ist die Wirkung der Gewohnheit, und man kann sie nicht als ein dem Menschen von Natur anhängen.

§ 5

*) Warburton definiert das moralische Gefühl so, daß es eine Billigung des Guten und ein Abscheu gegen das Böse sey, deren Instinkt und Natur uns bey'm jedesmaligen Nachdenken über ihren Charakter und ihre Folgen zuvor preveniren. Hutcheson sagt, daß ein Jeder bey einem aufmerkamen Nachdenken darüber sich überzeugen kann, es existire in ihm eine natürliche und unmittelbare Determination, die ihn vermöge, gewisse

Neigungen und die daraus folgenden Handlungen zu billigen; oder ein natürlicher Sinn von einer unmittelbaren Vorzüglichkeit, die in ihm wohne; ohne Rücksicht auf irgend eine andere Eigenschaft, die sich durch die andern Sinne oder durch das Resonnement äußere. S. Hutcheson Inquiry concerning virtue. Tous I. p. 58. Auf solch einem Galimatias haben einige Neuere Systeme der Sittenlehre aufgeführt!

hängendes Gefühl ansehen. Alle unsre Ideen erhalten wir durch die Sinne. Die öftere Wiederholung der nemlichen Bewegungen, es sey nun in den Organen unsers Körpers, oder in unserm Geiste, bestimmt unsre Gewohnheiten, und diese Gewohnheiten, mit denen unser Geist oder unser Körper sich familiarisirt oder gleichsam identifizirt hat, werden Bedürfnisse für uns. Unser Geist gewöhnt sich zum Denken, wie unsre Hand, mechanische Arbeiten zu machen. Die Gewohnheit und die Übung machen Denker, Leute von Geschmack, Philosophen, so wie sie Mahler, Bildhauer, Künstler u. dgl. machen.

Wenn unser Geist schon frühzeitig, es sey nun durch die Erziehung, oder durch die herrschende Meinung, oder durch unsre eigne Erfahrung und unser Nachdenken gewöhnt wird, die Verhältnisse der Dinge zu durchschauen, ihre Vortheile oder Nachtheile zu bemerken, gewisse Handlungen zu loben oder zu tadeln; so macht er sich eine Reihe von Ideen, ein System, das ihm zur Gewohnheit und ganz familiär wird, so daß er sich nur mit der größten Mühe davon losmachen kann. Das ist der Grund, warum die Menschen so stark an ihren wahren oder falschen Meinungen hängen, weil sie sich nemlich gewöhnt haben zu glauben, daß ihr Wohl damit verknüpft sey.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß wir unsre Meinungen bloß der Erziehung, dem Beispiele, dem Ansehen unsrer Lehrer und Vorgesetzten zu verdanken haben: und sehr oft sind diese Meinungen ganz verkehrt, oder der Wahrheit, der Vernunft, unserm wirklichen Nutzen gänzlich zuwider. Ein unter Menschenfressern aufgezogenes Kind würde ohne Entsetzen Menschenfleisch essen sehen lernen, während ein andres in ei-
ner

ner polizirten Gesellschaft erzogenes Kind bey der bloßen Erzählung einer solchen Barbarey erheben würde. Ein in den Grundsätzen eines abscheulichen Aberglaubens aufgewachsener Portugiese wohnt mit Vergnügen seinen Auto da Fees bey, wo man die Ketzer verbrennt. Ein mehr menschlich gesinnter Engländer würde den Anblick dieses die Menschheit entehrenden Schauspiels nicht aushalten können; die bloße Erzählung davon würde ihn mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Ein Mensch vom gemeinen Schlage wird gewöhnlich bey der Idee des Ruhmes an Schlachten und Eroberungen denken, dahingegen der Weise über die grausamen Thorheiten derjenigen, die man mit dem Namen der Helden beehrt, seufzt.

Wie können wir nun aber von der Güte oder der Verkehrtheit dieser so unterschiednen Arten eine und ebendieselbe Handlung zu sehen und zu fühlen, urtheilen? Nicht anders als nach ihrem Nutzen, nach der Uebereinstimmung mit den Interessen unsers Geschlechtes, nach ihrer Analogie mit der menschlichen Natur; kurz, nach den Wirkungen, die für die wahre Glückseligkeit daraus entspringen. Nach diesen Vergleichen erst wird unser moralisches Gefühl, oder unser moralischer Geschmack fixirt werden. Wenn er durch die Gewohnheit kultivirt, oder mit unserm Geiste vertrauet geworden ist, werden wir ihn mit der größten Fertigkeit, oder wenn man will, aus Instinkt üben.

Der moralische Geschmack ist in nichts vom guten Geschmacke in den Künsten unterschieden. Dieser setzt eine gewisse Geschicklichkeit voraus, eine Feinheit in den Organen, die man bloß der Natur zu verdanken hat, die aber auch einer gehörigen Uebung bedürfen; diese Uebung, die in der öftern Vergleichung der Copien

prien mit ihren Originalen bestehet, verschafft den Augen das Vermögen, die Schönheiten und die Fehler in den Werken, welche die Kunst uns darstellt, mit einem Blicke zu erkennen. Der moralische Geschmack setzt ebenfalls eine natürliche Geschicklichkeit, eine Feinheit, ein zartes Gefühl in unserm Geist und Herzen voraus, welche, durch die Erziehung gehörig geübt, uns in den Stand setzen, die vortheilhaften oder schädlichen Wirkungen der Handlungen sogleich wahrzunehmen, ihre Folgen vorauszusehen, sie zu billigen oder zu tadeln. Auf diese Art werden wir Kenner in der Sittenlehre, eben so wie wir Kenner in der Mahleren, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. werden. Nach dieser erlangten Kenntniß werden wir jede moralische Handlung richtig beurtheilen, wenn wir gleich nicht selbst die Gegenstände derselben sind. Eine große, edle, großmüthige Handlung der Vorzeit verursacht uns noch heut das größte Vergnügen, und rührt uns empfindlich aus eben dem Grunde, aus welchem der Anblick eines schönen Gemäldes jedem Manne von Geschmack oder jedem Kenner in der Mahleren das größte Vergnügen macht, wenn er gleich der Eigenthümer desselben nicht ist, wenn er auch selbst zuweilen nicht einmal den Namen des Künstlers, der es verfertigt, oder dessen, der es besitzt, weiß. Eine schöne Handlung der vorigen Zeiten gefällt uns, weil wir ihren Nutzen fühlen, weil wir uns an die Stelle desjenigen, der sie verrichtet hat, oder derer, welche Zeugen oder Gegenstände derselben gewesen sind, setzen, weil wir wünschen, daß die Menschen, mit welchen wir leben, ähnliche Handlungen verüben. Endlich noch gibt eine erhabene Handlung uns eine hohe Idee von unserm Geschlechte, ein Gefühl, das immer geschickt ist, uns zu erheben, und uns zu gefallen. Die tugendhaften Handlungen eines *Codrus*, eines *Aristides*, eines *Socrates* machen auf einen Kenner

in

in der Sittenlehre eben den Eindruck, welchen die me-
dieische Venus, oder der Antinous, oder der Apollo
auf einen Bildhauer, oder auf einen Kenner in der Bild-
hauerkunst machen, die in ihren Proportionen, ihren For-
men, ihren Contouren die Hülfquellen einer Kunst sehen,
welche sie ausüben, und zu beurtheilen gelernt haben.

Diese Betrachtungen können dazu dienen, uns zu
zeigen, wie sich die Ideen vom Schönen und Guten,
die im Grunde einerley sind, und die immer das bezeich-
nen, was nützlich, angenehm, vortheilhaft, interessant
für die Wesen unsrer Gattung ist, in uns bilden. So-
crates hatte die größte Ursach, seinen Zögling Alcibia-
des zu fragen: „Glaubst du denn, daß dasjenige, was
gut ist, nicht auch schön sey? hast du noch nicht be-
merkt, daß diese Eigenschaften ganz einerley sind? Die
Tugend ist in eben dem Sinne schön, in dem sie gut
ist — — Die Schönheit des Körpers entsteht auch
aus der Form, welche seine Güte bestimmt, und in al-
len Umständen des Lebens wird das nemliche Object un-
veränderlich für schön und gut gehalten, wofern es so
ist, als es seine Bestimmung verlangt.“

Wirklich nennen wir dasjenige gut, was uns Nu-
zen, Vergnügen, Wohlfeyn verschafft. Wir nennen
dasjenige schön, was unsere Augen auf eine so angeneh-
me Art frappirt, daß wir seine Fortdauer wünschen. Das
Schöne ist relativisch dem Auge, was das Gute und
das Angenehme relativisch dem Gaumen ist, was das
Harmonische relativisch dem Ohre ist, was ein köstlicher
Duft relativisch dem Geruche ist. Diese verschiedenen
Benennungen sind erdacht worden, um das zu bezeich-
nen, was gefällt, oder was gut, nützlich, angenehm
für einen jeden unsrer Sinne ist. In der Sittenlehre
wird eine Handlung, die wir wegen ihres Nutzens, den
sie

sie für unser Geschlecht hat, als gut erkennen, noch wegen der angenehmen Gefühle schon genannt, die sie in den Seelen und Herzen derer erregt, welche sie betrachten, das heißt, welche mit Hilfe der Erfahrung und des Nachdenkens gelernt haben, den ganzen Umfang aller der Vortheile, die sie zu verschaffen im Stande ist, zu kennen.

Nur die Erfahrung in Verbindung mit dem Nachdenken setzt uns in den Stand, die Handlungen zu entdecken, die entweder für uns selbst, oder für die uns ähnlichen Wesen vortheilhaft sind. Nur durch Erfahrung und Ueberlegung erwerben wir uns die Fertigkeit, ihren Werth geschwind zu bestimmen, oder die Schönheit und Häßlichkeit derselben langsamer oder schneller, träger oder lebhafter zu empfinden, Alles in Gemäßheit unsrer natürlichen Empfindsamkeit, unsers Temperaments, unsrer Einbildungskraft, der Richtigkeit unsers Verstandes. Es gibt für die Sittenlehre stupide Menschen, deren Verstand umnebelt ist, und die wenig Fähigkeiten haben, ihre Erfahrungen zu sammeln, darüber nachzudenken, und Folgen daraus zu ziehen. Das Moralisch-Schöne ist nicht gemacht, von Wesen dieser Art gefühlt zu werden. Wir finden ja Menschen, die eben auch für das Physisch-Schöne nicht das geringste Gefühl haben, die durch irgend einem Fehler ihrer heßlichen Organisation ihr ganzes Leben hindurch völlig unempfindlich bleiben bey den Schönheiten der Mahlereyen, der Musik und anderer Künste, während daß eben diese Schönheiten diejenigen, welche mit feinem Organen begabt sind, und dieselben gehörig geübt haben, in den höchsten Grad des Entzückens versetzen.

Ein Object kommt uns schön vor, wenn der Anblick seines Ganzen in unsern Augen eine angenehme Sen-

Sensation hervorbringt, wenn wir seine Gegenwart wünschen, oder wenn wir, ohne unser Organ zu ermüden, alle seine Theile mit Vergnügen und Leichtigkeit durchlaufen. Wenn wir unter diesen Theilen keine Uebereinstimmung, keine Proportionen finden, wenn wir den Zweck oder den Nutzen des Ganzen nicht fühlen; kommt uns das Object häßlich vor, und mißfällt uns.

Die **Ordnung** ist nichts anders als die Uebereinstimmung, welche sich unter den Theilen eines Ganzen findet, um zu einem Zwecke zusammen zutreffen. Das **Moralisch-Schöne** entspringt aus der moralischen Ordnung, welche die Uebereinstimmung des Willens und der Handlungen der Menschen ist, um zu ihrem Glück, als dem einzigen Zwecke, welchen empfindende Wesen sich vornehmen können, zusammen zutreffen. Die **physische Ordnung** im Menschen ist die Uebereinstimmung aller seiner Theile, woraus die Erhaltung seines Ganzen, oder der Zustand, den wir **Gesundheit** nennen, entspringt. Ein **politischer Körper** ist in der Ordnung, wenn alle Glieder, aus denen er besteht, getreulich zu seiner Aufrechthaltung zusammen stimmen. In einer Familie oder in einer besondern Gesellschaft herrscht Ordnung, wenn der Vater, die Mutter, die Kinder, die Verwandten, das Gesinde zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit zusammen stimmen. Die Handlungen und der Wille des isolirten Menschen sind dann in der Ordnung, wenn sie den Zweck haben, ihn zu erhalten und ihn glücklich zu machen. Die Handlungen und der Wille der in Gesellschaft lebenden Menschen sind in der Ordnung, wenn die Erhaltung und das Wohl der Gesellschaft daraus entsteht; in der unversessenen Natur endlich begreifen die Menschen unter dem Worte Ordnung die Reihe der natürlichen Ursachen und Wirkungen, welche sie zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Glück

Glücke vortheilhaft finden; Unordnung hingegen nennen sie Alles, was ihrer Glückseligkeit zuwider ist.

Aus dem eben Gesagten erhellet, daß verschiedene Moralisten nicht ohne Grund die aus tugendhaften Handlungen entspringenden Wirkungen mit den Wirkungen der Harmonie verglichen haben. Diese Handlungen stimmen zusammen, in den allgemeineren sowohl als besondern Gesellschaften ein Concert zu formiren, worin jedes Glied sein ihm angewiesenes Instrument aufs genaueste spielt. Man kann nicht daran zweifeln, daß diese aus nützlichen Handlungen und wohlgeordneten Neigungen entspringende Harmonie geschickt sey, empfindsame, edeldenkende, im Ueberlegen geübte Seelen zu rühren, Seelen, die allein fähig sind, den Werth dieser intellectuellen Musik zu fühlen und zu bestimmen, so wie ein gefühlvolles und gehörig geübtes Ohr allein fähig ist, an einer gut componirten Musik ein großes Vergnügen zu finden. Dies Vergnügen aber ist nicht für rebellische, verstimimte, vom Gefühl entblößte Seelen gemacht, wie die Seelen der böshaftern, der stupiden und so vieler leichtsinnigen Menschen, die man in der Gesellschaft nur zu häufig antrifft. Wesen von dieser Art haben gar keine Ideen weder vom Moralisch-Schönen, noch von der moralischen Ordnung, noch von der moralischen Harmonie, oder wenn sie ja einige davon haben; so sind sie falsch, conventionell, oder widersprechen der Erfahrung und der Vernunft.

Hätten nicht die Moralisten, welche das Gefühl des Guten, des Moralisch-Schönen, der Ordnung für ein dem menschlichen Geschlechte inhärentes Gefühl halten, wahrnehmen sollen, daß die Menschen noch gar nicht über die Objekte, mit denen sie diese Ideen verknüpfen, einig sind? Es ist bereits bemerkt worden, daß
gan-

ganze Völker zuweilen sehr strafbare und der gesunden Vernunft ganz zuwiderlaufende Handlungen als gut und schön gebilligt, gelobt, erhoben haben. Haben nicht die Römer das Benwort Gut (bonus) vorzugsweise wilden Kriegerern, wahren Geißeln der Menschheit? Hat nicht verruchter Aberglaube Gottheiten, die durch die ihnen bengelegte Aufführung Abscheu erregten, unter dem Bilde von sehr guten und sehr erhabnen Wesen als Gegenstände der öffentlichen Anbetung den Völkern aufgedrungen? Hat nicht der nemliche Aberglaube ben den Alten und Neuern Gebräuche eingeführt, die fähig sind, ben jedem vernünftigen Wesen Schauder und Entsetzen zu erregen? Führt endlich die in dem Geiste des größten Theiles der Menschen noch bis ist subsistirende Barbarey immer fort, eine große Anzahl von Gesezen, Gewohnheiten, Einrichtungen, die offenbar wider alle Vernunft und der Gesellschaft schädlich sind, ihnen als schön, vortreflich, schätzbar zu preisen?

Die Menschen sind in ihren Ideen vom Physisch-Schönen so wenig einig als in denen vom Moralsch-Schönen. Haben nicht die verschiednen Völker der Erde einander höchst widerstreitende Ideen von dem, worin man eigentlich die Schönheit beim Frauenzimmer setzt? Man verseze zum Beispiele eine Person, die in Europa wegen der Weiße ihrer Haut und der Regelmäßigkeit ihrer Züge ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung ist, nach Nigritien; sie wird vielleicht wenig Reize für einen Neger haben, der gewohnt ist, den Begriff der Schönheit nur mit der Farbe, die er selbst hat, zu verbinden. Die Dinge, die uns häßlich, umgestaltet, närrisch, lächerlich vorkommen, sind es deswegen nicht in den Augen der Bewohner einer andern Gegend: wir mißbilligen sie öfters nur darum, weil sie nicht mit unsern Ideen, mit unsern Gebräuchen,

G

mit

mit unsern Gewohnheiten übereinstimmen. Eben so finden wir auch die Kleidung, die Gebräuche, die Sitten der Ausländer bloß darum sonderbar und lächerlich, weil sie von denen, an welche unsre Augen gewöhnt sind, verschieden sind. Wir finden einige Speisen abscheulich, die in andern Ländern für Delicatessen gehalten werden, und dies allein aus dem Grunde, weil unser Gaumen von Kindheit auf nicht daran gewöhnt worden ist. Die Moden und Gebräuche unsrer Vorfahren kommen uns heutiges Tages über alle Maßen lächerlich vor, während die unsrigen es in den Augen der Nachwelt nicht weniger seyn werden.

Die Ideen von der Ordnung sind im Geiste der Menschen eben so wenig einförmig als jene vom Schönen und Guten. Selbst in der Natur scheint zuweilen das, was einigen Individuen des menschlichen Geschlechts eine bewundernswürdige Ordnung dünkt, vielen andern die entsetzlichste Unordnung. Die periodischen Ueberschwemmungen des Nils betrachtet der Egyptianer als eine ganz besondre Wohlthat der Vorsehung, die sich dieses Mittels bedient, seine dürrn Gefilde fruchtbar zu machen: das Austreten der Donau scheint eine Geißel zu seyn für die Völker, welche sehen, daß ihre Wasser das Fett ihrer Aecker mit wegschlemmet. Die Ideen von der moralischen Ordnung sind eben so sehr nach den Köpfen der Menschen verschieden. Wie wenige Sterblich haben wahre Ideen von der moralischen Ordnung, von der gesellschaftlichen Ordnung, und wie oft halten sie etwas für Ordnung, das offenbahr die abscheulichste Unordnung ist! Wie viele Nationen glauben nicht, daß bei ihnen Ordnung herrsche, während daß eine despotische und ordnungsleere Regierung eine zügellose Frechheit über sie ausübt; während daß ungerechte Gesetze, abgeschmackte Gebräuche, regellose Sitten, wider-

versprechende Leidenschaften Alles in Unordnung setzen; bewirken, daß keine Harmonie unter den Gliedern der Gesellschaft existirt; verhindern, daß ihre Theile zur Ordnung, zur Aufrechthaltung, zur Glückseligkeit des Ganzen sich vereinigen! Die Ordnung, welche man in den meisten politischen Körpern antrifft, gleicht so ziemlich jener im Körper eines Kranken, den ein Fieber bald in eine niederdrückende Mattigkeit, bald in ein Delirium versetzt.

Man sieht also, daß für den Menschen eine relative, conventionelle, eingebilddete Ordnung existirt, und daß die Ideen vom Moralisch-Guten, vom Schönen nichts weniger als fest bestimmt sind. Allein wie kann man nun von der Richtigkeit oder Falschheit dieser Ideen urtheilen? Wie kann man entscheiden, ob die Menschen in den Begriffen, die sie sich von der Ordnung und von dem Schönen machen, irren oder nicht? Bloß durch den Nutzen oder den Schaden, der daraus für sie entsteht; durch die Wirkungen der Ursachen, die sie billigen oder tadeln; durch Abwägung der beständigen und wahrhaften Vortheile und Nachtheile, welche aus den Meinungen, aus den Handlungen, Gewohnheiten, Gesetzen und Einrichtungen, die sie entweder als löblich annehmen, oder als tadelhaft verwerfen, entspringen. Nun erfordert aber diese Untersuchung Erfahrung, Ueberlegung, eine geübte Vernunft, deren nur wenige Menschen fähig sind. Daraus folgt, daß, weit entfernt, die Ideen vom Schönen, vom Guten, von der Ordnung als angebohrne Ideen ansehen zu können, sie vielmehr so beschaffen sind, daß sie sich nur mit vieler Mühe erwerben lassen: und bey dem größten Theile der Menschen, die sehr wenig nachdenken, sind diese Ideen gewöhnlich bloß die Wirkungen der Erziehung, der Meinung, des Bespiels einer maschinenmäßigen Routine

tine oder besondrer Interesse, denen es eigen ist, das Nachdenken und die Vernunft auszuschließen.

Erfahrung und Uebung sind unstreitig nöthig, um von der Moralität, das heißt, von der Güte oder der Schönheit der menschlichen Handlungen richtig zu urtheilen. Um sich moralischen Geschmack zu erwerben, muß man einen feinen Verstand haben, der die wahren Verhältnisse der Dinge, die notwendige Verbindung der Ursachen mit ihren Wirkungen, die Resultate der Handlungen und der menschlichen Einrichtungen beziehungsweise auf das dauerhafte Wohl der Gesellschaften und der Individuen durchschauen könne. Im Moralischen wie im Physischen ist der Instinkt nie etwas anders als die schnelle Anwendung unsrer Erfahrungen und unsers Nachdenkens auf die Natur der Ursachen und der Wirkungen. Wenn ich einen Stein im Begriffe sehe herunter zu fallen; so entferne ich mich aus Instinkt, *) das heißt, ich wende schnell auf den gegenwärtigen Fall das Resultat einer großen Anzahl von vorhergehenden Erfahrungen an, oder auch die Schlussfolge der Ueberlegungen und des Nachsinnens, aus denen ich gelernt habe, daß ein Stein ein schwerer und harter Körper ist; daß nach den Gesetzen der Schwere dieser Stein sich nicht in der Luft halten kann; daß er also bis auf mich fallen muß; daß, wenn er auf einen Theil meines Körpers, der zu schwach ist, ihm Widerstand zu thun, trifft, er mir Schmerz verursacht oder mich wohl gar des Lebens berauben muß. Also durch kurze Zusammenfassung aller dieser erworbenen Kenntnisse vermeide ich in der Geschwindigkeit den Fall eines Steines, während ein erfahrungsleeres Kind den

*) Quidam creduli, quidam negligentes sunt; quibus-

dam mendacium obrepit, quibusdam placet. Seneca.



denselben ohne Furcht erwarten, oder wohl selbst mit Vergnügen herunter fallen sehen würde. Sehen wir nicht täglich ein Kind seine Finger einem glühenden Eisen oder der Flamme eines Lichtes nähern? Aber es hütet sich auch sehr, es nochmals zu wiederholen, wenn es nur einmal den Schmerz, den ihm diese Objekte verursachen können, empfunden hat.

Wenn nun sogar in unsern natürlichen oder physischen Regungen unser Instinkt eine erworbene Fertigkeit ist; so können unsre moralischen Gefühle, oder unsre Ideen vom Guten und Schönen noch viel weniger für angebohrne Gefühle gelten. Die moralische Erfahrung ist noch weit schwerer als die physische. Die Wirkungen der menschlichen Handlungen sind gemeiniglich sehr entfernt von ihren Ursachen, und es ist überaus schwer, sie zu ahnden; die Umstände verändern dieselben bis ins Unendliche, und führen öfters die größte Klugheit irre; und endlich lassen sich die Resultate dieser Handlungen bisweilen erst lange Zeit nach der gegebenen Impulsion bemerken. Es gehört Erfahrung und Ueberlegung dazu, um den Werth der Billigkeit, der Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit, der Erkenntlichkeit, u. s. w. dieser unter den Menschen oft so verkannten Neigungen, zu kennen. Nur ein sehr geübter Verstand ist fähig, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden, da so viele Umstände sich mit einander zu vereinigen scheinen, um beide unaufhörlich zusammen zu verwirren. Man muß Scharfsinn besitzen, um das Gift, das so oft unter der Larve des Nützlichen in den meisten menschlichen Einrichtungen verborgen liegt, zu entdecken. Kurz, jeder denkende Mensch ist beständig zweifelhaft, wenn es auf die Beurtheilung einer großen Anzahl so verwickelter Umstände ankommt, so daß es fast unmöglich ist, das Gute vom Bösen, das Wahre vom

Falschen, das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden.

Ein Kind bringt bey seiner Geburt kein einziges moralisches Gefühl mit; es kennt weiter nichts als seine Bedürfnisse, die es zu befriedigen sucht: so bald man sich weigert, seine Phantasien ein Gnüge zu thun; so kennt es weder Verhältnisse noch Pflichten; es würde, wenn es könnte, seine Säugamme und seine Mutter schlagen, ja tödten, und in der Folge keine Gewissensbisse deswegen fühlen. Erst nach und nach lernt es einsehen, wie nöthig es seine Eltern braucht; wie vorthellhaft ihm ihre Liebe ist; wie nothwendig es ist, ihrer zu schauen, um das, was es verlangt, von ihnen zu erhalten, und die schnellen Leidenschaften, die in ihm gegen Alles, was ihm mißfällt, aufsteigen, zu unterdrücken. So wie es größer wird, wird es auch gelehriger und vernünftiger, weil die Erfahrung es allmählig in Ansehung seiner wahren Interessen aufklärt; und weil es nun mehr nachdenkt. Auf die Art entwickelt sich das moralische Gefühl in ihm, nach Maassgabe jener natürlichen Anlagen, welche die Erziehung von Tage zu Tage mehr ausbildet.

Alle Menschen fangen mit dem Stande der Kindheit an: die Erziehung, die sie von ihren Eltern erhalten, gibt ihnen ihre ersten Ideen, läßt sie ihre ersten Erfahrungen machen, flößt ihnen ihre ersten moralischen Gefühle ein, theilt ihnen wahre oder falsche, gute oder schlechte, ihnen selbst und der Gesellschaft nützliche oder schädliche Meinungen ein. Wie viele Menschen gibt es nicht in der Welt, denen die Erziehung eben so falsche als gefährliche Ideen beibringt, vermöge deren sie öfters weder moralischen Geschmack, noch eine wahre Idee vom Guten und Schönen, noch einen einzigen

richt;

richtigen Begriff von Ordnung, noch Fähigkeit haben, die Reize der gesellschaftlichen Harmonie zu fühlen! Wie viele Nationen endlich befinden sich nicht noch im Stande der Kindheit und Vernunftlosigkeit, der sie dahin bringt, daß sie Handlungen als lobenswürdig preisen, oder wenigstens ohne Abscheu sehen, die der gesunden Vernunft und ihrer eignen Glückseligkeit geradezu entgegen sind! Die Erde ist mit großen Kindern bevölkert, die noch keine Idee von der Tugend und den Vortheilen, die sie gewährt, haben.

Zehntes Kapitel. Von den moralischen Tugenden.

Die vornehmste und erste Tugend, welche allen übrigen zur Grundlage dient, ist die Gerechtigkeit. Simonides definirt sie sehr richtig, wenn er sagt: es sey die Tugend, welche einem Jeden das gebe, was ihm gehöre. Ein neuerer Moralist gibt einen noch bessern Begriff davon, indem er sagt: die Gerechtigkeit sey die Uebereinstimmung der Handlungen mit dem Gesetze; *) wodurch er das Gesetz der Natur, nicht jenes bürgerliche Gesetz versteht, das so oft diesem Urgesetze widerspricht.

Es sey, wie ihm wolle; die Gerechtigkeit ist eine zur Gewohnheit gewordene Neigung, jedem Menschen den Genuß aller der Eigenschaften, der Rechte, kurz aller Dinge, die zu seiner Erhaltung und zu seinem Glück erforderlich sind, zu verschaffen, oder doch wenigstens ihn nicht daran zu verhindern. Sie besteht darin, daß

G 4

wir

*) S. die italienische Abhandlung: Meditazioni sulla felicità.

wir ein jedes Wesen unsers Geschlechtes in dem Genuße seiner Person, seiner Freiheit, seiner Güter oder seines Eigenthumes nicht nur nicht beunruhigen, sondern es auch darin, so weit es in unsern Kräften stehet, zu schützen suchen. Mit einem Worte, die Gerechtigkeit gebietet uns, Andern das zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thäten, und also uns alles dessen zu enthalten, was ihnen schaden oder mißfallen könnte.

Kein einziges Mitglied der Gesellschaft kann das Recht zu schaden haben, oder sich erwerben. Das Recht ist jedes Vermögen oder jede Macht, deren Ausübung mit der Gerechtigkeit oder dem Nutzen der Gesellschaft übereinstimmt; die Gesellschaft ist nur dann nützlich, wenn sie die Gerechtigkeit unter ihren Gliedern aufrecht erhält. Man belegt die Gerechtigkeit auch mit dem Namen der Billigkeit, weil sie der Ungleichheit, welche die Natur unter den Menschen gelegt hat, abhilft; sie legt der Gewaltthätigkeit einen Zügel an; sie schützt den Schwächern gegen den Mächtigen, den Vermern gegen den Reichern; sie setzt einen Jeden in den Stand, zu arbeiten an seinem eignen Interesse, welches sie einschränkt und dem allgemeinen Interesse unterordnet, von welchem das Privatinteresse nie ohne Gefahr getrennt werden kann.

Die Gerechtigkeit ist für alle Glieder der Gesellschaft gleich wichtig; ohne sie ist kein einziges derselben gesichert. Der Ungerechte zerreißt die gesellschaftlichen Bande, die ihn mit seinen Brüdern vereinigt; er wird ihr allgemeiner Feind; er gibt einem Jeden das Recht, ihm selbst Schaden zuzufügen. Der Mißbrauch, den er von seinen Rechten macht, berechtigt die übrigen Glieder der Gesellschaft, sich der ihrigen zu bedienen, um das Hinderniß, das er ihrem Wohle in den Weg legt,

legt, wegzuräumen. Die Gewalt kann keine Rechte geben, die nicht eine größere Gewalt wieder vernichten könnte. Nur allein die Gerechtigkeit kann wahrhafte und gesetzmäßige Rechte ertheilen: die Rechte der Gesellschaft über ihre Glieder beruhen bloß auf das Gute, das sie ihnen verschafft.

Die Menschen regieren heißt sie nöthigen, die Gerechtigkeit untereinander zu beobachten. Das Gesetz ist nichts anders als die Vorschrift der Gerechtigkeit, die allen Bürgern vor Augen gelegt ist, um ihre Aufführung zu ordnen. Jede Auctorität ist nichts als das Recht, die Gerechtigkeit in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten.

Die Gerechtigkeit, sagt Pythagoras, ist das Salz des Lebens. In der That erhält sie auch Alles; sie bewahrt Alles vor der Verderbniß: sie macht die Person und die Güter Anderer für uns unverleglich und heilig. Der Mensch, für sich allein, ist sein eigener Herr; er lebt bloß seiner Sicherheit wegen in Gesellschaft. Daher muß die Gesellschaft einem jeden von ihren Gliedern sicher stellen den Genuß seiner selbst, die freye Ausübung seiner gesetzmäßigen Rechte, und den Besitz der Sachen, deren Eigenthum ihm seine Industrie oder seine Arbeit verschafft hat. Daraus folgt, daß keine Gewalt auf der Erde das Recht hat, irgend einem Menschen zu rauben seine Freyheit, welche nichts als das Vermögen ist, an seinem Glücke in steter Rücksicht auf die Gerechtigkeit zu arbeiten; noch ihm zu entreißen sein Eigenthum, worunter man Alles das begreift, was der Mensch besitzt, oder sich durch seine Arbeit, durch seine Talente oder seine Geschicklichkeit erwirbt. Der Mensch erlangt gegründete Ansprüche auf alle die Dinge, welche zu ihrem Entstehen und Werden seine

persönlichen Talente und Kräfte bedurft haben. Seine Arbeit identifizirt ihn so zu sagen mit dem Dinge, das er sich die Mühe genommen hat, zu modifiziren, zu verfertigen, zu vervollkommen, für sich selbst oder für Andere nützlich zu machen. Ohne Sicherheit, ohne Freyheit, ohne Eigenthum wird die Gesellschaft ganz unnütz für uns: denn nur dadurch, daß diese Rechte gegen Gewaltthätigkeit gesichert werden, wird das gesellschaftliche Leben uns vortheilhaft. Eine Regierung, welche uns keine Gerechtigkeit verleihet, oder sie nicht aufrecht erhält, ist nichts weiter als eine Straßenräuberin, gegen die das Herz des Menschen sich zu empören gezwungen ist.

Bei einer jeden Nation müssen die Geseze nichts anders als der gerechte übereinstimmende Wille Aller seyn; sie müssen auf die Interesse Aller gegründet, und entgegengesetzt seyn den besondern Willen, den Interessen, den Leidenschaften und dem Eigensinne der Individuen, weil sie öfters ungerecht seyn können. Keine Macht auf Erden kann die Menschen von den Pflichten der Gerechtigkeit losprechen: eine Gesellschaft, welche ihren Häuptern oder ihren Gliedern erlauben könnte, ungerecht zu seyn, würde offenbahr wahnsinnig seyn, und ihren eignen Umsturz befördern helfen.

Die Gerechtigkeit ist — ich wiederhole es — der Grund aller übrigen gesellschaftlichen Tugenden, und dient allen übrigen zur Vorschrift. Wenn wir auch von denen, welche uns fremd sind, keine Liebe und keine Wohlthaten fodern können; so sind wir doch von ihnen zu verlangen berechtigt, daß sie gerecht gegen uns seyn, weil jedes Individuum unsers Geschlechts das Recht hat, dasselbe von uns zu erlangen. Die Empfindsamkeit, die Zärtlichkeit, die Freundschaft, das Mit-

Mitleiden können uns bisweilen täuschen; aber der Gerechtigkeit kommt es zu, ihnen Schranken vorzuzeichnen. Unerbittlich und unveränderlich in ihren Gesetzen lehrt sie uns, kein Ansehen der Person zu achten. Alle besondern Verbindungen, selbst die des Blutes und des Vaterlandes, sind ihr untergeordnet und müssen ihr weichen. Keine Macht auf der Welt hat das Recht, uns zu zwingen, ungerecht zu seyn, weil die Gerechtigkeit die Grundstufe der Welt ist.

Mit einem Worte, die Gerechtigkeit ist das wahre Gegengewicht der Liebe, die wir zu uns selbst haben, und die uns öfters in die Irre führt; sie hält unsre Leidenschaftern im Zaume; sie lehrt uns, flüchtige und persönliche Interesse dauerhaftern und ausgebreiteteren Interessen, von denen unser Glück abhängt, aufzuopfern: sie macht es uns fühlbar, daß wir unsre Rechte auf die Liebe, die Achtung, und den Beistand unsrer Mitgesellschaften verlihren, wenn wir gegen sie ungerecht sind. Kurz, Alles beweiset uns, daß die Verletzung der Billigkeit eben so viel ist, als wenn ich gegen mich selbst ungerecht bin, als wenn ich meinen eignen Interessen schade, als wenn ich mich für meinen eignen und meiner Nebenmenschen Feind erkläre, als wenn ich sie berechtige, mir Uebel zu zufügen.

Die Gerechtigkeit ist die Basis des Völkerrechts. Die Nationen sind nichts als die Individuen der Universal-Gesellschaft oder des menschlichen Geschlechts. Ein Volk ist dem andern Volke eben das schuldig, was ein Mensch dem andern Menschen schuldig ist. Es gibt nicht zwei Sittenlehren für die Wesen unsers Geschlechts. Eben die Bande, welche zwischen Freunden statt finden, finden auch zwischen verbundenen Nationen statt. Die Bande der Menschlichkeit oder der Billigkeit

keit vereinigen Völker zusammen, die einander noch so fremd sind, die noch so weit entfernt wohnen, deren Interesse noch so sehr getheilt sind. Daß so viele Gröbler die Staatskunst von der Sittenlehre unterschieden haben, kommt bloß daher, daß sie nicht gehörig über die unveränderlichen Pflichten der Gerechtigkeit nachgedacht haben. Ist nicht schon die Vernunft hinreichend, um uns zu beweisen, daß ein jeder Oberherr oder ein jedes Volk, wenn sie verwegen genug sind, in Betreff eines andern Fürsten oder eines andern Volkes die Gesetze der Billigkeit zu übertreten, dieselben berechtigt, sie eben so wieder zu behandeln? Die Gerechtigkeit ist die einzige Mauer, welche die Nationen und ihre Häupter ihren gegenseitigen Leidenschaften entgegen stellen können. Nichts als die Ungerechtigkeit ist die Quelle der besondern Unglücksfälle in den Familien, in den Gesellschaften, unter den Nationen. Nur die Ungerechtigkeit verursacht den Sturz ganzer Reiche. Die Gerechtigkeit ist die Grundfeste der öffentlichen und Privatglückseligkeit. Die Menschen sind nur darum lasterhaft und unglücklich, weil sie ungerecht sind. Alle moralischen Tugenden beruhen in vieler Rücksicht auf die Gerechtigkeit. *)

Die Menschlichkeit, diese unterscheidende Tugend des Menschen, die so oft von Wesen, die sich vernünftig nennen mit Füßen getreten wird, ist ein Zweig der

*) In den heiligen Büchern der Juden und der Christen wird der rechtschaffene oder der Gott gefällige Mensch gemeiniglich vorzugsweise der Gerechte genannt. Dies ist sehr vernünftig, indem die Gerechtigkeit alle übr-

gen Tugenden in sich begreift. Aber unglücklicher Weise ist der Gerechte der jüdischen und der christlichen Religion sehr oft nichts als ein Abergläubischer, ein Menschenfeind, ein unnützer Bürger, und ungeselliger Mensch.

der Billigkeit. Menschlich seyn, heißt geneigt seyn, ohne Unterschied allen Individuen der Gattung, zu der wir auch gehören, Gerechtigkeit zu erweisen, Hülfe zu leisten, Gutes zu erzeugen. Diese so lobenswürdige Neigung gründet sich auf die Vernunft, auf die Erfahrung, auf die Ueberlegung, die uns beweisen, daß wir als Menschen, als empfindende und schwache Wesen, die jeden Augenblick der Hülfe bedürfen, die unsrige allen denen, die uns darum ansprechen, nicht versagen müssen, wenn wir das Recht haben wollen, dergleichen von unsern Nebenmenschen zu verlangen. Man darf nur selbst Mensch seyn, um Rechte auf den Menschen zu haben. Die Menschlichkeit ist ein Band, das geschickt ist, den Bürger von Paris mit den Bürger von Peking unsichtbar zu verbinden. Sie ist ein Vertrag, der alle Glieder der großen Familie, von welcher die verschiedenen Völker der Erde nur die zerstreuten Individuen sind, ohne Unterschied bindet. Dieser Vertrag ist der Schirm und Schutz unsres Geschlechts: er gibt einem Jeden von uns das Recht, die Gerechtigkeit, das Mitleiden, die Wohlthat eines jeden empfindenden Wesens, es sey aus welchem Lande, von welcher Religion, von welchem Stande es wolle, aufzufodern. Der Krieg, die Grausamkeit, die Eroberung, die Intoleranz, die Härte sind Dinge, welche der Menschlichkeit entgegen sind.

Die Mäßigkeit, insofern diese Tugend uns nemlich gebietet, uns dessen, was einem Andern zugehört oder ihm nützlich ist, zu enthalten, fließt aus der Gerechtigkeit her. Die Mäßigkeit in Beziehung auf uns selbst, die uns vorschreibt, uns das zu versagen, was uns schaden kann, ist eine Folge der Gerechtigkeit, die wir uns selbst schuldig sind. Ein verständiges Wesen ist sich sein Wohlsinn schuldig; es muß sich erhalten, und alle Mittel,

tel, die es dazu anwendet, sind rechtmäßig, wenn sie mit der Billigkeit übereinstimmen.

Das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit sind Neigungen, die auch von der Gerechtigkeit herkommen, indem sie uns vorschreibt, die Wesen unsrer Gattungen zu lieben, und ihnen Gutes zu thun, in Absicht auf die Liebe, welche wir bey ihnen anzutreffen wünschen, und auf das Gute, das wir von ihnen gern erhalten möchten. Um das Recht zu erwerben, die Liebe und das Wohlwollen der Menschen zu verlangen, will die Billigkeit, daß wir ihnen auch Beweise der Liebe geben, und uns geneigt finden lassen, ihnen Gutes zu erzeigen. Das Wohlwollen sowohl als die Wohlthätigkeit, ist eine durch Ueberlegung kultivirte Eigenschaft, welche uns zeigt, daß es zu unserm Ruhme, zu unserm Vergnügen, zu unserm Glücke, zu unserm Vortheile gereicht, diejenigen, mit denen wir in Verhältnisse stehen, zu lieben und ihnen Beweise unsrer Zuneigung zu geben. Wenn man wohlthätig, großmüthig, dienstfertig ist; genießt man da nicht bey der Zufriedenheit Anderer zugleich selbst mit? Eine tugendhafte und empfindsame Seele findet ihre Belohnung bey der Ausübung der Wohlthätigkeit in dem Rechte, das sie dadurch erlangt, sich selbst hochzuschätzen, und sich wegen des Guten, das sie thut, den gerechten Beyfall zu geben. Gibt es wohl gegründete Ansprüche auf die öffentliche sowohl als auf seine eigne Hochachtung, als die Ansprüche eines Menschen, der die Macht und den Willen hat, Glückliche zu machen? Mit welcher Stirn kann es wohl eine falsche Sittenlehre wagen, das allerrechtmäßigste und am meisten zur Tugend einladende Gefühl zu verdammen?

Das Mitleiden ist eine Neigung, deren Quelle die physische Empfindsamkeit oder die Feinheit der Organe

gane ist, in Begleitung einer Einbildungskraft, welche uns die Unglücksfälle andrer Geschöpfe, sie mögen nun von unsrer Gattung, oder auch von einer von der unsrigen ganz verschiednen Gattung seyn, mit Nachdruck schildert. Dies bringt in uns einen gewissen peinlichen Zustand, eine beschwerliche Unruhe hervor, von der wir uns sehr befreuet zu sehen wünschen. Wenn wir also einem Unglücklichen seine Pein lindern, lindern wir unsre eigne; wir vertreiben aus unserm Geiste ein trauriges Gemählde, um die reizende Idee, welche aus dem Gedanken, einen Glücklichen gemacht zu haben, entspringt, an seine Stelle zu setzen. Wie vortreflich ist nicht der Grundsatz des gefühlvollen Mannes, der sagte: „man solle nie einen Hund schlagen, oder ein Insekt vernichten, ohne hinreichende Ursach, um sich vor dem Richterstuhle der Billigkeit zu rechtfertigen!“ *) Das Mitleiden ist bey einer großen Anzahl von Leuten nichts. Die Empfindbarkeit der Organe wird selbst unnütz, wenn sie nicht geübt wird. Wie viele Leute gibt es nicht in der Welt, bey denen man es mit der größten Sorgfalt zu ersticken gesucht hat! Die Könige, die Eroberer, die Krieger, die Großen und die Reichen sind gemeiniglich Geschöpfe, die das Mitleiden nicht kennen.

Die Alten setzten auch die Stärke der Seele, den Muth in die Zahl der Tugenden; allein das würde nur eine blutgierige und wilde Tugend seyn, wenn man darunter bloß die kriegerische Tapferkeit verstände, die viele Völker so hoch erhoben haben, und die sich gemeinlich nur durch die Ungerechtigkeiten und Verwüstungen, die sie auf der Erde anrichtet, zu erkennen gibt. Aber diese Stärke ist eine nützliche, sehr so-

bens:

*) G. Shenstone's Works.

benswürdige und tugendhafte Neigung, wenn man unter diesem Namen jenen Muth, jene Energie, jene Größe der Seele versteht, welche einen redlichgesinnten Bürger vermögen, sein Vaterland, selbst auf Kosten seines eignen Lebens, gegen wirklich innerliche und auswärtige Feinde zu vertheidigen und demselben zu dienen. Dieser edle Enthusiasmus verdient alle unsre Lobsprüche, wenn er das öffentliche Wohl, die Freiheit, die Gerechtigkeit zum Gegenstande hat; wenn er das Herz des Menschen empor hebt und es verhindert, sich zu erniedrigen, wenn er ihn fest an die Tugend anschließt, ohne sich weder durch Beispiel noch durch Verführung wankend machen zu lassen. Der schwache Mensch, der keinen festen, bestimmten Charakter hat, ist nie für sich selbst sicher. Wenn er auch selbst frey ist von mächtigen Leidenschaften und lasterhaften Neigungen; so läßt er sich doch von fremden dahin reißen, und wird dadurch oft eben so schädlich, als der determinirteste Böswicht. Die Schwachheit eines Fürsten zum Beispiele hat bisweilen für sein Volk traurigere Folgen, als die schwarze Bosheit. Ein Mensch, der schwach ist, läßt sich auch leicht zur Ungerechtigkeit verleiten. Die Tyrannen sowohl als die Sklaven vertragen sich durchaus nicht mit dem Geiste der Billigkeit. Der Sklave, der zufrieden seine Ketten trägt, ist ein Niederträchtiger, ist ungerecht gegen sich selbst und gegen seine Mitbürger. Die wahre Stärke kann sich auf nichts anders gründen, als auf eine unverletzliche anhängliche Liebe zur Billigkeit.

Die Stärke bey den Wilden bestehet in nichts als in einem viehischen und grimmigen Muth. Die Stärke bey einer unterjochten slavischen Nation ist nichts anders, als die Gewaltthätigkeit ihrer Tyrannen, die von den dummen Sklaven derselben befördert oder erduldet wird.

wird. Die wahre Stärke und Größe der Seele, die wirklich edlen Gefinnungen, der ächte Muth, sind bey Nationen, die durch den Luxus verderbt sind, und unter dem Despotismus schmachten, sehr selten. Man muß gewiß viel Stärke besitzen, um tugendhaft in einem Lande zu seyn, wo die Tugend verhaßt oder lächerlich ist. Nach den Grundsätzen der meisten Religionen der Erde muß die Stärke ausgeschlossen werden aus der Reihe der Tugenden. Sie unterjochen die Seelen, sie pressen ihre Triebräder zusammen. Wenn sie ja der Stärke einen Platz einräumen; so muß dieselbe sich bloß leidend verhalten, und sie bestehet darin, die Fesseln, welche oft die Ungerechtigkeit dem menschlichen Geschlechte anlegt, feigherzig zu ertragen. Kein Mensch hat Stärke, wenn er nicht Billigkeit besitzt. *)

Die Klugheit hat man gleichfalls zum Range der Tugenden erhoben. Im Grunde aber scheint es, daß man sie nicht von der Vernunft unterscheiden müsse. Denn durch den Unterricht und die Leitung der Erfahrung und der Ueberlegung zeigt uns diese, wie wir Alles das, was uns selbst entweder unmittelbar oder durch seine entfernteren Folgen schaden, ingleichen das, was uns den Verlust der Zuneigung unsrer Nebenmenschen zuwege bringen oder uns gar ihrem Unwillen aussetzen könnte, voraussehen und vermeiden können. Man könnte die Klugheit so definiren. Sie ist eine vernünftige Furcht vor den Folgen, welche unsre Handlungen haben können. Diese Furcht ist dem Menschen überhaupt, den Herrschern über Nationen aber insbesondere sehr nothwendig, weil sie vornemlich dazu bestellt sind, diejenigen Zufälle, die einem nachtheiligen

*) *Iustum et tenacum propositi virum.* Horat.

ligen Einfluß auf die öffentliche Glückseligkeit haben könnten, vorauszusehen, und ihnen vorzubeugen. Leichtsin, Unvorsichtigkeit, Unbedachtsamkeit, sind in der Staatskunst eben so schädlich, als die überdachte Bosheit.

Dies sind die eigentlichen wirklichen Tugenden, welche die Sittenlehre den Menschen vortragen muß, auf deren wirkliche und dauerhafte Interesse wir dieselben offenbahr gegründet sehen. Die Tugenden dieser Art sind dem ganzen menschlichen Geschlechte nothwendig; ihr Nutzen ist kein eingebildeter, scheinbarer, augenblicklicher Nutzen; er kann von allen Bewohnern der Erde ohne Unterschied gefühlt werden: diese Tugenden hängen nicht von Conventionen oder vom Eigensinne ab; sie zwecken ganz sichtbarlich auf das Glück aller derjenigen ab, die sie getreulich ausüben werden.

Alles beweiset uns, daß die vornehmste, erste Pflicht des gesellschaftlichen Lebens ist, gerecht zu seyn. Die Gerechtigkeit will, daß der Mensch sich der Gesellschaft nützlich mache, weil sie ihm selbst nützlich und nothwendig ist. Die Erkenntlichkeit ist ein Werk der Gerechtigkeit. Daher verbindet uns Alles, nach Maasse unsrer Kräfte dem Vaterlande zu dienen, und, so viel als in unsrer Macht steht, zur Glückseligkeit unsrer Mitbürger und des ganzen menschlichen Geschlechts beizutragen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß das Verdienst und die Tugend nur in dem Nutzen, den sie leisten, bestehen. Noch mehr; da wir wünschen, daß das gesellschaftliche Leben uns angenehm sey; so fordert die Gerechtigkeit, daß wir uns den andern Wesen, mit welchen wir leben, ebenfalls angenehm machen. Dies ist der wahre Grundsatz, auf welchem sich die Nothwendigkeit der Nachsicht, der artigen Sitten, der Nachgiebigkeit, der Gefälligkeit, der Höflichkeit, der Be-

gierz

gierde zu gefallen und sich Talente und Eigenschaften zu erwerben, die vermögend sind, Annehmlichkeit in dem Umgange des Lebens zu verbreiten, gründet. Je mehr die Gesellschaft sich kultivirt; jemehr lernen die Glieder, die sie ausmachen, was sie sich einander schuldig sind. Die Höflichkeit und die Sanftheit werden bey den sittenlosesten Nationen ein sehr heilsamer Zügel.

Elftes Kapitel.

Vom moralischen Uebel, oder von den Lastern der Menschen, von ihren Verbrechen, von ihren Fehlern, von ihren Schwachheiten.

Aus Mangel einer hinlänglichen Kenntniß der wahren Grundsätze der Sittenlehre haben einige Grübler diese Grundsätze für willkürlich gehalten, und sich sogar eingeildet, es existire kein wirklicher Unterschied zwischen Tugend und Laster, und es beruhe das Lob, das man der einen, und der Tadel, den man dem andern bengelegt, lediglich auf die menschlichen Conventionen, indem nemlich die Begriffe, die man sich davon macht, bey den verschiedenen Völkern, aus denen das menschliche Geschlecht besteht, so außerordentlich variiren und oft so sehr von einander abstechen, als Tag und Nacht.

Ben dem Anblicke der Laster, der Unvollkommenheiten, der Gebrechen, die unserm Geschlechte so gemein sind, der unzähligen Verbrechen, wovon alle Länder die Schaubühnen sind, schlossen einige Andere, daß die menschliche Natur ganz und gar ausgeartet und verderbt sey, oder daß ein natürlicher Hang die Menschen zum Verbrechen hinzöge.

Alle beyde aber haben sich offenbahr geirret, weil sie keine wahren Ideen von der Natur des Menschen hatten. Er kömmt mit gewissen Bedürfnissen auf die Welt; diese Bedürfnisse erwecken in ihm mehr oder minder starke Begierden, die man Leidenschaften nennt; diese Leidenschaften werden, je nachdem sie eine gute oder böse Richtung bekommen, Tugenden oder Laster, das heißt, sie machen denjenigen, der sie fühlt, sich selbst und andern entweder nützlich oder schädlich, liebenswürdig oder hassenswürdig, denjenigen, auf welche seine Handlungen einen Einfluß haben können, angenehm oder beschwerlich, mit einem Worte tugendhaft oder lasterhaft.

Es ist außer allen Zweifel, daß die mehr oder weniger heftigen Leidenschaften, von welchen der Mensch bewegt wird, mit seiner Natur genau verwandt sind, das heißt, von seiner Organisation, von seiner besondern innern Einrichtung, von seinem Temperamente abhängen. Auch soviel ist gewiß, daß diese natürlichen Dispositionen, über welche kein Mensch Herr ist, sehr viel dazu beitragen, ihn zu determiniren, es sey nun zum Guten oder zum Bösen. Es ist bewiesen, daß einige Menschen eine solche Constitution haben, daß man sie nur mit der größten Mühe dahin modificiren kann, daß sie nützliche und angenehme Glieder der Gesellschaft werden. Indessen aber zeigt auch Alles uns nur zu deutlich, daß die Menschen die unglücklichen Leidenschaften, die Verbrechen, die Laster, die Schwachheiten, unter denen sie seufzen, weit mehr ihrer schlechten Unterweisung und ihrer Unwissenheit, als ihrer natürlichen Verderbniß zu verdanken haben.

Wenn auch die Leidenschaften des Menschen natürlich sind; so ist doch die schlechte Anwendung derselben

ben der Natur zuwider. Wenn wir in keinem Augenblicke unsers Lebens unsre Erhaltung, unser Wohlfeyn, unser Vergnügen aus den Augen verlihren können; so ist es unsrer Natur angemessen, unsre Handlungen wohl zu ordnen, unsre Leidenſchaften im Zaum zu halten, und vorzüglich denen entgegen zu arbeiten, die uns entweder gleich, oder wenigſtens durch ihre entfernertn Wirkungen ſchaden könnten. Wenn der geſellſchaftliche Zuſtand der Natur des Menſchen wegen der Unterſtützung und der Annehmlichkeiten, deren er dadurch theilhaftig wird, angemessen iſt; ſo vereinigt ſich auch Alles, um ihm zu beweifen, daß ſeine Natur von ihm fodert, ſich der Verbrechen zu enthalten und ſich von ſolchen Fehlern zu beſſern, die ihn den übrigen Gliedern der Geſellſchaft unerträglich machen würden.

Es iſt dem Menſchen nichts natürlicher, als das Vergnügen zu lieben; allein er handelt wider ſeine Natur, wenn er deſſelben übermäßig genießt; er handelt wider die Natur eines geſelligen Weſens, wenn er ſich Vergnügungen überläßt, die ihm den Abſcheu, die Züchtigungen, die Verachtung ſeiner Mitmenſchen zuziehen können; weil er, um glücklich zu ſeyn und eines dauerhaften Vergnügens zu genießen, des Beifalles und des Wohlwollens ſeiner Mitmenſchen bedarf. Wenn wir die Liebe derer, die zu unſerm Glücke etwas beitragen können, von uns abwendig machen; ſo haſſen wir offenbar uns ſelbſt. Es iſt ſehr natürlich, daß jeder Menſch ſich ſelbſt liebt; allein es iſt wider die Natur eines geſelligen Weſens, ſich excluſivweiſe zu lieben, weil die Andern zu ſeinem Glücke unumgänglich nothwendig ſind. Derjenige, der nur ſich allein liebt, hat kein Recht, von Andern Liebe zu fordern. Derjenige, der ſich auf der Wallfahrt durch dieſes Leben von

den übrigen absondert, kann sich keine angenehme oder sichere Reise versprechen.

Wenn man, wie dies hinlänglich bewiesen worden ist, diejenigen Dispositionen, welche für die Gesellschaft ersprießlich sind, **Tugenden** nennen muß; so muß man alle diejenigen **Laster** nennen, welche entweder unmittelbar oder durch ihre nothwendigen Folgen dem Wohle des menschlichen Geschlechts zuwiderlaufen. Nun gibt es aber Handlungen und Dispositionen, welche ihrer Natur oder ihrem Wesen nach nützlich sind und den Menschen gefallen; während daß andre hingegen ihnen schaden und sie betrüben. Wenn man also behauptet, daß die Wörter **Tugend** und **Laster** nichts als **Conventions Wörter** sind; so behauptet man dadurch, daß das Vergnügen und der Schmerz **Conventions Wörter** sind, oder daß sie nichts **wirkliches** haben. Wenn unser Interesse, das doch nichts anders als die Selbstliebe ist, uns nöthiget, die Tugend zu lieben, die in unserm dauerhaften Nutzen besteht; so zwingt uns dieses Interesse auch zugleich, das Verbrechen zu verabscheuen, das Laster zu verachten, dasjenige, was uns Schaden verursachen kann, zu fürchten.

Die Tugend ist im Grunde nichts anders als die Geselligkeit. Der rechtschaffene Mann allein ist ein geselliges Wesen. Der Boshafte ist immer ein ungeselliges Wesen. Lasterhaft nennt man denjenigen, dessen Aufführung für Andre und für ihn selbst unnütz und gefährlich ist. Die Boshelt ist ein immerwährender Kampf eines einzelnen Menschen gegen Alle und gegen seine eigne Glückseligkeit.

Alle Tugenden haben, wie oben schon bemerkt worden ist, die Gerechtigkeit zur Grundlage, und lösen sich

sich alle in dieselbe auf. Alle Verbrechen, alle Laster, alle wirkliche Sünden sind mehr oder weniger merkliche Abweichungen von den Vorschriften der Billigkeit, sind mehr oder weniger fühlbare Verletzungen unsrer Pflichten, die wir gegen Andre haben; sind mit einem Worte wahre Ungerechtigkeiten, die fähig sind, sie von uns zu entfernen und uns von dem Umgange mit den Menschen auszuschließen.

Dem ungeachtet glaube man ja nicht mit den Stoikern, daß alle Verbrechen oder Sünden einander gleich seyn. Die Größe, die Dauer, die Heftigkeit der Uebel, welche unsre Leidenschaften und unsre Laster unsern Nebenmenschen verursachen, werden aus den Maaßstab an die Hand geben, in wiefern die Handlungen und die Dispositionen der Menschen Abscheu, Verachtung, Strafe und Tadel verdienen. So muß man denn mit dem Namen von Verbrechen, Schandthaten, Attentaten, schweren Sünden alle diejenigen Handlungen belegen, welche eine große Unordnung in der Gesellschaft anrichten, oder die in demjenigen, der sie begehrt, Dispositionen verrathen, welche für seine Mitmenschen höchst traurige Folgen haben. Man wird alle die Dispositionen, sie mögen natürlich oder erworben seyn, Laster nennen, sobald etwas Böses oder wenigstens gar nichts Gutes, aus ihnen entspringt. Die Beraubung der Eigenschaften, welche uns nothwendig sind, um uns die Liebe und die Hochachtung derjenigen, mit welchen wir leben, zu erwerben, wird man Fehler, Unvollkommenheit, Schwachheit nennen. Unsre Fehler sind Dispositionen, die uns fürs gemeine Leben beschwerlich, lächerlich, verächtlich machen. Die Verbrechen verdienen den Haß *) und die Strafen der

H 4.

Mens

*) Dies ist der Haß, den Cicero odium civile, seinen gesellschaftlichen Haß nennt.

Menschen. Die Laster sind ihrer Verachtung würdig; die Fehler verdienen Nachsicht, ohne welche die Gesellschaft schwerlich bestehen könnte.

Das moralische Uebel hat also wie der physische Schmerz sehr verschiedentliche Nuancen. Jeder Mord ist ein Verbrechen, das in der Seele eines jeden Menschen Schrecken und Furcht erregen muß, sobald er bedenkt, daß er alle Augenblicke das Opfer desselben werden kann. Ein Vaternörder muß ein noch größeres Entsetzen erregen, weil dieses Verbrechen eine schwarze Seele verräth, welche keine Bande mehr kennt. Wenn die Ermordung eines einzigen Menschen eine verhasste Schandthat ist; welchen Abscheu muß dann nicht ein Krieg, der noch dazu gewöhnlich höchst ungerecht ist, einflößen, da durch ihn unennbares Elend über ganze Nationen verbreitet wird, da durch ihn Millionen Menschen dem Grabe überliefert werden!

Alein die Unwissenheit, und die daraus entspringenden traurigen Vorurtheile haben bis hieher das moralische Gefühl so sehr verhindert an das Tageslicht zu kommen, oder haben die Ideen vom Guten und Bösen so verwirrt, daß die Größe der Verbrechen noch dazu beiträgt, daß die Menschen sie bewundern und mit Ehrfurcht betrachten. Rauben, einen Menschen morden, hält man für abscheuliche und strafwürdige Handlungen, während man die Verbrechen so vieler Eroberer, die den Ruhm gehabt haben, Königreiche zu plündern und ihre Einwohner zu würgen, mit Entzücken liest. Nach den in der Welt angenommenen falschen Meinungen wird ein wahrhaftiges moralisches Buch eine entsetzliche Satyre auf die Menschen, und vornehmlich auf die Geseze, die Vorurtheile, die Gebräuche, von denen sie beherrscht werden.

Um

Um die Handlungen der Menschen richtig zu beurtheilen; um zu wissen, ob dieselben den Namen der Tugenden oder Taster verdienen, beziehe man sich ja nicht auf den Ausspruch der Geschichte, die uns oft das Verbrechen in einem verführerischen Gewande mahlt; nicht auf Gebräuche, die Unerfahrenheit und die Barbaren der Völker eingeführt haben; nicht auf Meinungen, welche der Aberglaube und die Tyrannen aufgebracht haben und beschützen; nicht einmal auf Philosophien, die nicht immer so ganz vorurtheilsfren sind. Man frage vielmehr den innern und wirklichen Werth der Handlungen und Dinge um Rath; man untersuche ihren nahen oder fernen Einfluß auf das Glück der Individuen und der Gesellschaften. Man sehe zu, ob nicht wirkliche Uebel aus einer Aufführung entspringen, die man oft nur um eines augenblicklichen oder persönlichen Vortheils willen angenommen hat; und ob nicht aus dem, was die Menschen thörichterweise verdammt haben, große Vortheile entstehen könnten.

Es ist ausgemacht, daß, wenn die Sittenlehre von den Gesezen, von den Gewohnheiten, von den Meinungen der Völker abhängen sollte, ihre Grundsätze nicht die geringste Festigkeit haben könnten. Die allerabscheulichsten Gebräuche, die der Billigkeit, der Vernunft, der Menschlichkeit ganz geradezu widersprechen, haben gefunden und finden noch bei ganzen Nationen hartnäckige Stützen, bei den Göttern Begünstiger, bei den Regierungen unerschütterliche Beschützer. Da man sehe, daß die Bewohner dieser Erde in der Art die nemlichen Handlungen zu beurtheilen, unter einander so wenig übereinstimmen; haben sich einige, weil sie nicht höher hinauf gingen, fälschlich eingebildet, es existire keine andre Sittenlehre für die Menschen als diejenige, welche sich in ihrem Lande autorisirt befinde, und daß

die Begriffe von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Ehre und Schande, von Tugend und Laster, kurz vom moralischen Guten und Uebel bloß willkürlich und relativ seyn, das heißt, vom Ohngefähr, vom Eigensinne, von den närrischen Systemen der Völker oder von dem oft so ungerechten Willen derjenigen abhängen, welche ihre Meinungen oder ihr Schicksal bestimmen.

Die Tugend besteht in dem Nutzen, und das Laster oder das Verbrechen in dem Schaden der Wesen unsres Geschlechts. Aber die Völker sowohl als die Individuen werden weit mehr durch die Auctorität, die Gewalt, die Gewohnheit, das Bedürfnis des Augenblicks geleitet als durch die Klugheit, die Vorhersehung, und die gerade Vernunft. Die Nationen und ihre Oberhäupter haben oft bloß falsche Ideen vom Nutzen: man sieht sie ja eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eine Bahn wandern, die von ihren wahren Interessen ganz und gar abführt.

Für die Erfahrung gehört es, die Menschen zu unterrichten, was ihnen wahrhaftig und dauernd vortheilhaft und schädlich ist, und sie den wirklichen und bleibenden Nutzen unterscheiden zu lehren vor dem scheinbaren Nutzen, der gemeiniglich nur vorübergehend ist. Die Erfahrung bestätigt, wie schon bemerkt worden ist, die Vernunft. Die Gewohnheiten und die Meinungen der Völker sind öfters nur darum falsch, weil sie selbst unvernünftig sind, und weil diejenigen, welche ihrer Denkungsart die Richtung geben, sie betrügen, sie irre führen, sie verhindern den gesunden Menschenverstand und die Vernunft zu Rathe zu ziehen, und sie in einer Kindheit, deren Dauer sie immer zu verlängern suchen, zurückhalten.

Eine

Eine allgemeine Sittenlehre muß auf die allgemeinen Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts gegründet seyn; die Menschen aber haben überall eine bloße Local-Sittenlehre, die unter dem Joche der Vorurtheile ihres Landes steht. Es würde sehr unnütz seyn, etwas über die Sittenlehre zu schreiben, wenn sie relativ oder willkürlich wäre. Man würde Unrecht haben, gegen die falschen Meinungen seine Stimme zu erheben, wenn ein Jeder recht thäte, seiner Landesgewohnheit zu folgen. Barbarische Gesetzgeber und betrügerische Priester haben Nationen zu dem Glauben verleitet, daß ihre blutdürstigen Götter Menschenopfer verlangten: und von der Zeit an ist die Gewohnheit, ihnen Menschen zu opfern, eine heilige Gewohnheit geworden. Die durch Unwissenheit und leichtgläubigkeit verblendeten Völker haben nicht eingesehen, daß ihnen ihre Priester Missethaten geboten, die doch niemals für lobenswürdige Handlungen gelten können. Hätte ein Phönizier, der vernünftiger als die übrigen gewesen wäre, seinen Mitbürgern begreiflich zu machen gesucht, daß es eine verabscheuungswürdige Grausamkeit sey, dem Moloch Kinder zu opfern; so würde er unstreitig als ein Gottloser, als ein Böswicht gestraft worden seyn, bloß weil er es gewagt hätte, die geheiligtesten Rechte der Natur zu reclamiren.

Wenn Nationen durch einen Ueberrest von Barbaren die Wuth, die Rache, den Uebermuth und den Todschlag unter den Namen von Ehrenpunkt heiligten; wenn unsinnige Gewohnheiten denjenigen ihren Beyfall schenkten, der die Grausamkeit beginge, im Thute eines Bürgers eine oft nur eingebildete oder geringe Beleidigung abzuwaschen; würde eine solche grausame Handlung deswegen in den Augen eines Menschen, der eine

einige Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat, weniger ein Verbrechen seyn?

Der Vaternord, dessen bloße Idee das Herz eines polizirten Bürgers empört, ist noch bei einigen herumziehenden wilden Nationen üblich, wo nemlich die Kinder ihre alten Väter ermorden, erwürgen oder ersäufen, sobald sie bei ihren Wanderungen der Horde nicht mehr folgen können. Kann eine so unmenschliche Gewohnheit wohl die geringste Ungewißheit in Ansehung des Bandes, welches den Sohn mit dem Vater verbindet, verbreiten? Würde nicht ein Sohn, der mehr Menschlichkeit, mehr Gerechtigkeit, mehr Vernunft besäße als die übrigen, mitten unter dem unvernünftigen Haufen ausrufen: „Wie? die Gewohnheit gebietet mir, mich mit verruchter Hand an dem Urheber meines Daseyns zu vergreifen? Ich sollte dem das Leben rauben, der mir es gab? Ich sollte mich weigern, den zu ernähren, der mich in meiner schwachen Kindheit ernährte? Ausgerottet müsse eine abscheuliche Gewohnheit werden, mit der mein fühlendes Herz nicht übereinstimmen kann. Meine zur Dankbarkeit geschaffene Seele wird stets von Mitleid gerührt werden beim Anblicke des Mannes, der so oft mit meiner eignen Schwachheit Mitleid gehabt hat. Ich will jetzt mit Vergnügen und gern für den arbeiten, der so lange Zeit hindurch für mich gearbeitet hat. Ich will jagen, ich will fischen, ich will kämpfen für das wohlthätige Wesen, das so oft für meinen Unterhalt und für meine Sicherheit gesorgt hat. Ich will den auf meinen Rücken laden, der mich auf seinen Armen getragen hat. Ich will den Greis trösten und unterstützen, der sich's zum Geschäft machte, mich als Kind zu belustigen und zu bilden. Und wenn ich so handle, darf ich ja glauben, daß auch meine Kinder ihrerseits einstens mir helfen werden.“

werden, die Last der Jahre zu tragen, und nicht mich verstoßen als ein unnützes Glied der Gesellschaft. — Vielleicht tadelst ihr, o Cameraden, meine Empfindungen und haltet sie für Schwachheiten. Aber bedenket euer eignes Interesse, das euch theuer seyn muß. Ihr seyd selbst Väter, oder denket es doch einst zu werden. Ihr wünschet selbst lange zu leben, und folglich alt zu werden. Schaffet d. h. also auf ewig eine Gewohnheit ab, deren Schlachtopfer ein Jeder von euch einst werden wird.

Daß in einigen Ländern Unkeuschheit, Unnucht, Ehebruch öffentlich erlaubt, geduldet oder als gleichgültige Dinge angesehen werden; darf man daraus wohl schließen, daß man sich ohne alle weitere Schwierigkeit diesen Ausschweifungen überlassen könne? Darf man daraus, daß bey einigen Völkern die Trunkenheit eine Ehre ist, schließen, daß die Unmäßigkeit kein Uebel sey? Darf man deswegen, daß manche Regierungen, Bedrückungen und Erpressungen ohne Ende befehlen oder begünstigen, wohl versichern, daß die Billigkeit etwas willkürliches, ein bloßes Uebereinkunftswort, eine relative Tugend sey? Man hüte sich ja, dies zu glauben; und ohne Rücksicht auf die Gebräuche, die Religion, die politischen Einrichtungen, die Sitten der verschiednen Völker der Erde wird der vernünftige Mensch nur das billigen, was dem wahren Interesse der Wesen unsers Geschlechts entspricht: alles das aber als Verbrechen verdammen, was ihren Wohlstand untergraben kann, und alle die Eigenschaften als Laster tadeln, welche dahin abzwicken, die Bande, wodurch die Menschen in Gesellschaften vereinigt werden, zu zerreißen, oder zu erschaffen.

Nachdem dieses festgesetzt ist, wollen wir nun einen schnellen Blick auf die menschlichen Laster, Gebrechen

chen und Schwachheiten werfen. Wir werden sehen, daß sie alle verschiedentlich dahin abzielen, den Menschen von seinen Mitgeschöpfen zu trennen, daß sie ihn mehr oder weniger ungesellig machen, und daß sie sich alle immer nothwendig mit seinem eignen Unglücke enden.

Wenn, wie Alles uns dies beweiset, die Gerechtigkeit die Grundstufe des gesellschaftlichen Lebens ist; so ist hingegen die Ungerechtigkeit der Umsturz desselben. Ungerecht sind wir alsdann, wenn wir die Wesen, mit denen wir leben, entweder an ihren Personen oder an ihren Gütern, oder an ihrer Ehre verletzen. Wir sind ungerecht, wenn wir unsern Mitgesellschaftern den Beistand, die Neigung, die Achtung, die Dienste versagen, zu welchen das gesellschaftliche Leben uns verpflichtet, und die wir von andern fordern. Jeder ungerechte Mensch sondert sein eignes Interesse von dem Interesse der Gesellschaft ab. Es wird in der Folge dieses Werks noch hinlänglich bewiesen werden, daß bloß der Mangel an Billigkeit die Quelle alles öffentlichen und besondern Elendes der Staaten, der Familien, der Individuen ist. Aus der Ungerechtigkeit quillt Tyrannen, Unterdrückung, Gewaltthätigkeit, Krieg und erschöpfende Auflagen, Bedrückungen aller Art, unter denen so viele Nationen seufzen. Der Aberglaube hat alle Völker der Erde ungerechten Gottheiten unterworfen, die mit dem Glücke der unglücklichen Sterblichen ihr Gespött treiben. Die Meinung und die Gewaltthätigkeit halten die meisten Gegenden der Erde in den Fesseln einiger Tyrannen, die sich über alle Vorschriften der Billigkeit hinwegsetzen. Ueberall unterdrückt der Mächtigere ungestraft den Schwächeren; das Recht zur Ungerechtigkeit wird als das Zeichen der Größe betrachtet, und der dumme Pöbel endigt damit, die ihn zu Boden werfende

de Ungerechtigkeit zu bewundern oder gar mit Ehrfurcht anzusehen.

Die Unempfindlichkeit, diese unmenschliche Disposition — sie mag natürlich, oder erworben seyn — die uns verhärtet, die unser Herz verschließt vor dem Flehen des Elendes, die uns gleichgültig läßt bey den Leiden, die wir uns selbst verursachen, diese Unempfindlichkeit, sage ich, verräth ein sehr gefährliches, sehr grausames, gar nicht zur Gesellschaft geschaffenes Wesen. Das gesellschaftliche Leben verlangt Empfindsamkeit, Liebe, Mitleiden, Nachsicht, Wohlthun, Beistand, Eröstungen. Wie kann man nun aber alle diese Dinge von einem Wesen erwarten, dessen Seele nie erwärmt wird vom heiligen Feuer der Zärtlichkeit oder der Freundschaft? Die Gefühllosigkeit der Stoiker, die religiöse Menschenfeindschaft, der Verfolgungsgeist, die Losagung von der Welt sind Laster in den Augen der Vernunft, weil sie die Bande der Geselligkeit zerreißen. Die kriegsische Hitze, ein ungerechter und grimmiger Muth, das Niedermetzeln der Völker sind nur Tugenden in den Augen jener Helden, ohne innerliches Gefühl und Mitleid. Der unmenschliche Mensch ist allezeit ungerecht. Die Menschlichkeit bestehet in nichts anderm als der Gerechtigkeit, die durch eine gefühlvolle Einbildungskraft befeelt und thätiger gemacht ist.

Den Zorn, der durch die plötzlichen Aufwallungen eines heftigen Temperaments hervorgebracht wird, muß man als eine Disposition betrachten, deren schreckliche Wirkungen sowohl für uns selbst als auch für Andre sehr zu fürchten sind. Blind in den Anfällen seiner vorübergehenden Wuth ist der Mensch, der nicht sich zu mäßigen gelernt hat, in den Ausbrüchen des Zorns der größten Verbrechen fähig. Für Andre ein Gegenstand

stand des Schreckens muß er selbst unaufhörlich sich vor sich selbst fürchten. Der Zorn des Undächtigen, den man unter dem Namen des Eifers geheiligt hat, ist eine strafbare Leidenschaft, welche die Religion, statt zu dämpfen, noch halsstarriger, gewaltsamer und verwegener macht. Wenn in dem gesellschaftlichen Leben die Geduld, die Sanftmuth, die Nachsicht, und Gesinnungen des Friedens liebenswürdige Eigenschaften sind; so ist hingegen eine zänkische, ungeduldige, leicht zu erzürnende Laune ein Laster, das unserm eignen so wohl als unsrer Nebenmenschen Glücke ganz entgegen ist.

Die Rache ist die Wirkung eines fortdauernden und überlegten Zorns. In einer Gesellschaft, zu deren Aufrechterhaltung die Nachsicht nothwendig erfordert wird, ist nichts gefährlicher, als ein Mensch, der dem andern nicht vergeben kann. Der unverzöhnliche Mensch gleicht den rächenden Gottheiten, womit der Aberglaube den Olymp bevölkert, und ist nicht gemacht, um mit den übrigen Menschen etwas gemein zu haben. Wenn eine niedrige Eitelkeit uns verleitet, uns zu rächen; so setzt uns dafür ein edler Stolz über die Beleidigungen hinaus und macht sie uns vergessen. Wenn die Rache das Vergnügen der Götter ist; so ist hingegen Verzeihung der Beleidigungen das Vergnügen menschlicher, gefühlvoller und wahrhaft großer Seelen. Der Haß ist ein zu beschwerliches Gefühl, als daß er lange in einem großmüthigen Herzen wohnen könnte. Unsern Feind durch Wohlthaten dahin zu bringen, daß er über das Unrecht, so er uns angethan hat, erröthet; verleiht einem hohen Grad der Würde, eine Stärke, welche dieser Feind selbst anzuerkennen gezwungen ist. Dies ist die Rache, über deren Ausübung eine wahrhaft edle Seele sich selbst Beyfall zuzulächeln berechtigt ist.

Eine

Eine ausschließende Liebe zu uns selbst, eine oft ungerechte und falsche Meinung von unserm eignen Werthe, vergesellschaftet mit Verachtung der Uebrigen macht den Hochmuth aus, und zieht uns das Mißfallen, die Verachtung und Verspottung derer zu, um deren Beyfall wir uns bewerben sollten. Der Hochmüthige wünscht, voll von Hochachtung gegen sich selbst, auch die Hochachtung seiner Mitmenschen, während er dieselbe ohne Aufhören zurückstößt und erstickt. Die Hochachtung setzt Liebe voraus; die Menschen aber können denjenigen, der sie demüthigt, nicht lieben. Daraus ersieht man, daß der Hochmuth den Zweck, den er sich vorsetzt, ganz und gar verfehlt, und sich vielmehr der Verachtung oder dem Hasse aussetzt. Die Eitelkeit, die hohe Meinung von sich selbst, die Präsumtion, die Halsstarrigkeit, der Uebermuth, die Frechheit, die Prachtliebe u. s. w. sind lauter verschiedne Arten eines dummen Hochmuthes. Die Unhöflichkeit, die hohen Mienen, die Abgeschmacktheit, die Verachtung Andrei, setzen uns dem Hasse oder dem Gespötte des Publicums aus. Der Hochmuth macht uns ungerecht und wenig zur Gesellschaft tauglich. Mit welchem Rechte können wir wohl Achtung von Andern fordern, wenn wir uns selbst von der Verbindlichkeit frey sprechen, Andern sie zu erzeigen? Der Mensch erwirbt sich ein begründetes Recht auf die Hochachtung seiner Mitmenschen bloß durch die günstigen Gesinnungen, die er gegen sie zeigt, oder durch das Gute, das er ihnen thut; der Hochmüthige zeigt ihnen aber nichts als Verachtung: indem er ihre Eigenliebe beleidigt; fügt er ihnen ein wirkliches Uebel zu, und endigt dann damit, daß er nie mit der Rolle, die er in der Gesellschaft spielt, zufrieden ist. — Wenn der Ehrgeiz lobenswürdig seyn sollte; müßte er auf den Wunsch, dem menschlichen Geschlechte nützlich zu seyn, und auf das Bewußtseyn, das wirklich werden

zu können, gegründet seyn: allein so beruhet er gemeinlich nur auf eine Eitelkeit, die sich keinen Zweck vorsetzt. Der Stolz der Fürsten, die kindische Eitelkeit der Großen, der Enthusiasmus für eine schimärische Ehre, die leidenschaftlichen für wirkliche Kleinheiten, die man für Großen hält, dies sind die verächtlichen Ursachen, welche jeden Augenblick die Ruhe der Nationen stören. Kein Mensch hat das Recht, sich selbst hoch zu schätzen, wenn er der Gesellschaft nicht nützlich ist; jede andre Hochachtung ist Thorheit und Eitelkeit.

Ob nun gleich der Hochmuth eine sehr schädliche Disposition ist; so kann man doch die zu niedrige Meinung von sich selbst, die Selbstverachtung, die zu große Kleinmüthigkeit nicht als Tugenden betrachten: denn das sind wirkliche Laster, welche die Schmeicheln, die Feigherzigkeit, die oft so strafbare Gefälligkeit erzeugen, woraus wieder so viele Uebel für die Gesellschaft entstehen. Ein jeder Mensch muß etwas auf seine Ehre halten, und die Hochachtung seiner Mitmenschen zu verdienen suchen. Gäbe es nicht so viele niederträchtige Seelen; so gäbe es auch nicht so viele Tyrannen, deren Uebermuth die übrigen Menschen mit Füßen tritt. Die kriechende Erniedrigung, die Herabwürdigung der Seele, der Geist der Sklaverei, die Verleugnung seiner gütigsten Rechte und des Lichts seiner Vernunft, die Aufopferung dessen, was man sich selbst und seinem Vaterlande schuldig ist, sind nur Tugenden in den Augen des Despoten, welche die Menschen entwürdigen, und der Betrüger, welche sie hintergehen.

Wenn die Stärke eine Tugend ist; wenn wir den Muth bewundern, der die Gerechtigkeit zum Grunde legt und unsre Rechte vertheidigt; wenn wir die Standhaftigkeit, welche den redlichen Mann unveränderlich
an

an seine Pflichten bindet, schäßen müssen; so muß das gegen die Schwachheit in die Zahl der Laster gesetzt werden, und wir müssen die Feigherzigkeit, die Unbeständigkeit, den Leichtsinns tadeln. Es ist dem Menschen, der in Gesellschaft lebt, nicht erlaubt, bey den Uebeln, welche dieselbe angehen, gleichgültig zu bleiben. Wer sich nicht über Ungerechtigkeit und Verbrechen aufs heftigste entrüstet, ist ein schlechter Bürger, der sein eignes Interesse mißkennt. Ein Jeder, der das Böse, das er hätte verhüten können, geschehen läßt, macht sich des Verbrechen mit schuldig. Wer die Sache seiner Mitgesellschaften fahren läßt, ist ein Niederträchtiger und ein Verräther. Derjenige, der in den Grundsätzen der Sittenlehre nicht fest ist, weis weder seinen eignen, noch seiner Mitmenschen Leidenschaften zu widerstehen. Der schwache, unbeständige Mensch, der keinen festen Charakter hat, überläßt sich allen Lastern, zu denen man ihn nur verleiten will. Die Schwachheit an einem Fürsten schadet oft seinem Staate mehr, als der determinirteste böse Wille.

Wir sündigen gegen die Gesellschaft eben so gut durch unsre Unterlassungen, als durch unsre schädlichen Handlungen. Die Faulheit ist die Unterlassung der Pflichten, die uns mit unsern Mitgesellschaften verbinden; sie wird um so strafbarer, da wir dadurch unsre heiligsten Pflichten verabsäumen. Ein fürstlicher Müßiggänger ist eine Geißel für seine Unterthanen, welche durch seine strafwürdige Nachlässigkeit der Willkühr seiner unwürdigen Günstlinge überlassen werden. Ein Hausvater kann durch seine Trägheit die Ursach des Elends seiner ganzen Nachkommenschaft werden. Ein Bürger, der mit Vorsatz seinem Vaterlande unnütz ist, ist eine Hornisse, die sich ungerechterweise vom Fleische der Bienen nährt. Die Nachlässigkeit und die Sorg-

losigkeit sind Verbrechen in Rücksicht auf das Uebel, das sie für Andre anrichten. Der Müßiggang straft sich selbst durch die Langeweile, die er verursacht. Je weniger der Mensch beschäftigt ist, je mehr arbeitet seine Einbildungskraft, sich Vergnügungen und Hirngespinnste zu erschaffen. Der Müßiggang ist die eigentliche Quelle der Sittenlosigkeit und der Verbrechen. Uüderlichkeit, Unmäßigkeit und Spielen sind die Hülfquellen, zu denen der müßige Mensch seine Zuflucht nimmt, um sich der ihn verfolgenden Langeweile zu entziehen. Der Aberglaube hat unterschiedlich den Müßiggang, die Entfernung von der Welt, und die Unmöglichkeit unter die Zahl der Vollkommenheiten gesetzt. Eine der Gesellschaft eben so wenig geneigte Philosophie gibt dem Weisen den Rath, sich den Geschäften zu entziehen, und nur für sich zu leben; aber die Vernunft und die Billigkeit befehlen dem Bürger zu arbeiten, seinen Nebenmenschen nützlich zu seyn, sich mit ihrem Wohle zu beschäftigen, und aus allen seinen Kräften dazu beizutragen. Es ist ihm nicht anders erlaubt, müßig zu leben, als wenn er sich in der Unmöglichkeit befindet, seinen Mitbürgern Gutes erzielen zu können. Unter einer schlechten Regierung sind die Boshaften allein thätig; denn die Rechtschaffenen sind verurtheilt zu schweigen, ganz in der Stille zu seufzen, in der Unthätigkeit zu schwachen, um die Feinde des menschlichen Geschlechts in Frieden thätig seyn zu lassen.

Die Zügellosigkeit, die Ausschweifungen, die Unfeuschheit sind Wirkungen eines ungestümen Temperaments, welches die Vernunft nicht im Zaume gehalten hat, Wirkungen erworbener Gewohnheiten und vorzüglich des Müßiggangs. Geschäftlose und von der Langeweile gequälte Wesen, suchen sich derselben dadurch zu entziehen, daß sie sich lebhaftere Sensationen verschaffen,

fen, die durch die öftere Wiederholung für sie endlich unaufhörliche Bedürfnisse werden. Beim Mangel seiner durch übermäßigen Genuß erschöpften Kräfte beschäftigt sich der müßige, seiner kranken Einbildungskraft überlassene Wollüstling damit, neue Vergnügungen zu ersinnen, die öfters eben so thöricht als verachtungswürdig sind. Die Liederlichkeit, die Unzucht, der Ehebruch, die wir so ungescheuet bey polizirten Völkern herrschen sehen, sind darum nicht weniger wirkliche laster und verabscheuungswürdige Verbrechen, wegen des schrecklichen Einflusses, den sie auf das Glück der Individuen, der Familien, der Staaten haben. Der durch seine schmutzigen Wollüste zum Vieh herabgesunkene Liederliche ist zu nichts mehr gut, er arbeitet täglich nur daran, sich noch mehr zu entnerven, und sich für Andre noch unnützer zu machen. Der von sinnlichen Vergnügungen beherrschte Mensch kennt kein andres Glück als nur in dem, was ihn herabwürdigt. Es gibt keine Wohlstandigkeit, keinen Zügel mehr für ein Mädchen, dem es zur Gewohnheit geworden ist, die Scham zu verlesen; sie wird eine Feindin der Arbeit, die ihr einen ehrlichen Unterhalt würde verschafft haben. Eine Frau, die einmal die ehelichen Bande zerrissen hat, und sich einzig und allein mit ihren Liebeshändeln beschäftigt, kann unmöglich an ihre Pflichten denken. Man mag die Liederlichkeit und Ausschweifung unter einem Gesichtspunkte betrachten, unter welchem man will; so werden wir doch überall sehen, daß sie den Verstand irre führen, daß sie das Herz verderben, daß sie die Kräfte des Körpers schwächen, und daß sie oft gar zum Verbrechen verleiten. Wenn die Natur den Menschen zu den Vergnügungen der Liebe einladet; so befehlt ihm eben diese von der Vernunft geleitete Natur, sich bloß solchen zu überlassen, welche, ohne ihm selbst zu schaden, ihn der Gesellschaft nicht unnütz, verächt-

sich und verhaßt machen. Wie viele Familien findet man nicht, aus denen die Glückseligkeit bloß durch die Wirkungen der Ausschweifung, der Koketterie und einer strafbaren Galanterie verbannt ist! Wie viele Reiche schmachten nicht in einem Zustande der Verachtung und des Elendes, bloß durch die wollüstige Unthätigkeit derer, die sich mit ihrem Wohle beschäftigen sollten!

Aus eben den Gründen werden wir uns genöthigt sehen, die Unmäßigkeit, die Trunkenheit, die Geistesfräsigkeit als Dispositionen anzusehen, die den Kräften des Körpers und des Geistes schädlich, die fähig sind, die Gesundheit zu zerrütten, die Vernunft zu verwirren, den Menschen bis zu den unvernünftigen Thieren herabzuwürdigen, und ihn zuweilen selbst zum Verbrechen zu verführen. Die Vergnügungen des Menschen sind nur dann der Natur des Menschen angemessen, wenn sie der Vernunft angemessen sind, weil diese allen Handlungen seines Lebens die Richtung geben muß. Der Mensch ist einzig und allein durch die Vernunft vom Thiere unterschieden: er weicht in nichts von demselben ab, wenn er sich nicht seiner Stärke, seiner Verstandeskkräfte, seiner Vernunft bedient, um sich das dauerhafte Glück zu verschaffen, das er allezeit den Vergnügungen eines Augenblicks vorziehen muß.

Die ausschließende Liebe zum Gelde, oder das Laster, das wir mit dem Namen des Geizes bezeichnen, vertilget das Wohlwollen, verhärtet das Herz, isolirt den Menschen und verleitet ihn oft zur Unmenschlichkeit. Der Geizige lebt nur für sich selbst, oder vielmehr für seinen Schatz, dem er sich thörichterweise aufopfert. Könnte wohl, da er gegen sich selbst grausam ist, sich seine Hand aufstehen, um Andere zu unterstützen? Der Geizige wird erst durch seinen Tod nützlich, weil dadurch nur der Geldumlauf, den er gehemmt hatte, wieder
her-

hergestellt werden kann. Die Leidenschaft für die Reichthümer, welche so viele Nationen in allen Herzen anzuschüren scheinen, zweckt offenbahr nur darauf ab, die Bande der Gesellschaft zu zerreißen, die Seelen zu verengen, sie verkäuflich zu machen, und die wahren Empfindungen von Ehre zu ersticken. Die Raubsucht der Fürsten ist die eigentliche Quelle der Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, unter denen ihre Unterthanen fast erliegen. Die Habsucht der Bürger ist die eigentliche Quelle der Diebstähle, der Räubereyen, der Betrügereyen, und der Zwistigkeiten, die unter ihnen herrschen.

Wenn der Geiz ein Laster ist, das uns öfters zum Verbrechen verleitet; so ist auch die Verschwendung wegen der Wirkungen, die sie begleiten, ein sehr verdammenwürdiger Fehler. Ein verschwenderischer Fürst ist eine Geißel für sein Volk; denn gewöhnlich wird er höchst ungerecht und grausam, um nur Nahrung für seine Verschwendung zu haben. Bloß die Verschwendung ist Ursach, daß man so viele Leute Gewaltthätigkeiten und Verbrechen ausüben sieht. Der Geiz und die Raubsucht dienen alsdenn der Verschwendung zur Nahrung.

Die Undankbarkeit ist ganz offenbahr eine ungerechte, hassenswürdige, strafbare Disposition; sie hat ihre Quelle in dem Stolge, oder in einer strafwürdigen Unempfindlichkeit. Die Undankbaren tragen dazu bei, die Wohlthätigkeit, die Freugebigkeit, die Menschlichkeit zu ersticken, Eigenschaften, aus denen die Gesellschaft den meisten Nutzen zieht. Es gibt sehr wenige Menschen, die Muth genug besitzen, sich einen Undankbaren verbindlich zu machen. Kann man sich wohl etwas empörender denken, als wenn ein Mensch

Schlecht genug ist, die Hand, die ihm Hülfe darbietet, zu schlagen, oder zurück zu stoßen?

Der Neid, diese trauwige Quelle so vieler Uebel, ist etwas sehr gewöhnliches unter den Menschen; sie scheinen neidisch und eifersüchtig geboren zu werden. Die Gerechtigkeit ist das Mittel gegen den Neid. Gibt es wohl etwas in der Natur, das dem Geiste der Gesellschaft mehr entgegen ist, als beim Anblicke der Glückseligkeit unsrer Nebenmenschen, zu deren Beförderung uns Alles auffodert, zu leiden? Der Neider quält sich selbst auf die unbarmherzigste Weise; er ist ein Geyer, der sich selbst zerfleischt; aus seinem eiternden Busen kommt nichts als Mebissance, Verläumdung, Zwietracht, Haß. Wenn aber der Neid, der dem Menschen so natürlich ist, durch die Billigkeit eingeschränkt, durch die Vernunft geleitet wird, verwandelt er sich in einen edlen Nacheifer, der für die Gesellschaft sehr ersprießliche Folgen hat, und Thätigkeit, Industrie, Talente und Genie empor hebt. Auf die Art kann daher der Neid selbst vortheilhaft für die Menschen werden, wenn er durch die Regierung gehörig gelenkt wird. Unterscheidungszeichen, Belohnungen, Ehrenbezeugungen sind die Mittel, eine dem Staate vortheilhafte Nacheiferung unter den Bürgern zu erwecken.

Da die Wahrheit, wie wir gesehen haben, der Gesellschaft sehr nützlich und nothwendig ist; so muß die Lüge dagegen ihr höchst zuwider seyn. Wenn die Aufrichtigkeit, die Freymüthigkeit, die Offenherzigkeit das Vertrauen und die Liebe der Menschen gewinnen; so erregt hingegen die Falschheit, die Treulosigkeit, die Schurkerei, die Betrügerei, die Heuchelen, die Verstellung Mißtrauen in ihnen, und macht sie behutsam. Die Verläumdung, die Schurkerei, die Verrätheren,
die

die Treulosigkeit sind Verbrechen in jeder Gesellschaft. Der Lügner zeigt Furcht; der Boshafte, der zugleich allezeit feig ist, zittert, entlarvt zu werden; der redliche Mann hat keine Furcht, sich ganz zu zeigen. Durch das gerechte Vertrauen, das die Tugend einflößt, unerschrocken, läßt er sich nicht bis zum Betruge herab. Ein rechtschaffener und gerader Wandel ist allein im Stande, Muth und eine edle Zuversicht einzusößen. Das Laster aber, das stets unruhig und in Furcht ist, sucht stets sich zu verschleiern. Wie viel Mühe geben sich die Gottlosen nicht, um nicht so zu scheinen, wie sie wirklich sind! Einige Theologen, welche die ächten Grundsätze der Sittenlehre nicht kannten, haben behauptet, es sey nie erlaubt zu lügen, selbst auch dann nicht, wann es auf das Heil der ganzen Welt ankäme. *) Diese Unsinnigen aber haben nicht eingesehen, daß derjenige, der alle Menschen umkommen ließe, wenn er sie doch retten könnte, zuverlässig der Dummste oder der Boshafteste unter den Menschen seyn müsse! Die Lüge ist nur deswegen ein Uebel, weil sie sich dem Wohlsenn der Gesellschaften entgegensetzt; wenn es nützlich seyn könnte, das menschliche Geschlecht zu hintergehen; so würde die Lüge eine Tugend werden. Die gerechte Vertheidigung des Vaterlandes, eines Vaters, eines Freundes, unsrer selbst gegen die hinterlistigen Nachstellungen eines Feindes, eines Tyrannen, eines Boshaften, macht die Lüge sehr erlaubt und selbst rechtmäßig. Die Wahrheit, die im Ganzen genommen dem menschlichen Geschlechte immer nützlich ist, kann zuweilen den Individuen schädlich seyn; diese Wahrheit kann und muß allezeit dann verhehlt werden, wenn für unsre Mitgesellschaften ein Uebel daraus entstehen würde. Die Medisance, die man oft mit dem

S 5

Man

*) Dies ist die Meinung des H. Augustin.

Mantel der Wahrheitsliebe bedeckt, ist ein sehr wesentliches Uebel. Was würde aus einer Gesellschaft, die aus lauter Menschen voller Gebrechen und Schwachheiten zusammen gesetzt ist, werden, wenn unter dem Vorwande, freymüthig und wahrhaft zu seyn, ein Jeder sich verbunden achtete, die Fehler derjenigen, mit welchen er umgehet, zu offenbahren, oder wenn er sich ein Gewissen daraus machte, das, was er davon weiß, zu verhehlen? Die Unbedachtsamkeit und die Medisance sind öfters eben so strafwürdig, als der Mord; die Medisance verräth immer entweder eine neidische und rachsüchtige Laune, oder einen leichtsinnigen Geist.

Wenn die Klugheit eine auf Erfahrung gegründete Tugend ist, die uns die Folgen unsrer Handlungen für uns selbst und für Andre zeigt; so müssen wir auf der andern Seite zu den Fehlern, den Lastern, ja zu weilen zu den Verbrechen rechnen die Unklugheit, die **Glüchrigkeit**, den **Leichtsinn**, die **Unachtsamkeit**, welche eine Vergesslichkeit, eine oft sehr strafbare Sorglosigkeit, eine sehr strafwürdige Verachtung der Gegenstände, mit denen wir uns von Rechtswegen am meisten beschäftigen sollten, voraussetzen. Der wirklich gesellige Mensch ist gemacht, sich selbst zu beobachten, über seine Aufführung nachzudenken, seine Regungen mit den Regungen der Wesen, die ihn umgeben, in Uebereinstimmung zu bringen. Jede vernünftige Gesellschaft beruhet auf die Begierde, denen, mit welchen man sich in Verbindung befindet, zu gefallen, und auf die Furcht, ihnen zu mißfallen. Sehr wenige Menschen würden das Herz haben, Böses zu thun, wenn sie wüßten, in welchem Grade sie durch ihre Aufführung hassenswürdig werden müßten.

Es ist sehr schwer oder vielmehr ganz unmöglich, aus einem Unbesonnenen oder einem Thoren einen rechtschaffenen Mann zu machen. Die Unwissenheit ist ein Uebel; der Mangel an Ueberlegung, die Zerstreuung, die Unbesonnenheit, der Leichtsinns sind Dispositionen, die der Sittenlehre höchst schädlich sind. Die Unerfahrenheit und die Unbedachtsamkeit sind weit mehr als die überdachteste Bosheit selbst die vornehmsten Ursachen der Uebel, womit wir bedrückt werden. Die Menschen sind mehr unbesonnen als verderbt; mehr unwissend, mehr schwachsinzig als boshaft; ihre Unerfahrenheit macht sie beschwerlich und schädlich in der Gesellschaft. Man muß sie daher zum Ueberlegen gewöhnen; man muß ihnen die Gegenstände kenntlich machen, die ihrer Beschäftigung würdig sind; man muß ihnen die Folgen ihrer Thorheiten begreiflich machen; man muß ihnen beweisen, daß ihre Fehler, ihre Gewohnheiten, ihre Nachlässigkeiten in Verbrechen ausarten können, deren bloße Vorstellung sie schon empören würde, wenn sie nur darüber nachdenken wollten. Die Unwissenheit ist offenbahr die Quelle des moralischen Übels.

Wenn unsre Fehler gleich nicht immer eben so verdrüßliche Folgen haben als unsre Verbrechen; so tragen sie doch viel dazu bey, uns den Wesen, welche die Wirkungen davon verspüren, mehr oder weniger unangenehm zu machen: Es sind leichte Stiche, die durch zu öftere Wiederholung am Ende tiefe Wunden machen. Die Vertraulichkeit unter den Menschen erzeugt nur darum so oft Ekel, Verachtung und Haß, weil sie ihre Aufführung nicht aufmerksam beobachten. Sie vergessen jeden Augenblick, daß sie sich einander gefällig zu machen und alles dasjenige sorgfältig zu vermeiden suchen müssen, was das gute Einverständniß oder die Harmonie stören kann, die unter ihnen herrschen müssen,

sen, wenn sie gegenseitig das Leben angenehm machen wollen.

Der in Gesellschaft lebende Mensch muß seine Aufführung genau untersuchen, oft in sich selbst gehen, und die Folgen aller seiner Handlungen durchdenken. Die Gewohnheit mit uns selbst uns zu unterhalten, ist nothwendig, um uns die Liebe derer, die um uns herum sind, zu erwerben. Die leichte und schnelle Verbindung unsrer Verhältnisse, unsrer Pflichten, unsrer wahren Interesse, macht den moralischen Instinkt aus. Demjenigen, der sich gewöhnt hat, den blinden Trieben einer unbedachtsamen Natur zu widerstehen, wird der Widerstand leicht und er folgt nun ohne Schwierigkeit einer erleuchteten Natur: er entfernt sogar sorgfältig alle unehrbaren Gedanken, die ihn mit dem Verbrechen oder einer regellosen Aufführung vertraut machen könnten. Die Gewohnheit des Lasters ist nie etwas anders als das oft überdachte, ausgeübte, wiederholte und in ein Bedürfnis verwandelte Laster. Entehrende Gedanken machen uns mit entehrenden Handlungen vertraut. Das erste Verbrechen führt nothwendig auch zum zweiten.

Die wahre Sittenlehre kann nur die Frucht der vollkommenen Reife der Gesellschaften und der Individuen seyn; nur allein der schnelle Fortgang der Einsichten kann sie beschleunigen. Unterdessen wird die Vernunft denen, welche sie zu Rathe zu ziehen würdigen werden, begreiflich machen, daß das Verbrechen allezeit Haß verdient; daß das Laster immer verächtlich ist und am Ende denjenigen, der sich ihm ergibt, bestraft, daß die Wachsamkeit über seine eignen Fehler und Neigungen geselligen Wesen nothwendig ist; daß die wahre Größe, die wahren Vorzüge der Menschen über einan-

der

der nur allein in der Tugend bestehen können; daß das Laster uns herabwürdigt, daß unsre Nützlichkeit allein uns Rechte über unsre Nebenmenschen geben kann.

Zwölftes Kapitel.

Ursprung der Obermacht, des Ranges, der Vorzüge unter den Menschen.

Die Billigkeit, so wie das Interesse der Gesellschaft, das nie von ihr getrennt werden kann, erfordern, daß man diejenigen, welche ihren Nebenmenschen am nützlichsten sind, vorzüglich unterscheide, ehre, belohne und hochachte. Eine völlige Gleichheit unter den Mitgliedern einer Gesellschaft würde eine wirkliche Ungerechtigkeit seyn. Die Vortheile, die Jemand den Andern verschafft, sind die natürliche Quelle der Vorzüge und des Ranges unter den Menschen. Die nützlichsten unter Allen müssen um des allgemeinen Interesse willen, auch am meisten geliebt, geehrt und belohnt werden. Die Macht, die Ehrenbezeugungen, die Reichthümer, die Lobsprüche, der Ruhm, die Würden, die Aemter, die Titel, u. s. w. sind Belohnungen, welche eine erkenntliche Nation denjenigen schuldig ist, welche mehr Nutzen als die Uebrigen verbreiten.

Das ist die natürliche und eigentliche Grundlage der politischen Hierarchie. Dies ist die rechtmäßige Ursach der Ungleichheit, welche die Regierung unter den Gliedern eines politischen Körpers einführen muß. Wenn alle Bürger eines Staats einander gleich seyn sollten; müßten sie alle auf gleiche Art dem Staate nützlich seyn. Der Billigkeitliebende Oberherr muß vermöge der Nothwendigkeit der Dinge der erste der Bürger

ger seyn. Der wachsame und getreue Minister ist der größte der Unterthanen.

So groß auch unsre Parthenlichkeit für uns selbst seyn mag, so sehr wir uns auch fürchten, die Uebrigen über uns erhoben zu sehen; so sind wir doch verbunden, uns geringer als diejenigen anzuerkennen, die nützlicher sind als wir, oder die entweder der Gesellschaft oder uns selbst Vortheile verschaffen, die zu verschaffen oder zu erhalten wir uns für unfähig halten. Dies ist die natürliche und gesetzmäßige Quelle der Obergewalt und der Abhängigkeit. Von Jemanden abhängen, heißt das Bedürfnis anerkennen, das wir zu unserm eignen Wohle nach ihm haben. Die Obergewalt ist das Recht, unsre Handlungen zu ordnen, und dieses Recht billigen wir an denen, die wir für fähiger halten als uns selbst, um uns glücklich zu machen. Die Abhängigkeit, die Unterwürfigkeit, der Gehorsam, ohne Vortheil davon zu ziehen, ist eine wahre Sklaverei. Die Obergewalt, die nichts Gutes stiftet, die sich nur auf Gewaltthätigkeit gründet, ist eine Usurpation, eine Ungerechtigkeit, eine Tyrannen, gegen welche die Natur des Menschen jeden Augenblick ihre Stimme erhebt.

Die Gesellschaft erwirbt sich das Recht, die Handlungen ihrer Glieder zu ordnen, bloß vermöge der Vortheile, zu deren Genuß sie dieselben verhilft. *) So kann denn auch die Obergewalt einer Nation über die Bürger, aus denen sie zusammen gesetzt ist, nur auf das Gute, das sie ihnen verschafft, gegründet seyn.

Die höchste Obergewalt kann sich nur auf die Obergewalt der Gesellschaft gründen; denn diese kann ihren

*) S. das erste Kapitel des 2ten Theils.

ihren Oberhäuptern nichts anders, als die gegründeten Rechte, die sie selbst hat, übertragen. Der Gehorsam eines Volks gegen seine Obern kann nichts als die Vortheile, die es von ihnen zu erwarten, berechtigt ist, zum Beweggrunde haben.

In einer jeden Gesellschaft übt ein Theil der Bürger über die Andern eine Obergewalt aus, welcher diese ihres eignen Interesse wegen sich zu unterwerfen verbunden sind. Diese Subordination ist gerecht und vernünftig, weil sie das Wohl, welches die gesetzmäßige Obergewalt verschaffen soll, zur Absicht hat. Dies sind die natürlichen Gründe der Obergewalt der Großen über die Kleinen, der Reichen über die Armen, der Väter über ihre Kinder, der Männer über ihre Weiber, der Herren über ihre Diener. Die Großen in einem Staate sind nur darum über die Andern erhaben, weil ihr Rang, ihr Kredit, ihre Lage sie in den Stand setzen, ihren Mitbürgern Schutz zu verleihen. Der Vorzug der Reichen gründet sich auf die Mittel, welche der Reichthum ihnen an die Hand gibt, den Unglücklichen beizustehen: der Geizige aber hat nichts, das ihn über den Armen erhebt. Die väterliche Gewalt gründet sich auf die Vortheile, welche sie den ihr untergeordneten Kindern verschafft. Die Gewalt des Mannes über seine Frau beruhet auf das Vermögen sie zu beschützen, auf die Zärtlichkeit, auf die Erfahrung u. a. m. Die Gewalt des Herrn über seine Diener gründet sich auf die Mittel, die er ihnen zu ihrem Unterhalte verschafft. Die Obergewalt und die Vorzüge mögen beschaffen seyn wie sie wollen; so können sie doch nie etwas Anders zur Basis haben, als den Nutzen, das Gute, das sie verbreiten unter den Menschen, mit einem Worte, die Tugend. Weil man auf diesen so deutlichen Grundsatz nicht aufmerksam genug ist, wird die Gesellschaft mit

En.

Tyrannen und Unterdrückern angefüllt, die, statt sich glücklich zu machen, ihre Macht nur über Sklaven ausüben, welche die Natur zwingt, sich gegen das sie nie verdrückende Joch zu empören.

Die Macht ist der Besitz derjenigen Kräfte oder Mittel, welche erfordert werden, um zu bewirken, daß die übrigen Menschen sich nach unserm Willen richten. Die gesetzmäßige Macht ist diejenige, welche die Andern durch die Vorstellung ihres eignen Wohles bestimmt, sich nach unsern Absichten zu bequemen: diese Macht aber wird Gewaltthätigkeit, wenn sie ohne die geringsten Vortheile für uns, oder wohl gar zu unserm Nachtheile uns nöthigt, uns den Willen Anderer zu unterwerfen.

Durch eine Folge der Liebe, die jeder Mensch zu sich selbst hat, wünscht er sich natürlicherweise Macht, das heißt, er wünscht sich das Vermögen, auf das Wohl Andern einen Einfluß zu haben, in der Absicht, sie dadurch zu bewegen, zu seinem eignen Glücke etwas beizutragen. Dies ist die natürliche Quelle des Ehrgeizes, der Begierde Kredit, Reichthümer, Würden, Talente, Achtung, guten Ruf u. d. gl. mit einem Worte, alle die Dinge zu erlangen, welche uns über unsre Mitbürger erheben, oder die sie bewegen können, sich besonders für unsre Glückseligkeit zu verwenden.

Der Ehrgeiz ist eine natürliche und lobenswürdige Eigenschaft, wenn sein Zweck ist, für die allgemeine Glückseligkeit, woben jeder Bürger ohne Ausnahme interessiert ist, zu arbeiten. Der Wunsch nach Reichthum ist natürlich, weil er uns in den Stand setzt, uns eine grosse Masse von Wohlfeyn zu verschaffen, wenn wir die Kunst verstehen, ihn gut anzuwenden. Die Be-

Begierde nach Ruhm und nach der öffentlichen Achtung ist eine natürliche, rechtmäßige, lobenswürdige Leidenschaft, wenn sie uns anreizt, den Beifall unsrer Mitbürger durch solche Eigenschaften, die ihr Glück thätig befördern können, zu verdienen. Alle unsre Leidenschaften sind lobenswürdig, sobald die Gerechtigkeit sie leitet; alle unsre Leidenschaften werden selbst Tugenden, wenn ihr Zweck das Wohl der Gesellschaft ist.

Der Wunsch, Macht ausüben zu können, seine Kräfte zu zeigen, die Andern fühlen zu lassen, was man vermag, oder ihnen zu beweisen, daß man fähig ist, auf ihr Wohl einen Einfluß zu haben, ist ein der Natur des Menschen anlebensdes Gefühl, aus welchem wir viele Vortheile, aber auch viele Uebel entstehen sehen. Nur um seine Macht zu zeigen, nur um seine Kräfte sehen zu lassen, martert das Kind die Thiere, die es in seinen Händen hält. Sehr oft haben die Fürsten keinen andern Grund, wenn sie ihre Unterthanen quälen und ihre Nachbarn bekriegen. *) Aus eben der Ursach unterdrücken oft die Großen die Kleinen, die Väter ihre Kinder, die Herren ihre Diener, u. s. w. Bloß um seine Kräfte zu zeigen, unternimmt der Mann von Genie große Dinge und versucht oft so gar das Unmögliche. Man fodre einen Menschen auf, etwas zu thun; sogleich spornt man ihn dadurch an, und er gibt sich nun unglaubliche Mühe, um uns zu zeigen, daß er Kräfte genug hat, es zu thun; und wenn er Schnell

*) Tacitus berichtet uns, daß Nero just die Zeit, wo Tiberius zu Rom war, wählte, um den Varron Coranus umbringen zu lassen; „um ihn, wie

er sagte, „durch die Hinrichtung der Großen den Umfang der Macht eines Kaisers zu zeigen. S. Tacit. Annal. Lib. XVI. cap. 23.

Schnellkraft in der Seele hat; so wird er sich selbst der Lebensgefahr aussetzen, um uns seine Macht zu beweisen. Was sage ich! Der Mensch, ganz für sich allein, will sich selbst seine Kräfte beweisen oder sehen lassen; er betrübt sich, wenn es ihm nicht gelingt, auch selbst dann, wenn keine Zeugen bey ihm sind; und verzachtet sich wegen seines Mangels an Kräften. Daraus sieht man endlich, warum die Gefahr so viel Reiz für den Menschen hat; er will seinen Muth zeigen, indem er ihr Troß bietet, er verräth dadurch entweder sich selbst oder Andern die Stärke, die Kraft seiner Seele oder seines Körpers. Jeder Mangel an glücklichem Erfolge ist ein Zeichen der Schwäche.

Jede Abhängigkeit ist das Geständniß seiner eignen Niedrigkeit: daraus folgt, daß wir die Obermacht Andern mit Mühe erdulden. Wir sehen es nicht gern, daß sie stärker als wir sind: es verursacht uns Mißvergnügen, daß sie Herrn über unsre eigne Glückseligkeit sind; wir ziehen es immer vor, Herren der andern zu seyn, es sey nun, daß wir fürchten, wir möchten den Willen der Andern nicht zu dem Ziele, das wir zu unsern eignen Wünschen nöthig haben, lenken können; oder darum, daß wir glauben, Niemand wisse besser als wir selbst, was wir zu unserm Glücke bedürfen. Da sehe man die Quelle der Begierde, welche alle Menschen haben, ihre Macht über Andre auszuüben, und der Abneigung, die sie gegen alle Macht, welche man über sie selbst ausübt, haben. Die Liebe zur Macht, so wie die Liebe zur Unabhängigkeit und zur Freyheit, sind Leidenschaften, die vom Menschen unzertrennlich sind; man muß sie nur allein den Vortheilen aufopfern, die man uns verschafft, und die uns selbst zu verschaffen wir uns unfähig fühlen.

Die

Die Freyheit ist die Macht, diejenigen Mittel zu ergreifen, die wir für nothwendig halten, um die Vergnügungen und die Güter, die wir uns wünschen, zu erlangen. Frey seyn heißt, in unsern Streben nach Glückseligkeit keine Hindernisse finden. Den Mißbrauch der Freyheit nennt man Licenz oder Ausgelassenheit: diese stört nicht nur die Ruhe der Gesellschaft; sondern sie schadet demjenigen, der sie ausübt, noch obendrein. Wenn also der Mensch gleich das Joch ungeduldig erträgt, oder sich eine uneingeschränkte Unabhängigkeit wünscht; so ist er doch um seines eigenen Interesses willen genöthigt, sich der Licenz zu enthalten, weil sie traurige Folgen für ihn haben und ihn dem Joch des Gesetzes unterwerfen würde, das ihn gegen die Licenz der Andern und gegen seine eigne Unvorsichtigkeit sicher stellt. Jeder vernünftige Bürger, das heißt, jeder Bürger, der sein wahres Interesse kennt, wünscht sich die Freyheit; aber er thut auch freymillig auf das gefährliche Vermögen Verzicht, Licenz auszuüben, weil ihn diese seinem Verderben entgegen führen würde. Die Licenz ist, wie wir dieses noch in der Folge sehen werden, für den Oberherrn wie für die Unterthanen auf gleiche Art schädlich.

Selbst in dem, was wir Stand der Natur nennen, das heißt, wenn der Mensch ganz allein für sich lebt, ist er gezwungen, anzuerkennen, daß die Anwendung seiner Macht Grenzen haben muß. Wenn er sich zu erhalten wünscht; so ist er verbunden, sich des unmaßigen Genusses aller der Dinge zu enthalten, die er für seine Gesundheit nachtheilig findet, die ihn schwächen und seine Kräfte vermindern können. Ein Wesen kann nur in sofern verständig und vernünftig genannt werden, als es die wahren Mittel, sich glücklich zu machen, anwendet, und das Nützliche vom Schäd-

lichen, das dauerhafte Interesse vom augenblicklichen zu unterscheiden weiß. Frey seyn heißt nicht, thun können, was man will, sondern es heißt, das thun, was zu unsrer steten Glückseligkeit etwas beitragen kann.

Die Liebe, welche die Menschen für die Unabhängigkeit haben, und der Widerwille, mit welchem sie sich allem Zwange unterwerfen, machen, daß sie fürchten, die Andern möchten ihrer Obermacht mißbrauchen, oder sich derselben auf eine Art bedienen, die ihrer Eigenliebe zuwider seyn könnte. Deswegen erröthen die Menschen über ihre Armuth, deswegen suchen sie dieselben vor Andern zu verbergen, weil sie nemlich fürchten, ihrer wegen verachtet zu werden. Mit einem Worte, wir fürchten uns immer, unsre Schwäche zu zeigen, weil wir immer glauben, Andre möchten Vortheile daraus ziehen, um uns herabzumwürdigen und uns ihre Macht auf eine drückende Art fühlen zu lassen. Darum suchen nun eben so viele im höchsten Elende schmachtende Menschen glücklich zu scheinen, und sich oft gänzlich zu ruiniren, um nur Andern glauben zu machen, sie seyn reich. Selbst das Mitleid thut denen wehe, welche Gegenstände desselben sind, weil man voraussetzt, daß dasselbe gemeiniglich mit Verachtung verknüpft sey. Es gibt Menschen, vor denen man sich nicht ohne Gefahr beklagen kann.

Man sehe hier endlich noch in der Gesellschaft die natürliche Quelle des Neides, der Eifersucht, der Nach-eiferung, ja selbst der Undankbarkeit, die wir unter den Menschen herrschen sehen. Sie fürchten die Wirkungen des Stolzes, den die Macht, die Reichthümer, die Hoheit, die Talente erwecken müssen. Der Mensch ist zuweilen undankbar aus dem Grunde, weil er sich fürchtet, in seinem Wohlthäter einen Gebieter anzuerkennen ;

nen; er möchte sich von der Abhängigkeit los machen, in welcher er sich in Ansehung dessen, von dem er Wohlthaten empfangen hat, befindet. Die Undankbarkeit ist durch das allgemeine Interesse der Gesellschaft verdammt, welches erfordert, daß man die Quelle der Wohlthaten nicht verstopfe. Die Undankbarkeit wird durch das Interesse des Undankbaren selbst verdammt, weil er durch seine Aufführung das Wohlmollen dessen, der auf seine Erkenntlich gegründete Ansprüche hatte, von sich jagt: und seine Eitelkeit zieht ihm den Verlust eines Freundes zu.

Die Fürsten, die Großen, die Reichen sind gewöhnlich undankbar, weil ein jeder Dienst, eine jede Wohlthat einem jeden Menschen, welcher dergleichen erzeigt, eine Obermacht gibt, nach welcher sich der Stolz dessen, der sie empfängt, nur mit Mühe bequemen kann, und welche diesen letztern in eine Art von Abhängigkeit versetzt. *) Ein Jeder will den Andern so wenig als irgend nur möglich ist von seiner Unabhängigkeit aufopfern, während er selbst wünscht, daß es den Andern gefallen möchte, ihm die übrige ganz aufzuopfern. Nur die Gerechtigkeit allein ist im Stande, die Empfindungen der Menschen zu berichtigen und ihnen ihre Pflichten vorzuhalten.

Die Gerechtigkeit und die Vernunft sind die Hilfsmittel gegen die niedrigen Leidenschaften, welche die Wohlthaten selbst anwollen in den Herzen hervor-
 R 3 bring-

*) Beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse: ubi multum antevenerere, pro gratia odium redditur. Tacit. Annal.

Lib. IV. cap. 18.

Caligula ließ den Maerz bloß deswegen anbringen, weil er ihm das Reich zu verdanken hatte.

bringen. Die Eifersucht ist ein schmerzhaftes Gefühl unser eignen Schwäche, in Vergleichung mit der Stärke oder der Obermacht der Andern. Derjenige, der sich eigener Verdienste bewußt ist, ist weder eifersüchtig, noch neidisch. Der Neid ist der unnütze Kummer, den uns die Idee von der Obermacht der Andern verursacht. Er verräth gleichfalls eine kleine Seele, welche durch ihre eigne Schwäche zur Verzweiflung gebracht wird. Man ist nie neidisch über Vortheile, die man selbst hat, oder die man sich noch erlangen zu können schmeichelt.

Wir mögen uns nur für groß oder klein, für stark oder schwach halten; so legt uns in allen Fällen das Gefühl der Gerechtigkeit die Verbindlichkeit auf, die Obermacht und die Rechte aller derjenigen anzuerkennen, welche mehr Talente, mehr Einsichten, mehr Tugenden besitzen, oder die fähig sind, den Menschen mehr Vortheile zu verschaffen, als wir.

Die Kunst den Menschen Gutes zu erzeugen ist eine schwere Kunst. Es ist sehr selten, daß man Jemanden verbinden kann, ohne zugleich seine Eigenliebe, seine Eifersucht, seinen Neid in Bewegung zu setzen. Jede Gunstbezeugung scheint bey demjenigen, der sie erhält, Schwäche, bey dem, der sie ertheilt, Macht zu verrathen: Jeder Mensch, der eine Wohlthat empfängt, hält sich für erniedrigt, und erröthet über seine Niedrigkeit. Der Arme ist von Jedermann abhängig; er befürchtet, nichts zu besitzen, das die Andern vermögen könnte, sich für sein Schicksal zu interessieren. Sehr oft ist es auch die Schuld dessen, der Andre verbinden will, wenn er nur Undankbarkeit erregt; denn zuweilen ist die Wohlthat nichts als eine Beleidigung. Der rechtschaffene Mann fürchtet niemals
Uns

Undankbare zu machen; ihm ist es genug, seine Rechte zu kennen; er begnügt sich damit, das Gute zu thun, in der gewissen Zuversicht, in dem Bewußtseyn seiner eignen Vorzüge, in der Idee von seiner Macht, in einer gewissen innern Selbstzufriedenheit, die ihm die Ungerechtigkeit der Menschen nicht rauben kann, seine Belohnung dafür zu finden.

Der Undankbarkeit der Menschen ungeachtet erwirbt sich derjenige, der ihnen wahrhaft nützlich ist, über sie gegründete Rechte, die nichts zu entkräften vermagend ist.

Wenn das Gute, das man den Menschen erweist, gewisse Rechte auf ihre Hochachtung, auf ihre Erkenntlichkeit erzeugt, und der wahre Grund aller rechtmäßigen Obergewalt wird; so vernichtet hingegen das Böse, das man ihnen zufügt, alle diese Rechte wieder; die Gesellschaft kann ihrer eignen Sicherheit wegen mit allem Zug und Rechte alle diejenigen entfernen, welche ihren Absichten Hindernisse in den Weg legen, und diejenigen strafen, welche ihre Glückseligkeit stören. Jemanden strafen, heißt ihn des Glücks und der Vortheile, die er sich wünscht, berauben. Wenn ein jeder Mensch, der feindselig angegriffen wird, das Recht hat sich zu vertheidigen; so hat ohne Zweifel die Gesellschaft eben dieses Recht. Ein jeder Bürger, der ihr Leid zufügt, der Lizenz ausübt, der sich der Macht, ungerecht zu seyn, anmaßt, gibt sich dadurch als einen Feind aller Uebrigen zu erkennen, und kann mit allem Rechte nach den Gesetzen bestraft werden, deren Zweck ist, die Macht Aller der Macht desjenigen, der gegen Alle Krieg führt, entgegenzusetzen. Jeder Mensch, der seinem Nebenmenschen Schaden zufügt, zerreißt die Bande der Gesellschaft, und hat nicht den geringsten Anspruch mehr

auf den Schuß der Geseze. Der Oberherr selbst, dessen Gewalt lediglich auf die Vortheile, welche er dem ihm unterworfenen Volke verschafft, beruhet, verleihet alle seine Rechte, und hat keine Unterthanen mehr, sobald er die Pflichten der Billigkeit verläßt.

Die Geseze der Menschen können nur die sichtbaren Verbrechen und die öffentlichen Vergehungen bestrafen; ihre Macht erstreckt sich nicht auf heimliche Fehler und unbekannte Verbrechen. Deswegen aber bleiben diese nicht bestraft; die Natur des Menschen selbst bestraft ihn dafür. Der Boshafte ist in beständiger Furcht; während der Rechtschaffene selbst mitten in Leiden und Widerwärtigkeiten, der Ungerechtigkeit der Menschen zum Troste, der Achtung der Redlichen genießt, und die unaussprechliche Wonne eines guten Gewissens fühlt.

Dreyzehntes Kapitel.

Von der Achtung; von dem Gewissen; von der Ehre.

Der Mensch achtet sich selbst nur immer in Beziehung auf Andre. Sich achten heißt, seine Rechte, seinen Werth, seine Obermacht kennen; es heißt, sich wegen der nützlichen Eigenschaften, die man hat, oder zu haben glaubt, Glück wünschen; heißt sich selbst Benfall geben, daß man diejenigen besitzt, welche, wie man sich einbildet, die Achtung der uns umgebenden Wesen würdig seyn müssen. Einige achten sich selbst wegen ihrer Macht, andre wegen ihrer Geburt, wegen ihres Credits, ihrer Titel, ihrer Reichthümer; andre wegen ihrer Schönheit, ihrer Talente, ihres Verstandes; aber alle

alle diese Empfindungen gründen sich auf die Kenntniß, welche man von dem Werthe hat, den die Menschen, die wir sehen, auf diese Eigenschaften setzen. Man verseze einen Menschen, der sich um solcher Dinge willen achtet, in eine Gesellschaft, wo sie unbekannt sind, oder wo man wenigstens keinen Werth darauf setzt; so wird er bald aufhören, sich wegen des Besizes von Eigenschaften, die unnüz scheinen, Benfall zu schenken. Man verpflanze einen von seinem Adel ganz aufgeblasenen Höfling in eine Republik, wo die Geburt nichts gilt; so wird er bald aufhören, mit einer Sache zu prahlen, die in einer Monarchie ihm die Achtung und Ehrfurcht des erstaunten Pöbels zuzog. Man verseze einen Gelehrten, einen Mann von Genie, der sich seiner Talente wegen fühlt, unter Wilde oder Unwissende; so wird er eine lächerliche Figur spielen, und seine Verdienste werden bald vor seinen eignen Augen verschwinden.

Der Tugendhafte ist nirgendts am unrechten Orte. Die Tugend ist nüzlich in jedem Lande, zu jeder Zeit, bey jedem Volke: überall, wo man Menschen findet, wird die Tugend geachtet, weil es keinen Menschen gibt, der ihren Nutzen nicht einsähe. Also hat der rechtschaffene Mann überall Recht auf die Achtung der Andern, und kann des Vergnügens genießen, sich selbst zu schätzen.

Viele Morallisten haben dem Menschen das Recht, sich selbst zu schätzen, so wie sich selbst zu lieben und nach der Liebe der Andern zu streben, rauben wollen. Diese Gefühle scheinen zu fleischlich für eine fanatische Sittenlehre, die sich bemühet, uns der Welt unnüz zu machen, und die uns gerne überreden möchte, daß wir nur erst in einer unbekannten Welt die Belohnungen für unsere guten Handlungen erwarten müßten. Allein es ist

unmöglich, die der Natur inhärenten Gefühle im Menschen zu vernichten; er liebt sich selbst, und wünscht geliebt zu werden, um sich noch mehr lieben zu können; er wünscht sich die Achtung seiner Mitmenschen, um in seinen eignen Augen noch achtungswerther zu erscheinen: er freuet sich alsdenn, sein Urtheil durch den Beifall andrer Leute bestätigt zu sehen. Sein Geist ist durch den Beifall, den man ihm schenkt, unterstützt. *)

Wenn man den Menschen den Wunsch, ihren Mitmenschen zu gefallen, oder den Ehrgeiz, ihre Wohlgeogenheit und ihren Beifall zu verdienen, raubt; so ist es eben so viel, als wenn man in ihnen alle geselligen Tugenden ersticht; denn nur dadurch, daß man sich nützlich oder angenehm macht, kann man sich die Zuneigung seiner Mitgeschöpfe verdienen. Wenn man uns also sagt, man solle auf diese Zuneigung Verzicht thun; so heißt dies eben so viel, als ob man uns verböte, tugendhaft zu seyn. Man verbanne die Begierde zu gefallen aus der ehelichen Gesellschaft, aus den Familien, aus der Freundschaft und aus dem täglichen Umgange; so wird man zugleich alle Anmuth des Lebens daraus verbannen. Man sage einem Regenten, er dürfe nicht nach der Achtung und der Liebe seines Volks streben; so wird man bald einen verabscheuungswürdigen Tyrannen, oder doch wenigstens einen beim Wohl oder Weh seiner Unterthanen völlig gleichgültigen Regenten aus ihm machen. Man vertilge in energievollen Seelen die Begierde nach Ehre und Ruhm, die in nichts anderm als in der Achtung der Menschen bestehen; so wird man auch zugleich auf eine sehr wirksame Art diesen für die Gesellschaft so höchst nützlichen Enthusiasmus vertilgen. Die Gefühllosigkeit der Stoiker, die Gleichgüt-

gültigkeit und tiefe Demuth der Christen, dienen zu nichts als alle Tugend auszurotten. Wenn man sie wirklich in Ausübung brächte; so würden sie bald in jeder Brust alle Begierde ersticken, sich vor den Augen der Menschen auszuzeichnen, und ihre Liebe zu verdienen.

Zu verlangen, daß der Mensch der Achtung seiner selbst und seiner Mitmenschen entsage, würde ihn des kräftigsten Mittels, ihn zur Tugend anzuführen, berauben heißen. Dem Menschen das Recht nehmen, sich über das Gute, das er thut, seinen eignen Verfall zu schenken, heißt verlangen, daß er ungerecht gegen sich selbst sey. Sich selbst lieben und schätzen, weil man etwas Nützliches gethan hat, heißt Billigkeit üben. *)

Wir

*) Die Theologen sagen uns, der Mensch sey unfähig Gutes zu thun „durch sich selbst; Gott verleihe ihm die Gnade, Gutes zu thun; und wenn er also für seine guten Handlungen sich selbst lobte; so raubte er dadurch Gott die Ehre, die ihm gebührt.“ Die Quelle der guten Tugenden des Menschen mag aber auch seyn, welche sie wolle. Sobald er sie einmal hat; so kann er es nicht verhindern, selbst zu wissen, daß er sie hat, sich darüber zu freuen, sich selbst zu gefallen, daß er sie hat, mit sich selbst deswegen zufrieden zu seyn. Wenn der Hösling gleich die Titel und Ehrenstellen, welche er bekleidet, von seinem Herrn erhalten hat; so muß

er sich doch nothwendig bewußt seyn, daß er sie hat; er wünscht sich Glück deswegen, er ist darüber voller Freuden, weil er sich dadurch in den Augen der Uebrigen ausgezeichnet sieht. Man mag nun die Tugenden der Menschen entweder als Wirkungen ihrer Natur, ihres Temperaments, ihrer Erziehung u. s. w. oder als unmittelbare Gnadenbezeugungen Gottes betrachten; so bleibt so viel gewiß, daß derjenige, der sie besitzt, ohne ein Thor zu seyn, nicht tadeln kann, daß er Eigenschaften besitzt, die ihn in den Augen Andern angenehm machen, und worüber er sich folglich zu freuen ein Recht hat. Daraus sieht man, daß

Wir wollen also behaupten, daß der redliche Mann ein Recht hat, sich selbst zu schätzen, und nach der Liebe und Achtung derjenigen, auf welche sein Verhalten einen Einfluß hat, eifrig zu trachten. Jeder Mensch, der Andern die Achtung, die er für sich selbst, auf eine Art fühlen läßt, welche sie beleidigt, sie demüthigt oder betrübt, ist ein ungeschickter Wohltäter; er verliert dadurch die wirklichen Rechte, die er sonst über sie haben könnte. Stolz, Aufgeblasenheit und Frechheit sind Wirkungen der Thorheit, welche verhindert einzusehen, daß man sich Andern unangenehm macht, wenn man sie ihre Niedrigkeit fühlen läßt. Die Eitelkeit ist die Werthschätzung seiner selbst, oder die Vorstellung von seinem Uebergewichte, das sich auf Eigenschaften gründet, die entweder Andern nicht nützlich sind, oder die wir nicht einmal selbst besitzen. Eitel seyn, heißt sich selbst hochschätzen, oder Anspruch auf die Achtung Andern machen, bloß wegen unwichtiger oder bey sich vorausgesetzter Eigenschaften, die man im Grunde nicht hat; und daraus erwächst dann zuweilen Verachtung statt der Achtung, die man sich zu verschaffen suchte. Die Werthschätzung seiner selbst hingegen, die sich auf Tugenden, auf nützliche Talente, auf wirklich gute Eigenschaften gründet, ist eine rechtmäßige Belohnung, welche der redliche Mann sich selbst schuldig ist. Die Tugend ist bereits nur zu selten auf der Erde; sie würde es noch weit mehr seyn, wenn sie ihre Belohnung sonst nirgends als im Himmel fände. Diejenigen, welche bloß in einer andern Welt den Lohn ihrer Handlungen erwarten, oder die lediglich Gott allein gefallen wollen, bekümmern sich gemeiniglich sehr wenig um den Beifall

daß die wahrhaft christliche Demuth ein Hirngespinnst ist, und daß, wenn sie wirk-

lich existiren könnte, sie ungerecht und abgeschmackt seyn würde.

fall der Menschen, thun nichts um denselben zu verdienen, und haben aemöhnlich nur sehr unrichtige, sehr dunkle und sehr schlechte Begriffe von der vernünftigen Sittenlehre und den wirklichen Tugenden.

Unser Loos für die Zukunft mag seyn, welches es will; so lange wir auf der irdigen Welt leben, wird die wahre Sittenlehre uns immer ermuntern, uns selbst zu lieben, die Achtung unsrer Mitmenschen und die Achtung unsrer selbst aufzusuchen, und sie durch wirklich nützliche und lobenswürdige Handlungen zu verdienen. An sich selbst, eben so wie an Andern dasjenige billigen, was wirklich gut und lobenswürdig ist, heißt vernünftig urtheilen, heißt sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sich selbst verachten wegen des Guten, das man gethan hat, hieße zur Thorheit noch Ungerechtigkeit hinzufügen.

laßt uns also die Menschen aufrufen, sich in den Stand zu setzen, daß sie sich mit Grunde werthschätzen, lieben und hochachten können. Derjenige, der sich selbst verachtet oder sich um die Achtung seiner Mitmenschen nicht bekümmert, kann nur ein sehr niedriges und boshaftes Geschöpf werden. Just aus dieser Quelle sieht man Niederträchtigkeit, Schmeicheln, strafbare Gefälligkeit und eine Menge verabscheuungswürdiger Handlungen herfließen. Selbstverachtung ist ohne allen Widerspruch die Quelle aller Verbrechen der höhern sowohl als der niedern Menschenklassen. Was wird aus der Tugend einer Frau, wenn sie einmal aufhört, Ehrfurcht vor sich selbst zu haben und sich darüber hinaussetzt, was die Leute von ihr sagen werden. Jeder Mensch, der sich selbst verachtet, wird sich bald auch in den Augen seiner Mitmenschen verächtlich machen.

Das

Das gute Gewissen ist nichts anders als ein Gefühl von Achtung vor uns selbst, das sich auf das Zeugniß gründet, welches wir uns innerlich geben, so gehandelt zu haben, daß wir gegründete Ansprüche auf die Achtung Andern machen können. Wenn wir gleich natürlich zu unsern Gunsten eingenommen sind; so wird es uns doch, wenn wir die Erfahrung und die Vernunft zu Rathe ziehen, leicht seyn, uns der Billigkeit gemäß zu beurtheilen; denn wir dürfen nur die Wirkungen untersuchen, welche unser Verhalten bey denen, mit welchen wir in Verhältniß stehen, hervorbringt. Wir setzen uns alsdann an ihre Stelle, und beurtheilen uns selbst so, wie sie uns beurtheilen könnten. Das Gewissen also im Menschen ist die Kenntniß der Wirkungen, welche seine Handlungen bey andern hervorbringen werden. Das gute Gewissen ist die Gewißheit, worin wir sind, daß unsre Handlungen verdienen von denen, die ihre Wirkungen empfinden, gebilligt zu werden: das böse Gewissen ist die Gewißheit oder die Furcht, ihren Haß oder ihre Verachtung durch unser Betragen gegen sie verdient zu haben. Daraus folgt, daß das Gewissen nicht die Wirkung eines Instinkts oder eines angeborenen Gefühls, sondern der Erfahrung und des Nachdenkens sey. *)

Das

*) La buona coscienza è... il premio della riflessione. S. Differtazione sulla Felicità. Andererseits behauptet der D. Hutcheson, daß „eine tugendhafte Handlung allen ihren Werth verliert, wenn sie nicht in der Absicht ausgeübt worden ist, den Verfall seines eignen Gewissens dadurch zu verdienen.“ S. Inquiry

concerning virtue, Sect. II. art. 4. Versünftgere Sittenlehrer haben das höchste Gut in der Richtigkeit des Verhaltens gelehrt, d. h. in dem Verfall, den der rechtschaffene Mann sich selbst gibt, wenn sein Gewissen ihm sagt, daß er seine Pflicht gethan habe. S. Harris three treatises etc.

Das Gewissen beym Abergläubigen besteht in der Kenntniß, welche er von den Wirkungen, die seine Handlungen bey der Gottheit hervorbringen werden, zu haben glaubt. Da er aber von seinem Gott nur falsche und empörende Begriffe hat, welche ihm Leute begebracht haben, die ihren Vortheil dabey finden, diesen Gott als einen ungerechten, eigensinnigen und grausamen Herrn abzuschildern, der oft Dinge verlangt, die der Natur, der Sittenlehre und der Vernunft zuwider und fähig sind, das Gewissen eines jeden vernünftigen Menschen in Schrecken zu setzen; so ist das Gewissen eines Andächtlers auch irrig; es erlaubt ihm öfters, Böses zu thun, ohne Gewissensbisse deswegen zu empfinden und sein Betragen zu billigen, wenn es auch unnütz oder gar gefährlich für die Gesellschaft ist. Das Gewissen eines fanatischen Frömmers macht ihm keine Vorwürfe wegen seiner Intoleranz, seines wüthenden Eifers, seines Verfolgungsgeistes, seiner Grausamkeiten, seiner unruhigen und ungeselligen Gesinnungen, weil er sich überredet, der Himmel billige sein in den Augen der Vernunft, die er freylich nie zu Rathe zieht, so tadelnswürdiges Verhalten.

Um richtig von uns selbst urtheilen zu können, müssen wir die Vernunft, nicht aber die Einbildungskraft oder den Enthusiasmus um Rath fragen. Wenn wir diese Vernunft zur Richtschnur annehmen; so lernen wir die Wirkungen unrer Handlungen kennen; diese Kenntniß setzt uns in den Stand, uns loszusprechen oder uns zu verdammen; uns hochzuschätzen oder uns zu verachten, nach Maassgabe der günstigen oder ungünstigen Empfindungen, die wir in Andern erregt zu haben uns bewußt sind. Mit einem Worte, wir sind entweder mit uns zufrieden, oder empfinden Furcht, Schaam und Gewissensbisse; in der That schmerzliche
Ems

Empfindungen, die uns zwingen, uns selbst zu hassen, und die uns unaufhörlich vorgestellt werden, durch einen geängsteten Geist und eine unruhvolle Einbildungskraft, die nun für uns ein häuslicher Feind wird, der uns nie verläßt. „Wo sollen wir hinfliehen, sagt Antoninus, wann wir mit uns selbst nicht zufrieden sind?“

Die Religion scheint größtentheils deswegen erdacht werden zu seyn, um den Menschen sonderbare und übernatürliche Mittel, sich mit sich selbst wieder zu versöhnen, an die Hand zu geben. Und in der That, jeder Mensch, der etwas Böses gethan hat, wendet unglaubliche Mühe an, um sich in seinen eignen Augen zu rechtfertigen, er wendet alle erdenklichen Sophismen und Ausflüchten an, um wieder gut mit sich selbst zu stehen. Niemand, der in Gesellschaft lebt, und um sich her schauet, kann sich enthalten, alle Augenblicke, sich selbst mit eben den Augen wie die Uebrigen zu betrachten, er erkennt trotz seiner Bemühungen einen Richterstuhl, der sich in ihm selbst erhebt. Allein seine Entscheidungen sind gemeinlich mehr nach der öffentlichen Meinung und nach dem Vorurtheile als nach der Vernunft eingerichtet. Das Gewissen wirft uns gewöhnlich nur solche Dinge vor, welche wir von den um uns herlebenden Wesen gemißbilligt sehen. Das Gewissen eines Fürsten, der von Schmeichlern umringt ist, die kein angeseheneres Geschäft kennen, als alle seine Launen zu befriedigen, macht ihm über keine seiner Ausschweifungen einen Vorwurf. Das Gewissen eines Hofmannes erregt auf seinen Wangen kein Eröthen über seine Niederträchtigkeiten, seine Intriguen, seine Treulosigkeiten, weil das Beispiel der übrigen Hofleute sie rechtfertigt. Das Gewissen eines Fanatikers verdammt ihn nicht, daß er sich von einem heiligen Eifer, den seine geistlichen

Zuh:

Führer billigen, hat hinreissen lassen; dieses Gewissen schläft selbst bei den schwärzesten Verbrechen, so lange sein Priester ihn versichert, daß die Gottheit sie ihm vergeben werde.

Die Menschen erröthen fast nie über Dinge, welche sie durch die Gewohnheit, durch das Beispiel und durch den Beifall der übrigen Menschen gutgeheissen sehen. Wir empfinden nur Scham, Gewissensbisse, Reue oder Furcht über solche Handlungen, die wir für so beschaffen halten, daß sie unsern Mitmenschen missfallen, oder lächerlich, verächtlich und strafwürdig vorkommen müssen. Eine Schande, die unter eine große Menge von Köpfen vertheilt wird, ist für jedes Individuum, das sie mit tragen hilft, eine leichte Bürde. Wenn die öffentliche Meinung sich zum Laster hinneigt; so macht man sich am Ende aus dem Laster und der Schande eine Ehre. Wo findet man wohl unter einer verderbten Nation den Menschen, der über Ausschweifung, über Ehebruch, über Mordlaster erröthet? Sieht man nicht unter einer tyrannischen Regierung den Ungerechten, den Unterdrückten, den öffentlichen Räuber sich seiner Verbrechen freuen und der Früchte derselben vor den Augen eines mehr eifersüchtigen als entrüsteten Volkes kühnlich genießen?

Alle diejenigen, welche die Macht in Händen haben, setzen sich gewöhnlich über Schande und Gewissensbisse hinaus: die Reue wandelt sie nur dann an, wenn ihnen ihre Ränke nicht gelingen sind. Wenn auch das Gewissen ihnen einige gelinde Vorwürfe zu machen anfängt; so werden sie doch durch die Stimme der Schmeichler bald wieder unterdrückt, indem diese stets bereit sind, die abscheulichsten Ungerechtigkeiten mit Lobsprüchen zu belegen. Da überdem die

tail

rauschenden Vergnügungen, das Gewirr der Geschäfte und der Zerstreuung den Menschen gleichsam betäuben; so ist es ihm dadurch nicht einmal erlaubt, nachzudenken. Die Fürsten und die Großen haben gemeiniglich das Geheimniß, ihr Gewissen zu beruhigen, indem sie allen denjenigen, deren Murren ihre Ruhe stören könnte, Stillschweigen auferlegen, oder sie gar bestrafen. In den despotischen Staaten ist die Polizei bloß aus dem Grunde errichtet, damit man die Bürger verhindere, ihre ungestüme Stimme, welche das Gewissen ihrer Unterdrücker beunruhigen könnte, laut werden zu lassen.

Man rühmt uns ohne Unterlaß die wunderbaren Wirkungen, welche die Religion in dem Gewissen hervorbringt. Man behauptet, daß die Idee eines furchtbaren Richters, der Alles sieht, der unsichtbar überall gegenwärtig ist, dessen Blicken die allerheimlichsten Handlungen nicht entgehen können, ein sehr kräftiges Mittel sey, die Sterblichen zu verhindern, sich ihren Ausschweifungen zu überlassen. Alles aber beweiset uns, daß die Menschen weit mehr die Augen der Menschen als die Augen der Gottheit fürchten. Die Gegenwart eines Zeugen, wenn er auch vom niedrigsten Stande ist, wirkt weit sicherer auf uns, als die Gegenwart eines furchtbaren Gottes, den wir niemals sehen. Begeht nicht ein lächerlicher Mensch, der keinen Augenblick an der Gegenwart seines Gottes zweifelt, in jeder Minute schändliche Handlungen, die er vor den Augen des niedrigsten Menschen zu begehen erröthen würde?

Wenn die öffentliche Meinung durch die Menge der Beispiele, durch unvernünftige Gewohnheiten, durch eine ungerechte Regierung, durch die ansteckende Sünde des Luxus verderbt ist; so verleiht das Laster und das Verbrechen selbst seine Häßlichkeit. Die Vernunft,
die

die Tugend, die Sittenlehre sind gezwungen vor der Meinung zu schweigen, oder sie reden nur zu Menschen, die sie unverachtet und lächerlich finden. Diese öffentliche Meinung ist daher der Gegenstand, auf welchem alle Weisheit hinarbeiten muß; diese Meinung ist es, welche die Vernunft zurecht weisen muß, um die Menschen zur Tugend zurück zu führen. Unter einer verderbten Regierung, bey einer lasterhaften Nation findet man die Tugend nur noch bey einer ganz kleinen Anzahl einzeln zerstreuter Personen, die zufrieden mit dem Beyfalle einiger wenigen sich dem allgemeinen Strome widersetzen, oder im Stillen der häuslichen Tugenden genießen, deren Annehmlichkeiten sie zu empfinden gelernt haben.

Die Ehre ist das Recht, das wir auf die Achtung Anderer haben oder zu haben glauben. Sie ist eine der mächtigsten Triebfedern der menschlichen Natur. Jeder Mensch will geehrt seyn, Verachtung ist für ihn die grausamste Marter; sie würdigt ihn in seinen eignen Augen herab; nichts beleidigt ihn mehr als die Idee, in den Augen seiner Mitmenschen unnütz oder verworfen zu scheinen. Die Ehre kann wie die Tugend, nirgends fest als auf dem Nutzen gegründet seyn. Sie ist ein leeres Phantom, wenn sie keine andre Stütze hat, als Vorurtheile, als thörichte Conventionen und den Eigensinn der Moden. Es ist daher nichts wichtiger, nichts interessanter für die Gesellschaft, als den Menschen richtige Begriffe von der Ehre, die so zu sagen in allen Ländern der Erde verschieden ist, zu geben.

Die Tugend und die Beförderung des soliden und bleibenden Wohls des menschlichen Geschlechts allein, geben uns unwiderlegliche Ansprüche auf die allgemeine
 2
 Ach

Achtung. Der Mann von Ehre kann nie vom rechtschaffenen Manne, vom nützlichen Manne, vom Manne, der das Glück seiner Mitbürger zu befördern sucht, getrennt werden.

Für den größten Theil der Menschen ist das Wort Ehre ein schwankendes Wort, ja oft sogar nichts als eine bloße Schimäre. In der Sittenlehre hat man, wie man dies leicht hat bemerken können, sehr selten den Begriff der Wörter, deren man sich am häufigsten bedient, bestimmt. Man kann überhaupt sagen, daß Ehre ein relativer Ausdruck ist, wodurch man den Werth bezeichnet, den man auf gewisse Handlungen oder Eigenschaften in jeder Gesellschaft setzt. Es gibt Handlungen, welche in einigen Ländern Ehre machen, in andern hingegen entehrend sind. Die Ehre richtet sich also nach den herrschenden Meinungen, nach den wahren oder falschen Ideen der Nationen. Diejenige, welche aus der Tugend entspringt, ist die einzige wahre Ehre, und hängt nicht vom Eigensinne der Menschen ab.

Im Anfange der bürgerlichen Gesellschaften haben wilde Völker, deren einzige Beschäftigung es war, entweder sich zu vertheidigen oder ihre Nachbarn anzugreifen, den Begriff der Ehre mit der Tapferkeit verknüpft, weil dieses diejenige Eigenschaft war, welche sie damals für die nützlichste oder für sich wichtigste hielten. Dieser Begriff hat sich offenbahr bis auf uns fortgepflanzt; man findet ihn noch bey den aller civilisirtesten Nationen. Aus dem Grunde sehen wir die Fürsten, sie mögen auch noch so wenig Energie und Thätigkeit in der Seele haben, in den Krieg ziehen und ihre Ehre und ihren Ruhm darin setzen, auf Kosten der Glückseligkeit ihrer eignen Unterthanen die Ruhe Andrer zu stören. Einem so traurigen Vorurtheile zu Folge, besteht also
die

die größte Ehre eines Monarchen darin, ungerecht, unmenschlich, rachsüchtig zu seyn; ohne Scheu und unter dem leichtesten Vorwande Menschenblut zu vergießen; die Geißel der Nationen zu werden.

Um sich in ihren Projekten Bestand zu verschaffen, haben die Fürsten und die Eroberer denjenigen von ihren Unterthanen, welche sie am aeschlichsten glaubten, ihren Leidenschaften dienen zu können, ihre Vorurtheile mitgetheilt. Auf diese Art haben die falschen Begriffe von Ehre die Völker angesteckt; Die Beschäftigung mit den Waffen wurde als die aller ehrenvollste angesehen; ein Mensch glaubte Ehre zu besitzen, wenn er kriegerischen Muth hatte; und sahe nicht ein, daß er sich dadurch bloß zum verächtlichen Werkzeuge und zum Schlachtopfer eines ungerechten Herrn machte, der ohne Ursach sein Blut verschwendete.

Durch eine Folge eben dieser Vorurtheile hielt sich jeder Mann von Ehre für verpflichtet, unmenschlich, rachsüchtig, unversöhnlich zu seyn, sobald er seine Ehre angegriffen glaubte. Durch die herrschende Meinung in seiner wilden Denkungsart unterstützt hielt er sich für verbunden, im Blute seiner Brüder die allergeringste Beleidigung, die seiner Ehre widerfuhr, abzuwaschen. Die Vernunft, welche vor dem Vorurtheile schweigen mußte, konnte ihm nicht begreiflich machen, daß es ungerecht und grausam sey, eine unbedeutende Beleidigung, welche die wahre Größe der Seele hätte verachten sollen, mit dem Tode zu bestrafen. So bewirkten falsche Begriffe von Ehre, daß die geheiligtesten Rechte der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Freundschaft schändlich mit Füßen getreten werden, und verhindern zugleich einzusehen, daß die Vergebung der Beleidigung weit mehr Adel und Stärke der Seele voraussetzt, als

eine niedrige und grausame Rache. Ist es nicht ehrenvoller, rühmlicher, und lobenswürdiger, das Leben eines Bürgers zu erhalten, als ihn der aufbrausenden Wuth der beleidigten Eitelkeit aufzuopfern?

Hieraus erhellet, daß die Menschen keiner göttlichen Offenbarung bedürfen, um zu fühlen, daß die Verzeihung der Beleidigungen ein edles, hohes und eines Mannes von Ehre würdiges Gefühl ist. Mit welchem Rechte kann wohl eine Religion, welche einen Gott annimmt, der in seiner Rache unversöhnlich und grenzenlos seyn wird, den Menschen die Vergebung der Beleidigungen anempfehlen? Wie kann man wohl den Verehrern eines Gottes, der niedrig, der grausam genug ist, geringer Vergehungen wegen an seinem schwachen Geschöpfe ewige Rache auszuüben, Größe der Seele und verzeihende Großmuth einflößen? Die Rache sowohl als die Grausamkeit verrathen eine kleine und rohe Seele; sie entehren die Götter so gut wie die Menschen; sie sind unwürdig eines edel denkenden, menschlichgefühlten und achtungswerthen Herzens. Derjenige der Böses mit Gutem vergilt, erwirbt sich gerade dadurch ein offenbares Uebergewicht über denjenigen, der ihn beleidigt hat; und der Beleidiger wird öfters durch die Scham bestraft, die ihm derjenige, der ihm verzeihet, verursacht. Braucht man denn ein Christ zu seyn, um die innere Selbstzufriedenheit zu empfinden, welche die Größe der Seele und die Idee der Herrschaft, die wir über uns selbst haben, verschafft? Cleomenes sagte, ein guter König müsse seinen Freunden Gutes, seinen Feinden Böses erzeugen. Aristo aber versetzte darauf: Wieviel größer würde es nicht seyn, seinen Freunden Gutes zu thun und sich sogar aus seinen Feinden Freunde zu machen! *)

Man

*) S. Erasmi Apophtegm. p. 49.

Man muß den Menschen eine Begierde nach der allgemeinen Achtung, eine Leidenschaft für den wahren Ruhm und die edlen Empfindungen der Ehre einflößen; allein man muß sie zugleich mit den wahren Begriffen dieser Ehre und mit den rechtmäßigen Mitteln, sie zu erlangen, bekannt machen. Die Vernunft wird ihnen stets zeigen, daß sie nicht bestehen kann in dem, was der Gesellschaft nachtheilig ist, noch in der Verletzung der heiligsten Pflichten der Sittenlehre, noch auch in einer schändlichen Hintansetzung der gesellschaftlichen Tugenden. Nur einzig und allein durch die Tugend können wir Ansprüche auf die Ehre machen, das heißt, uns die gegründesten Rechte auf die allgemeine Achtung erwerben. Ein Mann von Ehre ist ein rechtschaffener und menschlichgesinnter Mann, der Eigenschaften besitzt, die ihn der Achtung der Gesellschaft wirklich würdig machen. Die Vorurtheile der Menschen mögen auch beschaffen seyn, wie sie wollen; so werden sie sich doch immer gezwungen sehen, diejenigen zu schätzen, zu ehren, zu lieben, an welchen sie Neigungen finden, aus denen für sie wirklicher Nutzen entsteht. Das wahre Interesse triumphirt am Ende über das Vorurtheil, das nur höchstens Unordnung anrichten kann.

Sobald die Menschen die Vernunft nicht zu Rathes zu ziehen würdigen, sind ihre Meinungen so sonderbar, daß man, wenn man sie genauer betrachtet, alle Ursach hat, darüber zu erstaunen. Bei einigen Nationen, die man noch dazu für sehr civilisirt hält, ist ein Mann beschimpft oder muß doch erröthen, wenn ihm seine Frau untreu ist, während derjenige, der sie zur Verbrecherin gemacht hat, mit frecher Stirn umher geht, und sich seines verruchten Triumphes noch rühmt. Ein Mensch ist beschimpft, wenn er sich weigert, eine Schuld zu bezahlen, die er aus Neigung zum Vergnügen gemacht

macht hat: die Spielschulden heißen sogar vorzugsweise Ehrensulden. Hingegen kann ein Mensch ohne Furcht vor Schande sich weigern, dasjenige, was er einem Kaufmanne, oder einem Handwerksmanne, den seine Nachlässigkeit oder sein schlechtes Vorfhalten öfters an den Bettelstab bringt, schuldig ist, zu bezahlen. Auf die Art gelingt es ben lasterhaften Nationen verderbten Menschen, alle Ideen umzustürzen, die allgemeine Meinung zu verkehren, ja die Schande selbst für Ehre geltend zu machen! Das Laster ist nur darum so allgemein, weil es, statt den Menschen in der öffentlichen Meinung die Ehre zu benehmen, oft nur dazu dient, ihnen noch mehr Achtung zu verschaffen.

Der in Gesellschaft lebende Mensch ist nicht zufrieden sich selbst zu lieben; er will auch von andern geliebt sehn, und hält sich für verpflichtet, die Empfindungen, die er von seinem Werthe hat, auch in Andern zu erwecken: er ist zufrieden, wenn er sich schmeichelt, ihren Beifall mit der Idee zu verbinden, die er von seinen eignen Verdiensten hat. Wir sind nur dann mit uns zufrieden, wenn wir glauben, daß auch unsre Nebenmenschen mit uns zufrieden sind. Es gelingt uns öfters, uns und Andre zu täuschen; allein das, was nur Täuschung ist, ist nicht für die Dauer gemacht: die Heuchelen wird früh oder spät entlarvt, es kostet weit weniger Mühe, rechtschaffen zu seyn, als es zu scheinen. Die allersicherste Politik ist, wahrhaft zu seyn. Viele Menschen sind bloß darum so unruhig und küglich in Betreff ihrer Ehre, weil sie innerlich fühlen, daß ihre Titel nur untergeschoben sind. Das wahre Verdienst ist still und ruhig; die Eitelkeit aber ist stets ängstlich, düster und unruhig.

Es hält sehr schwer, sich selbst lange zu hintergehen; nichts aber ist mühsamer, als Andre anhaltend zu hintergehen.

hintergehen. Früh oder spät verschwinden die Täuschungen. Kein Mensch kann sich selbst hintergehen, wenn er sich auf sein Gewissen fragt, ob in einer jeden Lage, wohin das Schicksal ihn gesetzt hat, die Geschöpfe, mit denen er in einigem Verhältnisse steht, Ursach haben, mit ihm zufrieden zu seyn; oder ob, wenn er sich an ihre Stelle versetzt, er mit denen zufrieden seyn würde, welche eben so gegen ihn handelten. Diese Untersuchung gibt uns das wahre Mittel an die Hand, uns billig zu beurtheilen, das Schicksal mag uns auch in Umstände oder einen Rang versetzen, in welche es wolle. Freylich nicht jeder Mensch kann Anspruch machen auf Größe, auf Macht, auf Ansehen, auf Reichthum; alle aber können Anspruch machen auf die Liebe ihrer Mitmenschen; um sie gewiß zu erhalten, dürfen sie nur rechtschaffen seyn und Gutes thun, ein Jeder in dem Kreise, den ihm die Natur anweist.

Wenn man sich nur daran gewöhnt mit sich selbst umzugehen; so wird es gewiß sehr leicht seyn, sich aufrichtig zu beurtheilen und einzusehen, ob man würdig sey der Gesinnungen, die man in Andern zu erregen sucht. Die gerechte und wohlverdiente Achtung seiner selbst, die durch die Aeußerungen Andern bestätigt ist, bestimmt den Frieden der Seele, die Ruhe des Gewissens, jene zur Gewohnheit gewordne stille Heiterkeit, ohne welche es keine dauerhafte Glückseligkeit gibt. Immer suchen die Menschen thörichter weise das Glück außer sich. Allein man muß damit anfangen, es in sich selbst zu gründen, um sich in den Stand zu setzen, mit Vergnügen sein Inneres durchschauen zu können. Aber man ist nur dann mit sich wohl zufrieden, wenn man mit seinen Nebenmenschen gut stehet; um gut mit ihnen zu stehen muß man ihnen zeigen, daß man tugendhaft sey. Daraus kann man denn mit Recht schließen, daß nur

die Tugend allein uns ein gutes Gewissen, eine dauerhafte Zufriedenheit, ein unumstößliches Recht auf die Achtung unsrer selbst und unsrer Nebenmenschen, die wahre Ehre, mit einem Wort das Glück verschaffen kann, das der Gegenstand der unaufhörlichen Wünsche aller und jeder Menschen ist.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Glückseligkeit. — Von den Leidenschaften und ihrem Einflusse auf die Glückseligkeit des Menschen.

Alles beweiset uns, daß Glückseligkeit der ewige Gegenstand der Leidenschaften, der Wünsche und des Strebens des Menschen ist. Glückseligkeit besteht, wie gezeigt worden ist, in der Fortdauer des Vergnügens; oder sie ist, wenn man lieber will, der fortgesetzte Genuß der Gegenstände unsrer Wünsche; oder auch die Uebereinstimmung unserer natürlichen Kräfte mit unsern Bedürfnissen und unsern Wünschen. Wir empfinden Vergnügen, so oft wir dasjenige erhalten, was unser Herz verlangt; wir sind alsdenn mit unsrer Art der Existenz zufrieden, wir wünschen ihre Fortdauer: eine Reihe von Vergnügungen also bestimmt die Glückseligkeit, wovon sie die Elemente sind.

Man hat gezeigt, daß die Leidenschaften und die Begierden etwas wesentliches für den Menschen sind, und daß sie zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig sind. Bloß weil man diese Wahrheit verkannt hat, haben uns so viele Sittenlehrer unfruchtbare Grundsätze und unanwendbare Vorschriften gegeben. In der
Idee,

Idee, daß die Leidenschaften dem Menschen allezeit schädlich seyen und sich unaufhörlich seinem Wohlfeyn widersetzen, haben sie dieselben geradezu aus dem Herzen ausrotten wollen, und dem Menschen ganz kaltblütig den Rath gegeben, gar nichts zu wünschen. Sie haben nicht eingesehen, daß die Leidenschaften aus den Bedürfnissen entstehen; daß der Mensch ohne Begierde nie einen Reiz und Trieb zu seiner Erhaltung haben würde; daß er dadurch in eine gewisse Erschlaffung fallen würde, die für ihn eben so schädliche Folgen haben würde als für die Gesellschaft, zu deren Mitglied ihn das Schicksal gemacht hat.

Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß, so lange der Mensch noch etwas zu wünschen habe, ihm etwas an seiner Glückseligkeit fehle. Würde er aber wohl glücklicher seyn, wenn er seinen einzigen Wunsch in sich nährte? Die Einrichtung des Menschen ist nun einmal so, daß er beständig wünschen muß; und wenn er sich den Gegenstand seiner Wünsche verschafft hat; so muß er einen neuen Gegenstand irgend eines Wunsches ausfindig machen; denn ohne dies würde sein Geist in eine Erschlaffung in eine gänzliche Unthätigkeit verfallen, welches ihn in den traurigsten Zustand versetzen würde.

Ein einziges Beispiel wird hinreichend seyn, diesen Satz zu erläutern. Der Hunger ist ein der menschlichen Natur anliegendes Bedürfnis; der Mensch muß folglich wünschen es zu befriedigen; er genießt eines Vergnügens oder einer vorübergehenden Glückseligkeit, so oft er sich Nahrungsmittel verschaffen kann, die seinem Geschmacke, das ist, der Einrichtung seines Gaumens analog sind. Sein Wohlfeyn dauert fort, wenn die Nahrungsmittel, die er zu sich genommen hat, seinen

Maß

Magen nicht auf eine beschwerliche Art angreifen. Kurz nachher, da dieses Bedürfnis befriedigt worden ist, zeigt es sich von neuem; der Wunsch, es zu befriedigen, erneuert sich also; wird man aber wohl sagen können, der Mensch sey unglücklich, weil er dem Hunger unterworfen sey, indem derselbe Wünschen das Daseyn gibt, die sich, so lange er lebt, so oft wieder erneuern?

Aber nicht bloß das Bedürfnis der Nahrung wird nothwendig in dem Menschen so oft wieder erneuert; sondern vermöge seiner Natur muß er auch nothwendig Mannigfaltigkeit in seinen Nahrungsmitteln wünschen. Diesenigen, an welchen er zur einen Zeit Geschmack findet, mißfallen ihm zu einer andern. Die Gerichte, die seinen Appetit vorzüglich zu stillen im Stande sind, werden am Ende unschmackhaft für ihn; sein Geschmack nußt sich ab; er bedarf daher entweder Mannigfaltigkeit oder Gewürze, um seine stumpf gewordenen Organe wiederum zu schärfen und zu stärken. Trocknes Brod ist hinreichend für den Armen, bey welchem die Arbeit den Hunger erregt, den das Brod vollkommen zu befriedigen im Stande ist. Für den reichen Mann hingegen, dessen Gaumen abgenutzt ist, der nicht arbeitet, der nur sehr selten den Reiz des Hungers empfindet, bedarf es schon einer großen Mannigfaltigkeit der Speisen.

Ob nun gleich der Hunger, so wie der Wunsch ihn zu stillen, ein natürliches Bedürfnis ist; so lehrt doch die Erfahrung den Menschen, daß es gefährlich für ihn seyn würde, sich ohne Rückhalt den Reizungen eines blinden Appetites zu überlassen; daß er die Nahrungsmittel nur mit Maasse zu sich nehmen solle; daß er unter denen, die ihm am besten behagen, eine sorgfältige Wahl anstellen müsse, aus Furcht, daß nicht ein fortdauerndes Uebel die Folge eines augenblicklichen Wohls
 be-

behagens oder Vergnügens sey. Wenn der Mensch dies thut; so gebraucht er seine Vernunft, er handelt mit Ueberlegung; er opfert ein vorübergehendes Wohlbehagen dem dauerhaften Glücke, gesund zu seyn, auf.

Das so eben angeführte Beispiel ist hinlänglich, um die Ideen zu fixiren, die wir uns von den Bedürfnissen, von den Leidenschaften, von den Begierden und von der Glückseligkeit des Menschen machen müssen. Alle diese Dinge sind ihm wesentlich und unzertrennlich von seiner Natur, und können nicht ausgerottet oder bekämpft werden ohne Thorheit. Die Sittenlehre kann es nicht über sich nehmen, den Menschen ihre Bedürfnisse, ihre Leidenschaften, ihre Begierden zu rauben; sie darf sich bloß vornehmen, sie zu ordnen und so zu leiten, daß sie ihr dauerhaftes Glück befördern helfen. Sie kann ihnen nicht befehlen, keinen Hunger zu haben, oder kein Verlangen zu tragen nach Nahrungsmitteln; sie sagt ihnen bloß, sie sollen sich mäßigen, sie sollen die Erfahrung und die Vernunft zu Rathe ziehen, die ihnen vorschreiben, mit Maaße zu essen und Sorgfalt anzuwenden in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, aus Furcht, sich dadurch Krankheiten zuzuziehen, die ihnen mehr Unannehmlichkeiten verursachen würden, als die flüchtige Befriedigung eines unordentlichen Appetits ihnen Vergnügen machen würde. Endlich verbietet ihnen die Sittenlehre auch nicht, sich Mannigfaltigkeit in ihren Nahrungsmitteln zu wünschen. Alles beweiset ja, daß die Organe dem Stumpfwerden unterworfen sind, und daß einem handelnden Wesen, dessen Maschine natürlich beständigen Abwechslungen ausgesetzt ist, auch Abwechslung der Sensationen nothwendig sey.

In der That sind die Bedürfnisse der Menschen verschieden und vielfältig. Einige Sittenlehrer verdammen
men

men und tadeln jene nothwendige Progression der Bedürfnisse, die sich bey den Individuen so gut als in den Gesellschaften zeigt. „Die natürlichen Bedürfnisse sind sehr eingeschränkt, sagen sie; die eingebildeten hingegen haben keine Grenzen. Die erstern sind ihrer Meinung nach sehr leicht zu befriedigen, während die letztern nur dazu dienen, uns unglücklich zu machen.“ Hätten sie indessen nur die Sachen ein wenig in ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet; so würden sie bald eingesehen haben, daß es nothwendig und natürlich ist, daß die Bedürfnisse der Individuen und der Nationen überhaupt in eben der Progression und nach eben dem Verhältnisse sich vermehren, als ihre natürlichen und einfachen Bedürfnisse befriedigt werden. Eine Nation verfeinert sich durch wiederholte Erfahrung; durch Hülfe der Industrie entdeckt sie von Tage zu Tage neue Mittel, ihren Bedürfnissen leichter abzuhelfen; sie erdenkt sich hierauf neue Bedürfnisse in der Absicht, die Sphäre ihrer Glückseligkeit weiter auszudehnen.

Die wilden Nationen, die keine Industrie oder andere Hülfsquellen kennen, fangen mit der Jagd an; sie wandern noch umher ohne festen Wohnsitz, und sehen sich genöthigt mühsam ihren Unterhalt zu suchen: wenn sie in der Folge geselliger, fixirter, ruhiger werden, entwickelt sich ihre Thätigkeit und Einbildungskraft: sie fangen nun an, das Feld zu bauen; sie erfinden Künste; sie treiben Handel; sie verschaffen sich Fülle und Ueberfluß; sie wollen nun mit mehrerer Gemächlichkeit leben. Der Sorge seine Nahrung aufzusuchen entledigt, strebt der civilisirte Mensch nunmehr darnach, sie zu vermannigfaltigen oder sie zu würzen, damit sie ihm angenehmer werde. Er hört endlich damit auf, daß er nach den entlegensten Gegenden der Erde geht, daselbst seltne Nahrungsmittel zu suchen, die fähig sind, ihm neue
Gen:

Sensationen zu verschaffen, welche die Gewohnheit bald darauf zu Bedürfnissen umschafft und deren Verabung alsdann ein Uebel für ihn wird. Kurz bey einer Nation, wo Handel und Industrie den Luxus eingeführt haben, denkt der reiche Mann, der seinen Hunger so leicht befriedigt, täglich auf neue Reizungen seines Gaumens; der Arbeit überhoben beschäftigt sich seine Einbildungskraft beständig damit, neue Bedürfnisse zu erdenken, und diejenigen Menschen, deren Subsistenz von dem Reichen abhängt, geben sich alle ersinnliche Mühe, sie durch neue Mittel zu befriedigen. Der Wilde, der sich seiner angewandten Mühe ungeachtet keine Speise auf der Jagd oder bey der Fischen verschafft hat, hält sich für sehr unglücklich; im Grunde aber ist er es nicht mehr als der reiche Europäer, wenn er keinen Caffee oder Tabak hat, den ihm die Gewohnheit zum Bedürfnis gemacht hat.

Den einmal befriedigten körperlichen Bedürfnissen folgen bald die eingebildeten nach. Diese gründen sich gemeiniglich auf die Meinungen, auf Conventionen, auf Beispiele, auf Ideen, die, sie mögen wahr oder falsch seyn, in der Gesellschaft verbreitet sind. Ein Jeder will nun diese Bedürfnisse befriedigen, und hält sich gleich für unglücklich, wenn er dies nicht kann, weil er sich einbildet, sein Glück hänge davon ab. So wünscht sich nun in einer civilisirten Nation ein jeder Bürger nach der Befriedigung seiner nothwendigsten und ersten Bedürfnisse mehr Macht, Ehrenstellen, Aemter, Würden, Achtung und Reichthum, als er vorher hatte, weil er sie für Mittel hält, sich dadurch neue, abwechselnde und vielfältigste Vergnügungen zu verschaffen. Diese Bedürfnisse und diese Wünsche, die der Arme, der kaum so viel hat um sein Leben zu fristen, nicht einmal kennt, werden hingegen sehr heftige Leidenschaften und sehr

sehr dringende Bedürfnisse für den reichen Mann, der sich nur für höchst unglücklich hält, wenn er seinen Zweck nicht erreicht. Unbefriedigter Ehrgeiz, eine verfehlte Gelegenheit, um sich zu bereichern, der Verlust eines Theils seines Vermögens, die Einschränkung seines Aufwandes verursachen manchem Bürger einer polizirten Nation eben so heftigen Kummer, als die gänzliche Verraubung der Nahrungsmittel einem hungrigen Wilden.

Man sieht also wohl, daß der Mensch schon seiner Natur nach leidenschaften und Wünsche haben muß, und daß auf seine erfüllten Wünsche immer wieder neue Wünsche erfolgen müssen. Ein Mensch, der gar nichts zu wünschen hätte, oder dem auf einmal alle seine Wünsche, die er nur haben könnte, erfüllt würden, würde bald sehr unglücklich seyn; es würde nichts kränkender und quälender für ihn seyn, als der Gedanke, keinen weitem Zusatz zu seinem Glücke hoffen zu können. Ein Vergnügen verlangt von einem noch lebhaftern Vergnügen gefolgt zu werden, und geschieht das nicht; so hört es auf Vergnügen zu seyn; es erweckt sogar Ekel, wenn man es mit dem zunächst vorhergehenden vergleicht. Wenn die Vergnügungen ihre Wirkungen an uns erschöpft haben; so suchen wir neue auf; finden wir keine, so halten wir uns für unglücklich; wir sind unzufrieden mit der Natur, die wir nur darum für grausam erklären, weil wir mit den Mitteln, die sie uns zur Beförderung unserer Glückseligkeit gegeben hatte, nicht weislich gewirthschaftet haben. Das ist die wahre Quelle der Langeweile, dieses Tyrannen der Fürsten, der Großen und der Reichen, die oft nur durch die Erschlaffung unglücklich sind, welche in ihrer Seele der Ekel zurückläßt, den der übermäßige Genuß der Vergnügungen und der Freude nothwendig erzeugen muß. Eben so wie die Bewegung uns mehr Geschmack am Vergnü-

gen

gen finden läßt, welches seine Reize für uns verleiht, sobald wir es beständig genießen; eben so hat die Natur den Ekel, den Ueberdruß und die langeweile als Züchtigungen für diejenigen bestimmt, welche die Vergnügungen, die sie verleiht, mißbrauchen. Die Sittenlehre, deren Zweck es seyn soll, die Menschen glücklich zu machen, muß ihnen nicht auferlegen, das Vergnügen, welches ein wirkliches Gut ist, zu hassen oder zu fliehen, sondern sie muß sie bloß vor dem übermäßigen Genuß desselben warnen, der dadurch, daß er Ueberdruß, Ekel und Laster hervorbringt, ein wahres Uebel wird.

Die Leidenschaften sind, wie oben gezeigt worden ist, nichts anders als die Wünsche, welche den Menschen antreiben, vorzüglich solche Gegenstände aufzusuchen, in welchen er sein Glück findet oder zu finden glaubt. Diese Leidenschaften sind der Stärke seines Temperaments, der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft angemessen; wir wünschen uns die Dinge bloß als Mittel um glücklich zu werden: wir machen uns nur darum unglücklich, weil wir uns so oft in der Anwendung der Gegenstände, die wir uns wünschen, irren; wir machen Andre unglücklich nur dann, wenn wir, um diese Gegenstände zu erhalten, uns Mittel bedienen, die ihnen schädlich oder unangenehm sind, *) Der Ehrgeiz oder die Herrschsucht ist bey demjenigen eine ganz natürliche Leidenschaft, der sich einen Einfluß auf andre Menschen wünscht, in der Absicht sie dahin zu vermögen, daß sie seine eigne Glückseligkeit zu befördern suchen. Die Macht ist auch in der That geschickt, diesen Vortheil zu verschaffen, folglich ist die Macht ein Gut, der Mißbrauch ders

*) Affectibus bene uti, virtus: male uti vitium est.

derselben aber ein Uebel, weil er denjenigen schadet, welche eine gesetzmäßige Macht vermögen könnte, sich unsern Absichten zu fügen. Es ist sehr angenehm für einen König, über ein ganz Volk befehlen zu können, dessen Willen er mit dem seinigen vereinigt und das er nöthigen kann, sich für seine eigne Glückseligkeit zu interessiren: aber der Mißbrauch, den ein Tyrann von seiner Gewalt macht, verursacht ihm selbst nichts als Unruhe, weil er durch die Unterdrückung Samen des Hasses in die Herzen seiner Unterthanen streuet.

Der Reichthum ist ein Gut, weil er denjenigen, der ihn besitzt, in den Stand setzt, auf den Willen seiner Nebenmenschen einen Einfluß zu haben und sich diejenigen Vortheile, die er sich wünscht, zu verschaffen. Der Wunsch nach Reichthum ist im Grunde nichts anders als der Wunsch die Mittel zu seiner Glückseligkeit zu vermehren. Daraus folgt, daß die Vernunft den Wunsch nach Reichthum nicht verbietet. Der Reichthum hat hingegen gar keinen Werth, wenn er nichts zu unserm wahren Glücke beiträgt: er ist sogar ein Uebel, wenn er uns nur vorüberrauschende Vergnügungen verschafft, auf welche Ekel und fortwährender Kummer folgt, er ist ungerecht und verwerflich, wenn wir ihn durch Mittel erwerben, welche diejenigen, deren Liebe und Beistand er uns verschaffen sollte, gegen uns aufbringen können.

Der gute Ruf ist ein wirkliches Gut; er ist eine der mächtigsten Triebfedern der menschlichen Handlungen. Sich, in den Augen seiner Mitbürger achtungswürdig zu machen suchen, ist ein lobenswürdiges, nützliches, tugendhaftes Streben. Man höre also nicht auf jene trübsinnigen Philosophen, welche den guten Ruf für nichts achten. Sich einen guten Ruf wünschen, heißt

heißt sich die Achtung seiner Mitmenschen wünschen durch seine Dienste, seine Talente, seine guten Eigenschaften. Seinen guten Ruf verliehren, heißt einen Theil seines Glücks verliehren. Den guten Ruf verachten, heißt dasjenige verachten, was uns Andern und uns selbst werth macht.

So ist es mit allen andern Gegenständen der Wünsche und der Leidenschaften der Menschen beschaffen. Die Vernunft und die Tugend billigen sie, weil sie immer mit der Natur übereinstimmen und also die Mittel nicht tadeln können, wodurch wir die Masse unsres Glücks vermehren können. Sie verdammen bloß den Mißbrauch der Dinge und die schädlichen Mittel, die wir gebrauchen, um sie zu erlangen. Sie sagen uns, wir sollen unsern Leidenschaften widerstehen, und unsre Wünsche mäßigen; das heißt, wir sollen kaltblütig die vortheilhaften und nachtheiligen Folgen gegen einander halten, welche aus den Gegenständen selbst, nach welchen wir streben, und aus den Mitteln, durch welche wir sie uns zu eigen machen wollen, für uns entstehen können. Sie empfehlen uns eine kluge Wahl und einen vernünftigen Gebrauch der Vergnügungen, das heißt, sie geben uns den Rath, die unglücklichen Folgen, welche der Mißbrauch derselben gemeiniglich hat, zu fliehen. Endlich erlauben sie uns nur diejenigen Gegenstände zu wünschen, welche wir durch unsre Kräfte erlangen können, ohne unserm wahren Wohle zu schaden, welches immer mit dem Wohle derer, mit welchen wir leben, innigst verknüpft ist.

Die Vernunft, ist nichts als die Wahl der Gegenstände unsres Glücks und der Mittel, die uns zu demselben führen. Die Tugend ist nichts anders als die Übereinstimmung mit der Natur eines geselligen Wesens,

sens, das erschaffen ist, um an seiner eignen sowohl als an der Glückseligkeit der Geschöpfe zu arbeiten, die er nothwendig zu seiner Glückseligkeit braucht. Folglich besteht die Tugend nicht in der Verachtung des Reichthums, der Hoheit, der Macht, nicht in der Vermeidung des Vergnügens, in der Selbstverleugnung, in der Entsagung der Gesellschaft: sondern sie besteht darin, unser dauerhaftes Glück aufzusuchen, indem wir uns denen, welche im Stande sind, unsern Absichten beförderlich zu seyn, nützlich, angenehm und werth machen. Die Sittenlehre wird uns beweisen, daß wir nur auf dem Pfade der Tugend das wahre Vergnügen, die dauerhafte Glückseligkeit, das höchste Gut, das der Mensch auf dieser Welt verlangen kann, erreichen können.

Fünfzehntes Kapitel.

Untersuchung der Begriffe der Alten und Neuern von der Glückseligkeit und dem höchsten Gute.

Nichts ist unbestimmter, nichts betrübender, nichts unanwendbarer als die Rathschläge, welche uns die meisten Moralisten gegeben haben, um uns zur Glückseligkeit zu führen. Eine düstre Philosophie scheint oft ihre Feder in Galle getaucht zu haben, um uns das Elend des menschlichen Lebens zu schildern. Weil sie den Menschen nicht so sahen wie er wirklich ist, und die wahren Quellen seiner Verderbtheit und seines Elendes nicht aufsuchten; hielten sie ihn schon seinem Stande nach für unglücklich und unfähig, es jemals dahin zu

zu bringen, sich sein Loos zu mildern. Die Natur erscheint in den Augen dieser düstern Grübler wie eine Stiefmutter, welche nur Kinder in ihrem Schooße bildet, um sie dem Elende zu überlassen, und sie zum Spiegle und zum Opfer des eigensinnigen Schicksals zu machen. Wenn man ihnen glaubt, ist das Leben an und für sich ein trauriges Geschenk, kaum des Annehmens werth, wenn man seinen wahren Werth nicht kennt. Die Mythologie lehrt uns, daß Prometheus den Thon, woraus er den Menschen bildete, in seine Thränen tauchte. Die Religion zeigt uns den ersten Menschen, wie er sich gleich dem Bösen überläßt, da er kaum aus den Händen seines Schöpfers hervorgetreten ist, und dadurch sowohl sich selbst, als seine ganze Nachkommenschaft auf ewig der Glückseligkeit beraubt, zu welcher ihn Gott bestimmt hatte. Durch eine traurige Folge dieses ersten Verbrechens ist das Herz des Menschen verderbt worden und seine Vernunft hat abgenommen. Sie ist für ihn ein ungetreuer Führer geworden, welcher, statt seinen Uebeln abzuhelpen, dieselben vielmehr durch die Verzerrungen, in welche sie ihn verwickelt, verdoppelt.

Nach den Ideen, welche diese betrübenden Hypothesen uns darbieten, ist der Augenblick unsres Eintritts in die Welt der Anfang unsres Elends. Die schwache, hilflose Kindheit ist beym Menschen mit weit mehr Beschwerclichkeiten verknüpft, als bey den übrigen Thieren, über die er sich doch so weit erhebt. Diese ganze Kindheit ist nichts anders als ein Stand der Sklaverey; man zwingt sie sich mit den Dingen zu beschäftigen, die ihr unangenehm sind, und das unter dem Vorwande, sie zu unterrichten; sie ist dem Eigensinne der Eltern oder Lehrer unterworfen, die öfters ein Vergnügen daran finden, sie in Thränen gebadet zu sehen.

Das Jünglingsalter ist unaufhörlich von stürmischen Leidenschaften beunruhigt, deren Tumult es verhindert, an die Zukunft zu denken, und die ihm öfters Gram zubereiten, der so lange währt als das Leben selbst.

Das männliche Alter beschäftigt sich nur mit ehrsüchtigen Aussichten, mit der Sorge, Ehre, Macht und Reichthum zu erlangen. Indem der Mann unablässig dem Glücke nachjagt, erreicht er es nie; er sagt nie zu sich, ich bin glücklich; sondern hofft immer, es zu werden; er verspricht es sich immer, einstens des Lebens zu genießen, und genießt doch nie; endlich erreicht er die Jahre des Greises, die gewöhnlich mit nichts als mit Ueberdruß, Schwachheiten, Kummer, vergeblichen Wünschen und mit Furcht vor dem Tode angefüllt sind. Zu allem diesen setze man nun noch die häuslichen Uebel eines jeden Individuums, die Unannehmlichkeiten, die ihm die Gesellschaft, in der er lebt, jeden Augenblick verursacht; die Ungerechtigkeiten, die er von Seiten der Regierung auszustehen hat; die Bedrückungen, die ihn betrüben; die Unruhen, die ihn verfolgen; das wirkliche und das eingebildete Mißvergnügen; und dann wird man, sagt man uns, bald einsehen, daß Glückseligkeit nicht den Bewohnern dieser Erde zu Theil werden kann, und daß sie alle ohne Unterschied verdammt sind, unglücklich zu seyn vom Augenblicke ihres Eintritts in die Welt an bis auf den Augenblick, wo sie genöthigt sind, dieselbe wieder zu verlassen; ein Augenblick, dessen blosser Idee hinreichend ist, das allerglücklichste Leben zu verbittern.

Wäre der Mensch wirklich so elend, als melancholische Grübler ihn uns zu schildern sich bemühen; so würde dieses wirklich am geschicktesten seyn, uns in Betrüß-

trübniß zu versehen, uns das Leben verhaßt zu machen,
 uns in Verzweiflung zu stürzen. Allein eine weniger
 düstre und ächtere Philosophie wird uns sein Loos von
 einer tröstlicheren Seite zeigen. Ist denn die Kindheit
 wirklich ein so bejammernswürdiger Zustand? Ist nicht
 das kleinste Spiel, das geringste Vergnügen hinreichend,
 sie ihren schmerzlichsten Kummer vergessen zu machen?
 Sehen wir nicht täglich Kinder in der nemlichen Minu-
 te lachen und weinen zugleich? Wie viel Vergnügen em-
 pfindet das Kind nicht in der Menge neuer und man-
 nigfaltiger Sensationen, die ihm bey jedem Schritte
 aufstoßen? Ist es nicht offenbahr der Fehler derjenigen,
 welche es unterrichten, wenn ihm der Unterricht unan-
 genehm wird? Um Rath fragen müssen wir die Natur,
 nie aber sie bekämpfen; zum Guten leiten die zarten
 und empfänglichen Herzen; nicht den schädlichen Keim
 des Lasters und der Thorheit in dieselben legen; von
 der Sittenlehre, der Vernunft und der Tugend müssen
 wir den strengen Ton der Tyrannen entfernen; o gewiß
 werden alsdann unsre Kinder, wenn sie erst durch Sanft-
 muth und Güte gewonnen sind, ganz nach unsern Ab-
 sichten sich bequemen: sie werden dann im Jünglings-
 alter schon ihre brausenden Leidenschaften, welche sie so
 oft ihrem Verderben entgegenführen, in Zaum zu hal-
 ten wissen. Wenn der Jüngling gemeinlich unbe-
 dachtam ist; so kommt es daher, weil man ihn von sei-
 ner zartesten Kindheit an mit unbändigen Leidenschaften
 angefüllt hat: Alles hat sich gegen ihn verschworen,
 ihm verderbte Neigungen bezubringen und in ihm auch
 die glücklichsten Anlagen zu zerstören. Die Jugend sieht
 frenlich nicht viel auf die Zukunft; aber sie ist auch sim-
 pel, offenherzig, gutmüthig und aufrichtig in ihrer Liebe:
 sie argwöhnt nicht, daß es treulose, falsche Freunde,
 Böswichter auf der Erde gibt: erst wenn er betrogen
 ist, lernt der Jüngling nicht mehr ohne Ausnahme zu

trauen seinen Mitmenschen: erst nachdem er hintergangen worden ist, hält er sich für verbunden, nun Andre auch wieder zu hintergehen. Das Beispiel, die herrschende Meinung, die Verderbtheit der Gesellschaft lehren ihn Böses thun und verhindern ihn zugleich, darüber zu erröthen.

Der Mensch nimmt mit in das reifere Alter hinüber die Verderbniß, die Laster und die Verfehrtheit, die sich in der Jugend seiner bemächtigt haben: die Erfahrung hat ihn bloß seine unordentlichen Neigungen verbergen, nicht verbessern gelehrt. Bedächtlicher in seinem Gange bemüht er sich ist, sich die Gegenstände seiner überdachten Leidenschaften durch diejenigen Mittel zu verschaffen, die er durch die Gewohnheit, durch die Erfahrung und durch den Umgang mit der Welt als die sichersten kennen gelernt hat.

Endlich in den Jahren des Greises ist eben dieser Mensch, zu dessen Verderbniß sich Alles zusammen verschworen hat, und den seine Lehrer unablässig in seinen traurigen Neigungen zu erhalten und zu befestigen gesucht haben, immer noch der verächtliche Sklave dieser Laster, und schleppt bis zum Grabe die Ketten, die ihn von seiner Kindheit an gefesselt haben. Nur mit Zittern denkt er nun an das Ende seiner Existenz und seiner Schwachheiten, weil ein gräßlicher Aberglaube ihm das selbe als den fürchterlichen Augenblick vorstellt, der ihn vertheidigungslos überliefern wird der ewigen Wuth einer unveröhnlichen Gottheit, die immer bereit ist, ihre Rache an ihren schwachen Geschöpfen zu üben.

Indessen genießt doch der rechtschaffene Mann, selbst mitten unter den verderbtesten Nationen, einer Glückseligkeit, die jene ausgearteten Geschöpfe nicht kennen:

nen: er ist in sich selbst vergnügt; sein Herz weis nichts von Unruhe; er genießt im reifern Alter der häuslichen Freuden, der Annehmlichkeiten der Gesellschaft, der Reize des Studierens, der Seligkeiten der Freundschaft. Die edlen Seelen nähern sich den edlen Seelen, und trösten sich mit einander über die harten Schläge des Schicksals und über die Ungerechtigkeit der Menschen. Sind nicht die verdiente Achtung seiner selbst und seiner Nebenmenschen; die Zärtlichkeit und die Erkenntlichkeit empfindsamer Herzen und die Ehrfurcht, welche die Tugend nothwendig nach sich zieht, sind dies nicht hinlängliche Vortheile, um den Weisen zu entschädigen für die Unbequemlichkeiten, welche die Unvernunft der Gesellschaft verursacht? Genießt er nicht in seinem hohen Alter der eifrigsten Sorgfalt, der Ehrfurcht, des Beystandes aller derjenigen, deren Herzen er durch seine Wohlthaten, seine Einsichten, seine Klugheit, seinen Rath, seine Tugenden gewonnen hat?

Eine grämliche Theologie oder eine gallstüchtige Philosophie mögen auch sagen, was sie wollen; so ist doch so viel gewiß, daß ein jeder Mensch, der des Lebens zu genießen versteht, wenn er gleich keine vollkommene Glückseligkeit auf dieser Welt findet, doch wenigstens eine Menge von einzelnen Freuden darauf antreffen kann, die fähig sind, ihm seine Existenz glücklich zu machen, oder doch wenigstens jeden Augenblick seine Leiden auf eine sehr kräftige Art zu unterbrechen. Die Gesellschaft mag noch so verderbt seyn; so bietet sie uns doch Annehmlichkeiten dar, die wir zu unserm Glück benützen müssen. Die Menschen würden derselben noch weit mehr genießen, wenn ihre Vernunft mehr ausgebildet wäre und sie lehrte, worin dieses wahre Glück bestehe, und wenn ihre bürgerlichen Einrichtungen und ih-

re Regierungen sie ermunterten und zwängen, sich gegenseitig glücklich zu machen.

Es gibt indessen Vergnügungen und Freuden, welche die Vernunft selbst billigt, und deren Genuß edlen Seelen auf keine Art verboten seyn kann. Wenn Menschen, die durch unruhige Leidenschaften verblendet sind oder kindischen Ergößlichkeiten nachhängen, gar keine Freuden finden; so bieten sich hingegen dem denkenden Menschen überall Güter ohne Zahl an. Die Existenz ist ein Gut: welcher Mensch ist nun wohl trübsinnig genug um nicht einzugestehen, daß die Uebung seiner Sinne ihm jeden Augenblick unendlich viele Annehmlichkeiten verschaffe? Welcher Mensch ist genug Misanthrop, um nicht wenigstens einige Reize zu finden in der Gesellschaft der Menschen, in freundschaftlichen Verbindungen, in aufgeweckten Unterhaltungen, in den Ergößlichkeiten der Städte, in den beständigen wechselseitigen Dienstleistungen der Bürger unter einander? Welcher Mensch ist unempfindlich genug, um nicht gerührt zu werden von den mannigfaltigen Schauspielen, welche die Natur ihm darbietet? Genießen wir nicht fröhlich eines heitern Tages, des lachenden Anblicks der grünen Fluren, der Kühlung eines einsamen Schattens, des melodischen Gesanges der Vögel, des majestätischen Laufes der Ströme und Flüsse, der unschuldigen Freuden des Landlebens, die uns oft vergessen machen des Mißvergnügens, welches die Ungerechtigkeiten der Höfe und die Thorheiten der Städte in uns erwecken? Ja, ich wiederhole es, es gibt mannigfache Freuden für den Menschen auf dieser Welt; er ist geschaffen, um glücklich zu seyn: er würde aber noch weit glücklicher seyn, wenn er vernünftiger wäre; er würde aber vernünftig seyn, wenn man sich mehr Mühe gäbe, seine Vernunft auszubilden.

Nicht

Nicht die Natur, sondern unsre Unwissenheit, unsre Vorurtheile, unsre irrigen Meinungen, und unsre ungerechten und unvernünftigen bürgerlichen Einrichtungen müssen wir anklagen wegen der zahlreichen Uebel, über die wir genöthigt sind zu seufzen. In den zügellosen Leidenschaften derjenigen, welche über die Völker herrschen, oder in den falschen Ideen, die sie sich von Macht, Ehre, Hoheit, Glück machen, müssen wir hauptsächlich die Quelle des allgemeinen Elendes, worunter die Nationen seufzen, und der zahllosen Laster, von welchen die Bürger angesteckt sind, suchen. Die Erziehung, das böse Beispiel, ausschweifende Gewohnheiten vereinigen sich, in den Herzen aller Menschen epidemische Verwirrungen zu erregen, welche sie auf immer verhindern, die Glückseligkeit zu erreichen, welcher sie unaufhörlich nachjagen. Man begnügt sich damit, die Mittel zu erlangen, weis aber nicht, wie man sich ihrer zur Beförderung seines Glückes bedienen soll. Als Schlachtopfer der Gewohnheit und der Trägheit wandeln die Menschen traurig den Weg, den die Unvernunft ihnen vorgezeichnet hat, und halten sich für verbunden zu leiden, weil ihre Väter gelitten haben.

Auf die Art bereiten sich die Menschen ihr Unglück selbst zu; sie sind mitschuldig an dem Elende, in dem sie schmachten, und wozu die Natur sie nicht bestimmte. Sind nicht Unbekannthschaft mit den Rechten der Menschheit, Unthätigkeit der Nationen, und die lügenhaften Ideen, die sie sich von der obersten Gewalt machen, die wahre Quelle des Despotismus, dieses abscheulichen Mißbrauches der Macht, woraus offenbahr die öffentliche Verderbniß und der Sturz der Reiche erfolgt? Wie könnten denn die Völker wohl unter einer so unglücklichen Regierung glücklich seyn, die nichts anders als ein Krieg eines einzigen Menschen gegen Alle ist?

ist? deren unwandelbarer Grundsatz es ist, die Einigkeit zu stören, um herrschen zu können; deren Politik darin besteht, Sklaven zu haben, die so elend sind, daß sie es nicht einmal wagen, das Glück, welches ihnen zukömmt, zu fordern? Wie ist es doch möglich, daß vernünftige Wesen, die glücklich zu seyn streben, sich haben einer Macht unterwerfen können, welche wider die Natur streitet, und ganz sichtbarlich jede Glückseligkeit und jede Tugend von der Erde verbannt?

Die leichtgläubigkeit der Völker ist eine Folge ihrer Unwissenheit. Unfähig die wahren Quellen ihres Elendes zu entdecken richten sie ihre schmerzvollen Blicke gegen die Götter, die man ihnen als ewig erzürnt abmahlt. Geistliche Scharlatane, die sich mit Tyrannen verbunden haben, um die menschliche Vernunft zu ersticken, wenden die trüben thränenden Augen ihrer Schüler gegen den Himmel, um sie zu verhindern, sie gegen die Erde zu richten, wo sie die offenbaren Ursachen ihres unsäglichem endlosen Elendes sehen würden. Vergebens rufen die Nationen die Güte und den Beystand der unsichtbaren himmlischen Mächte an; sie werden immer taub und ungerecht gegen sie seyn, so lange sie schlecht beherrscht werden.

Der Aberglaube hat den Verstand des Menschen so verblendet, daß er es dahin gebracht hat, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, wenn er sich Gutes in dieser Welt wünscht; ihm alle Mittel zu untersagen, um dasselbe sich zu eigen zu machen; ihn zu überreden, daß ein gerechter und gütiger Gott verlange, seine Geschöpfe sollen hier unten ohne Aufhören seufzen in der Hoffnung auf ein eingebildetes Glück, das sie nach dem Tode erwarte. Machen nicht die religiösen Vorurtheile, welche viele Leute uns als sehr heilsam und tröstend an-

anpreißen, es den Völkern zur Pflicht, willig und geduldig zu leiden alle die Uebel, die ihnen von denen, welche über ihr Wohl, über ihre Vertheidigung und über ihre Sicherheit wachen sollen, angethan werden? So sind also diese Vorurtheile äußerst geschäftig, aus dem Herzen des Menschen auch sogar die Hoffnung, sich auf dieser Erde glücklich zu machen, zu vertilgen!

Dem allen ungeachtet aber sollen sich die Menschen auf dieser Erde glücklich machen. Ihre Geburt und ihre künftige Bestimmung mag auch seyn, welche sie wolle, die Vernunft und die Natur laden sie dazu ein und treiben sie dazu an; die Tugend, die immer mit der Natur übereinstimmt, gibt ihnen die wahren Mittel dazu an die Hand. Wenn man annimmt, daß der Mensch das Werk eines gütigen und höchst billigen Gottes sey, wie kann man denn wohl, ohne eben diesen Gott zu beleidigen, behaupten, daß die Vernunft, die er ihm doch gegeben hat, ein unsicherer Führer sey; daß die Natur, die ihn antreibt sein Wohl zu befördern, eine treulose Stiefmutter sey, die er nicht anhören müsse? Wie kann man, ohne Lästerung, sagen, daß ein gerechter Gott die Ungerechtigkeit billige, und diejenigen strafen werde, die sich unterstehen würden, eine ungerechte Gewalt einzuschränken, die nur wegen der Uebel ohne Ende, die sie in der Gesellschaft hervorbringt, ungerecht ist? Wie kann man endlich verlangen, daß die Menschen sich zum Guten neigen sollen, während verkehrte Regierungen, unvernünftige Gewohnheiten, oft unbillige Gesetze und blinde Vorurtheile sie zwingen sich zu verderben, sich wechselseitig unglücklich zu machen, und ewig unzufrieden mit ihrem Schicksale zu leben?

Mein, ein düstrer Aberglaube oder eine verzweiflungsvolle Philosophie mögen auch sagen, was sie wollen;

len; die Menschen sind nicht geböhren, um unglücklich zu seyn auf dieser Erde: ihre Uebel sind nicht unheilbar; dadurch daß man sie in Absicht auf ihre wahren Vortheile belehrt; daß man ihre Vorurtheile bestreitet; daß man ihnen zeigt, worin ihre wahre Glückseligkeit bestehe, wird es der Wahrheit endlich gelingen, die Masse ihrer Uebel nach und nach zu verringern, wenn sie sie nicht gänzlich verbannen kann. Die Menschen leiden weit mehr vom moralischen, als vom physischen Uebel. Die Vorurtheile, die schlechten bürgerlichen Einrichtungen, die Tyrannen verursachen erbliches Elend, dessen Wirkungen sich eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch verewigen, statt daß die Natur nur während kurzer Augenblicke die Sterblichen ihre Strenge fühlen läßt. Wenn die Wirkungen der Unfruchtbarkeit der Jahre, der Pest, der Ueberschwemmungen, der Erdbeben fürchterlich sind; so sind sie doch nur vorübergehend; und die Thätigkeit der Völker weis bald die Spuren ihrer Verheerungen zu vertilgen. Nicht eben so ist es mit dem Elende, das ihnen zuwächst aus den Leidenschaften, aus den Launen, aus den unrichtigen Ideen, aus den Unterdrückungen, aus den Ungerechtigkeiten, aus den unaufhörlichen Kriegen ihrer Beherrscher, die ihnen kaum Zeit lassen, sich nur einigermaßen wieder zu erhohlen.

Ungeachtet der so mächtigen moralischen Ursachen, die sich gegen die Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt zu verschwören scheinen, findet man noch Glückliche darauf. Wenn es auch hier und da Individuen gibt, die von der Natur gemißhandelt sind, die durch einen schlechten Körperbau leiden und für das Leben untüchtig gemacht werden, oder die durch einen schwächlichen Körper häufigen Krankheiten ausgesetzt sind; so zeigt sich doch eben diese Natur weit günstiger gegen
den

den größern Theil ihrer Kinder. Die Gesundheit ist ein Gut; sie hat einen gar merklichen Einfluß auf die innere Zufriedenheit, und vielleicht ist sie es sogar ganz allein, welche dieselbe bewirkt. Es gibt glückliche Temperamente, welche mitten unter Vorfällen, die bey andern Menschen Schrecken und Entsetzen hervorbringen, ihre Gleichnützigkeit behalten. Wir sehen Menschen von so vortreflichen Constitutionen, daß weder Krankheit, noch Schmerz, noch Dürstigkeit, noch Unterdrückung sie betrüben oder beunruhigen können. Sehr oft ertragen Unglückliche die Last ihrer Leiden mit größrer Heiterkeit, als die Großen oder die Reichen den Ueberdruß der Größe und den Ekel an Vergnügungen, durch welche sie ermattet sind. Der friedliche Hirt, der Dürstige, der die Hand ausstreckt, der Handwerker, der uns Brod arbeitet, zeigen uns öfters eine offeneren Stirn und eine zufriednere Seele als der Reiche, der sie verachtet, als der mit Sorgen überhäufte Minister, als der unruhige Tyrann, der sie ins Elend stürzt.

Es gibt ein Glück für eine jede Lage. Das allernüchternste Leben hat seine glücklichen Augenblicke; der leidende Kranke hat seine ruhigen Zwischenstunden; der Gefangne lächelt zuweilen in seinen Fesseln und schließt oft seine Augen zu vor dem Tode, der ihn bedrohet. Der dürstige Soldat ist gemeinlich lustiger als sein General. Der Sklave des Tyrannen ergötzt sich zuweilen in seinen Ketten. Die Sorglosigkeit, die Unwissenheit, der Mangel an Vorsichtigkeit dienen dem meisten Menschen, welche die Vernunft nicht gelehrt hat, das wahre Glück zu kennen, oder zu wünschen, statt der Glückseligkeit. Gewöhnlich ist es nur das Uebermaß des Elendes oder der Verzweiflung, welches bey den Nationen jenen finstern Humor, den Vorläufer

der

der Revolutionen, die ihren Unterdrückern oft so nachtheilig sind, hervorbringt.

Ein unwandelbares Glück, das nichts zu trüben im Stande wäre, ist ein wahres Hirngespinnst. Eine vollkommene Glückseligkeit verträgt sich nicht mit der Natur eines Geschöpfes, dessen schwache Maschine einer Zerrüttung unterworfen ist, und dessen erhitzte Einbildungskraft sich nicht immer von der Vernunft leiten lassen kann. Bald zu genießen, bald zu leiden, dies ist das Loos des Menschen; öfter genießen als leiden, darin besteht das Glück.

Wir erkennen den Werth der Gesundheit erst dann, wenn wir derselben beraubt sind. Die täglichen Vergnügungen, die aus unsern befriedigten Bedürfnissen entspringen, werden bald vergessen, und öfters für nichts gerechnet. Wir genießen während des Laufes unsres Lebens einer unendlichen Menge einzelner Freuden; auf die wir, weil wir ihrer gewohnt werden, gar nicht achten; wir sind also glücklich ohne daß wir es wissen. Wird uns hingegen nur die geringste Freude genommen, wird nur ein Wunsch uns versagt; gleich halten wir uns für unglücklich; wir gerathen in Zorn gegen das Schicksal, wir finden es ungerecht, wir sehen den Tag, an welchem wir leiden, als einen unglücklichen Tag an, und wünschen ihn abzuschneiden von unserm Leben.

So beklagt sich der Mensch, den seine Natur nöthigt, immer das Gute zu lieben und das Uebel zu verabscheuen, oft mit Unrecht, und scheint unzufrieden mit seinem Schicksale, sobald seine natürlichen Regungen nicht von der Vernunft gehörig in Ordnung gebracht und verbessert worden sind. Das geringste Uebel verzögert ihm die größte Summe von Freuden; eine einzige

ge verdrüssliche Minute, ein einziger mißvergnügter Augenblick verursacht, daß er eine ganze Reihe glücklicher Jahre verliert. Wenn der Mensch seine Vernunft gebraucht; so würde er einsehen, daß er schuldig sey, geduldig zu ertragen die Uebel, die abzumenden nicht in seiner Macht stehet. Er würde fühlen, daß der Schmerz nothwendig sey, um uns zu warnen, ihn zu vermeiden; er würde erkennen, daß das Uebel dazu be trägt, ihm das Gute desto fühlbarer zu machen, das sich mit uns selbst gleichsam vermischt, und das wir aus Gewohnheit nicht fühlen. Derjenige, der wünschte nie das Uebel zu empfinden, würde einem Menschen gleichen, der seine Glückseligkeit darin setze, in einem ununterbrochenen Schlafe zu sehn. Ein beständiges Wohlfeyn würde die Seele in eine traurige Erschlaffung, Unthätigkeit und Erstarrung versetzen.

Das Unglück ist, sagt man, der große Lehrer des Menschen. Und wirklich verschafft es ihm auch Erfahrung; es nöthigt ihn seine Kräfte aufzubieten, um sich aus dem Elende herauszuhelfen. Erst dann, wenn die Völker die schädlichen Wirkungen ihrer Laster, ihrer Vorurtheile, ihrer schlechten Regierungsverfassungen, ihrer Geseze, ihrer unvernünftigen Gebräuche zu ihrem Nachtheile werden erfahren haben, erst dann werden sie lernen sie zu verbessern. Erst durch eine Reihe von begangenen Thorheiten werden ihre Beherrscher weise werden und ihre wahren Vortheile kennen lernen; sie werden dereinst einsehen, daß dasjenige, was zu allen Zeiten die Unterthanen unglücklich gemacht hat, unmöglich jemals das Glück ihre Beherrscher befördern kann.

So lehrt uns die Vernunft, selbst das Unglück zur Beförderung unsres Glückes anzuwenden. Dem

N

31

zu Folge gibt sie uns den Rath, die Uebel zu ertragen, die wir oft nicht würden abwenden können, ohne uns noch größere auf den Hals zu ziehen. Sie warnt uns vor der Beschleunigung einer Heilung, welche die Zeit und die Geduld allein bewirken kann. Sie flößt uns Muth ein; sie sagt uns, wir sollen sowohl für uns als für alle Nationen auf ein günstigeres Schicksal hoffen, daß nur die Wirkung der Aufklärung und der Tugenden seyn kann. Wenn Unwissenheit, Mangel an Erfahrung, Irrthum die eigentlichen Ursachen des Elendes des menschlichen Geschlechts sind; wenn ungerechte Regierungen und Vorurtheile aller Art für dasselbe Eoens Apfel oder die Büchse der Pandora gewesen sind; so bleibt ihm doch noch Hoffnung übrig; diese muß es trösten; sie zeigt ihm in der Ferne ein angenehmeres Loos; sie läßt es von weitem erkennen, daß mit Hülfe der Wahrheit die Menschen, wenn sie gleich nicht vollkommen glücklich seyn können, doch weniger unglücklich seyn werden, als sie bisher gewesen sind.

Die Quelle der Unzufriedenheit unter den Menschen kommt daher, weil sie in ihren Rechnungen nicht gar zu richtig sind, und zwar ein sehr genaues Verzeichniß der Uebel, ein sehr ungetreues hingegen des Guten, welches das Leben ihnen darbietet, halten. Im Grunde aber sehen sie doch, sie mögen auch noch so unglücklich seyn, die Existenz als ein Gut an, und nur sehr wenige unter ihnen entschließen sich, das Leben zu verlassen, über welches sie sich unaufhörlich beklagen. Niemand ist mit seinem Schicksale zufrieden, und Jedermann überredet sich, daß das Schicksal der Uebri en beneidenswerther ist. Auf die Art scheint das Loos der Könige, der Großen, der Reichen, denjenigen, welche sie in der Ferne betrachten, der höchste Gipfel der Glückseligkeit zu seyn. Allein man dürfte nur diese Menschen, welche

che Jedermann einstimmig für so glücklich hält, in der Nähe sehen, um seines Irrthums in Ansehung des Glücks, das man ihnen so unüberlegt zuschreibt, inne zu werden. Der Arme, der sie beneidet, würde bald gewahr werden, wie Kummer, Unruhe, Can erwecke uns aufhörlich sie quält, und gewiß vergnügt in seine niedrige Hütte zurückkehren.

Obgleich nur sehr wenige Leute auf dieser Welt zufrieden scheinen mit der Stelle, auf welche das Schicksal sie gesetzt hat; obgleich ein Jeder sich in die Stelle des Andern versetzt zu sehen wünscht; so ist doch vielleicht kein einziger Mensch auf der Erde, der ohne die geringste Einschränkung darein willigte, seine wirkliche Lage mit der Lage der Personen, die er für die glücklichsten hält, zu verwechseln. Seine Existenz mit der Existenz eines Andern vertauschen, würde heißen sich in diese andre Existenz verwandeln, würde heißen sich selbst entsagen, ein Opfer, zu welchem sich wohl kein Sterblicher verstehen dürfte, aus Furcht dabey zu verlihren. Wenn wir wünschen an der Stelle eines Andern zu seyn; so behalten wir uns immer etwas vor, wir wünschen nur, seine Macht, seine Reichthümer, seine Talente, seine Fähigkeiten zu besitzen, zu desto leichterer Befriedigung der Leidenschaften oder der Neigungen, die wir haben und die wir behalten wollen, weil wir sie für unsre Glückseligkeit für unentbehrlich halten. Wir wollten, daß unser Geist, das heißt unsre Art zu sehen und zu denken, so zu sagen in den Körper desjenigen, den wir beneiden, übergehn; möchten aber nicht, daß der seinige darin bliebe. Nur unsre Meinungen, unsre Leidenschaften, unsre Ideen sind es, denen wir den meisten Werth belegen; wir halten sie für besser als die Ideen aller übrigen Leute, und wenn wir uns das Loos eines Andern wünschen; so geschieht dies blos in der

Absicht, um dadurch in den Stand zu kommen, sie mit desto größerer Freiheit in Ausübung bringen zu können. So dient daher die wohl oder übel gegründete Achtung, die wir von uns selbst haben, dazu, den Neid zu mäßigen, den wir gegen diejenigen, die wir für glücklicher halten als uns, hegen. König zu seyn wünschen, heißt die Macht eines Königs wünschen, um seine Neigungen befriedigen zu können.

Man glaube ja nicht, daß die Fürsten und die Großen der Erde eine reinere Glückseligkeit genießen als die übrigen Sterblichen; sie lassen es uns nicht sehen, was hinter dem Vorhange vorgeht; *) aber durch Nachdenken erräth man es leicht; und alles beweiset, daß, wenn sie nicht eine ihrem Stande angemessene große Seele haben, sie oft sehr elend sind. Und wirklich sehen wir, daß sie gewöhnlich die allerunrichtigsten Ideen von Glückseligkeit, von Macht, von Ruhm haben; daß die Wahrheit sie fast nie aufklärt; daß, während sie unaufhörlich bemüht sind, Unglückliche zu machen, sie doch deswegen selbst nicht glücklicher sind, daß, ob sie gleich alles in Händen haben, was zur Beförderung ihrer eignen Glückseligkeit erforderlich ist, sie doch gar keinen Gebrauch davon zu machen wissen; kurz, daß sie oft dahin gebracht sind, das niedrige Glück derjenigen, welche das Schicksal in dem verächtlichsten Stande hat gebühren werden lassen, zu beneiden.

Wäre ich König — vorausgesetzt, daß die Krone mein Herz nicht umänderte — ich glaube, ich würde mich glücklich machen. Ganz voll von Liebe für meine Völker glaube ich, daß sie mich wieder lieben würden. Da es mir wenig schmeicheln würde, über ver-
wor-

*) Vitae post - scenia celant. Lucret.

worfene und muthlose Seelen zu herrschen, würde ich sie genießen lassen der Freiheit, auf welche ihre Natur ihnen gegründete Rechte gibt. Dadurch würde ich mich umringt sehen von thätigen, arbeitsamen, industriösen Bürgern, denen das Vaterland theuer wäre und die gewiß segnen würden den Herrn, in welchem sie die Quelle ihrer Glückseligkeit erblickten. Mit einem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst und gegen diejenigen, die ich um mich hätte, bewafnet, würde ich das Gesetz allein regieren lassen, und dieses Gesetz sollte das Organ der Gerechtigkeit, nicht der Leidenschaft oder des Eigensinnes seyn. Mein Interesse sollte nicht getheilt seyn vom Interesse meines Volks, weil ich immer fürchten würde, daß von dem Ueberflusse, von der Macht, von der Tugend meines Volks abhinge meine Hoheit, meine Glückseligkeit, und meine persönliche Sicherheit. Das Vertrauen meiner Untertanen würde mich in den Stand setzen, ohne Gewaltthätigkeit über ihre Herzen eine uneingeschränkte, eine festere Gewalt zu üben als jene, die uns besoldete Armeen geben können. Ich würde nicht durch Eroberungen meinen wahren Ruhm und das Wohl meiner Nation in Gefahr setzen, um mir das ungegründete Recht zu erwerben, über Elende zu herrschen. Ich würde mich begnügen glücklich zu seyn in meinen Statten, dadurch daß ich Menschen darin glücklich machte. Wenn ich so jeden Augenblick meiner Regierung durch Sorgfalt fürs Beste meines Volks und durch Wohlthaten bezeichnete, würde ich mit mir selbst zufrieden leben; nie sollte langeweile sich meiner Person nähern, ich würde mir dadurch Ansprüche auf die Achtung eines ganzen Volks erwerben; ich würde das Recht haben, mich selbst hochzuachten. Nützliche Talente, gutes Verhalten, Rechtschaffenheit würde ich belohnen; Nur die Feinde der Tugend würden meine Feinde seyn; und wenn diese Feinde zu zahlreich

und zu mächtig würden; so würde ich vom Throne herabsteigen, und mich mit Veranügen wieder unter die Bürger mischen, wo nichts mir den Ruhm absprechen könnte, daß ich wenigstens mich bestrebt hätte, meinen Nebenmenschen Glückseligkeit zu verschaffen.

Man braucht, um glücklich zu seyn, weder Monarch noch Groß zu seyn: ein jeder Mensch kann es seyn in seiner Sphäre. Die Natur hat Alles für uns gethan, wenn sie uns einen gesunden Körper, empfindende Organe, und gemäßigte Leidenschaften gegeben hat. Nichts fehlt zu unsrer Glückseligkeit, wenn unsre Lage uns die Mittel an die Hand gegeben hat, mit Nutzen zu bearbeiten den Boden, den wir aus ihren Händen erhalten haben. Diese Natur gibt uns ein glückliches Temperament; die Cultur macht uns zu vernünftigen Wesen, und die Vernunft lehrt uns, daß ein geselliges Wesen nicht selbst glücklich seyn kann, wenn es nicht zugleich auf die Wesen um sich her Glück verbreitet.

Eine Nation ist glücklich, wenn sie den größern Theil der Menschen, aus denen sie bestehet, in den Stand setzt, der Güter zu genießen, wodurch ihre Verbindung angenehm wird. Die beste Regierung ist diejenige, welche über alle Glieder der Gesellschaft das Glück in so gleichem Maaße, als es nur möglich ist, zu vertheilen sucht. Der Bürger genießt alles dessen, was er mit Recht verlangen kann, wenn er billigen Gesetzen unterworfen ist, die ihm seine Person, sein Eigenthum, seine Freiheit sichern. Er hat keinen Grund zur Klage, wenn er, selbst gezwungen gerecht zu seyn, sieht, daß es keinem Andern erlaubt ist, ungerecht gegen ihn zu seyn: er ist alsdann verbunden, den Staat zu lieben, ihn aufrecht zu erhalten, ihn zu vertheidigen, weil sein Wohl mit dem Wohl des Staats genau verbunden ist.

ist. Die Freiheit, in der er lebt, und die man ihm nicht rauben kann, läßt ihm alle seine Thätigkeit und öfnet seiner Industrie ein weites Feld. Des Rechts, Andern Schaden zuzufügen beraubt, kann auch ihm Niemand Schaden zufügen; besitzt er Talente, die Andern vorthellhaft sind; so kann er Anspruch auf ihre Achtung machen, und in dem süßen Gefühle des Ruhms leben, ein Bürger zu seyn, den seine Mitbürger schätzen und lieben.

Ein jeder Mensch ist im Stande, in seiner Familie, in seinem Hause, in den Gesellschaften, die er besucht, sich Glückseligkeit zu verschaffen. Wenn er will, daß seine Frau, seine Kinder, seine Verwandten, seine Freunde, sein Gesinde zu seinem Wohle etwas beitragen und ihm diejenigen Gesinnungen, die er wünscht, äußern sollen; so muß er selbst bedenken, daß die Gerechtigkeit fodert, sie durch sein eignes Betragen zu reizen, sich seinen Absichten zu fügen. Alles beweiset ihm, daß Liebe Liebe erzeugt; daß Güte, Gewissenhaftigkeit, Treue, Rechtschaffenheit, Wohlthaten Rechte auf die Herzen der Menschen geben, und daß das Glück, das wir über sie verbreiten, wieder auf uns selbst zurückströmt. Daraus folgt, daß, um der häuslichen Glückseligkeit zu genießen, jeder Mensch seyn muß ein wachsamer Vater, ein zärtlicher und gereiner Gatte, ein folgsames und gelehriges Kind, ein aufrichtiger Freund, ein billiger und nachsichtsvoller Herr, gerecht gegen Jedermann, und wohlthätig, wenn die Umstände es ihm zu seyn erlauben. Mit einem Worte, Alles vereinigt sich, um es uns fühlbar zu machen, daß es keine Glückseligkeit gibt ohne die Tugend, welche die allgemeine Glückseligkeit sowohl als die besondere des einzelnen Menschen bestimmet.

Diese Betrachtungen können nun dazu dienen, unsre Ideen vom höchsten Gute oder von den verschiedenen Meinungen, welche sich die Moralisten von der Glückseligkeit gemacht haben, fest zu stellen. In den Schilderungen, die sie davon entworfen haben und in den Mitteln dazu zu gelangen, ist ein Jeder von ihnen seinem eignen Temperamente, seinem eignen Charakter, seiner Einbildungskraft und seinen Vorurtheilen gefolgt. Ein Theil hat es in dem Vergnügen und in der Wohlthat gesetzt; ein andrer in der Vermeidung der Vergnügungen und in einer völligen Entsagung alles dessen, was unsern Aufenthalt in dieser Welt angenehm machen kann. Einige haben uns gerathen, keine Leidenschaften zu nähren, keine Wünsche zu thun, uns ganz gefühllos zu machen und uns an nichts zu hängen. Andre hingegen haben die Unnehmlichkeiten vorgezogen, deren eine gefühlvolle Seele genießt, selbst auch mit allen den Leiden, deren sie uns empfänglich macht. Andre, die sich über das beständige Murren, das sie von Menschen hörten, die mit ihrem Schicksale unzufrieden waren, betrübten, haben die traurige Entscheidung gegeben, daß das Glück nicht für diese Erdbewohner sey, und daß sie nur in einem andern Leben sich schmeicheln könnten desselben theilhaftig zu werden. Andre hingegen haben eingesehen, daß das Glück wirklich für den Menschen gemacht sey, daß er es unaufhörlich aufsuchen müsse; daß, wenn es ihm nun auch nicht beschieden wäre, einer ununterbrochenen und dauerhaften Glückseligkeit zu genießen, sein Leben ihm doch in der Regel mehr Freuden als Leiden darbiete: daß selbst das Uebel einigermassen ihm zum Besten gereiche, indem es ihn nemlich sehr kräftig aufmuntere, dasselbe von sich zu entfernen, und so seine Lage zu verbessern. Einige Misanthropen haben beim Anblicke der Unordnungen, der unzähligen Hindernisse, der vielen einander widersprech-

sprechenden Leidenschaften geglaubt, daß der Mensch, um glücklich zu seyn, die Gesellschaft fliehen müsse, und sogar behauptet, daß, wenn er recht glücklich seyn wollte, er wohl thun würde, in die Wälder zurück zu kehren und wieder in den Stand der Wildheit zurück zu treten. Indem sie sich über die Laster, die Verbrechen, die Treulosigkeit, die Undankbarkeit, und die Ungerechtigkeiten der Menschen entfekten, haben sie geglaubt, daß man gänzlich mit ihnen brechen und sie ihrem ungünstigen Schicksale überlassen müsse.

Aber die Gesellschaft ist unentbehrlich zum Glücke des Menschen; ein einsames und wildes Leben würde ihn einer unendlichen Menge von Freuden und Annehmlichkeiten berauben, denen er nicht entsagen könnte, ohne sich ganz unglücklich zu machen. Die Misanthropie, diese Frucht eines unzufriednen Temperaments, ist nichts weniger als eine wünschenswürdige Neigung: die Vernunft will, daß wir die Menschen so nehmen, wie sie sind. Ihre Leidenschaften sind nothwendig; sie haben alle die Glückseligkeit zum Gegenstande; ein Jeder sucht dieselbe nach seiner Art auf; allein aus Mangel gehöriger Einsicht irrt man sich sehr oft sowohl in Ansehung der Dinge selbst, worin man diese Glückseligkeit setzt, als auch in Ansehung der Mittel, die man anwendet, um sie zu erreichen. Bey jedem Schritte vergißt man, daß man Mitverbundene oder Mitarbeiter hat, die bestimmt sind, das ihrige zu unsrer Glückseligkeit beizutragen; die sich aber nur unter der Bedingung dazu verstehen, daß man sich auch mit der ihrigen beschäftige: man betrügt sich gerade als ob man sich selbst genug seyn, sich selbst ganz allein glücklich machen könnte.

Der Mensch ist aber der Erfahrung und der Vernunft empfänglich. Wenn er sich irrt; so müssen wir

daraus schließen, daß seine Vernunft nicht gehörig geübt worden ist. Wenn die Sittenlehre zu seiner Glückseligkeit etwas beiträgt; so ist es dadurch, daß sie ihn aufmerksam macht auf seine Verhältnisse, in welchen er mit seinen Nebenmenschen steht; daß sie ihm unwidersprechlich beweiset, daß er nicht glücklich seyn kann, als wenn er die Pflichten, die aus diesen Verhältnissen entstehen, erfüllt; daß sie ihn zeigt, daß es ihm unmöglich sey, den vorgesezten Zweck zu erreichen, wenn er nicht solche Mittel dazu anwendet, die durch die Natur der Dinge selbst dazu bestimmt sind; daß sie ihm endlich fühlbar macht, daß unter allen Projekten, die der Mensch nur machen kann, dieses das allerunausführbarste ist, ohne Benhülfe irgend eines Andern nemlich zu der gewünschten Glückseligkeit gelangen zu wollen.

Der Zweck der Moral muß also nicht der seyn, die Menschen von einander zu entfernen, ihnen einen Widerwillen gegen die Gesellschaft beizubringen, sie wiezder in den Stand der Wildheit zurück zu führen; sondern vielmehr ihre Interessen zu vereinigen; ihre unrichtigen Meinungen, die sie von einander trennen, zu berichtigen; zu bewirken, daß die Leidenschaften und die Wünsche Aller sich vereinigen zur Beförderung des Wohls Aller; und endlich sie dahin zu vermögen, alle ihre Kräfte zu vereinigen, um gemeinschaftlich an der allgemeinen Glückseligkeit zu arbeiten. Aus dem, was vorher gesagt worden ist, kann man ersehen, daß die Sittenlehre sehr oft ihren Zweck verkannt hat. Der Aberglaube und öfters eine eben so traurige Philosophie scheinen es sich recht vorgenommen zu haben, dem Menschen allen Muth zu benehmen, seine Thätigkeit zu unterdrücken, ihn zu betrüben, ihn ganz unnütz für seine Nebenmenschen zu machen; mit einem Worte, ihn von allen Geschöpfen abzusondern, damit er nur daran ar-

betz

beiten könne, sich ein eingebildetes Glück zu verschaffen, das er doch niemals erreichte. So scheint auch eine unarechte und falsche Politik sehr wirksam daran gearbeitet zu haben, die Interessen der Menschen zu theilen, unter ihnen einen immerwährenden bürgerlichen Krieg zu erregen und eine traurige und schädliche Eifersucht, die sie unaussprechlichen Streitigkeiten aussetzte, und sie ohne alle Vertheidigung denen überlieferte, die sie unterjochen wollten.

So scheinen nun die Religion und die Regierung, diese beyden so mächtigen Triebräder, ihre Macht mit einander verbunden zu haben, um dem Zwecke der menschlichen Gesellschaft entgegen zu arbeiten, und um der Glückseligkeit der Nationen Hindernisse in den Weg zu legen. Die eine hat aus dem Menschen nichts als einen Sklaven ohne alle Energie gemacht, der von ihren Schrecken niedergedrückt ist, den man lehrte, sein eigenes Glück zu fürchten, ja dem man so gar verbot, nur daran zu denken. Die andre wollte aus ihm einen Sklaven machen, der seine Interesse ganz von dem Interesse seiner Mitsklaven trennte, damit ihre von einander abgesonderten Leidenschaften sie verhinderten, sich gegen diejenigen zu vereinigen, welche den unsinnigen Vorsatz gefaßt hatten, sich selbst auf Kosten des Glückes Aller Uebrigen glücklich zu machen.

Wir dürfen uns daher gar nicht wundern, daß die Menschen, da sie durch so mächtige Triebräder aufgeregt wurden, sich von ihren unordentlichen Leidenschaften berauschen ließen und fast nie einen richtigen Begriff von der Glückseligkeit hatten. Wie hätte wohl die Vernunft ihre Stimme Geschöpfen hörbar machen können, die durch die Leichtgläubigkeit den Verstand verlohren hatten, und von leeren Hirngespinnsten eingenom-
men

men waren, in denen man sie ihre Glückseligkeit suchen lehrte? Die Vorurtheile, die sie von Kindheit an eingelegten, die schlechten Beispiele, die sie beständig vor Augen hatten, die unrichtigen Ideen, womit ihre Köpfe von allen Seiten her angefüllt wurden, bewogen sie, nach Kleinigkeiten zu jagen, denen sie ihr Wohl, ihre Ruhe, ihre Freyheit, ihre Sicherheit aufzuopfern sich für verbunden hielten. Die Gesellschaft, die sie glücklich machen sollte, that ist weiter nichts, als daß sie Feinde einander näherte, die geneigt waren einander zu schaden und die nur immer darauf dachten, sich einander entgegen zu arbeiten und sich die Spielwerke aus den Händen zu reißen, worin sie ihr höchstes Gut setzten. So ist also die Gesellschaft, statt ihre Zufriedenheit zu bewirken, der Kampfplatz ihrer unordentlichen Affekten und ihrer Streitigkeiten geworden: ihre bürgerlichen Einrichtungen und ihre Vorurtheile fachten ihre Leidenschaften für die nemlichen geringfügigen Gegenstände an: sie schlugen sich wegen Reichthümer, wegen Ehrenstellen, wegen Vorzüge, wegen Aemter, wovon sie nie einen vortheilhaften Gebrauch für sich zu machen lernten. Der Neid war für sie eine ewige Marter; sie wurden falsch, treulos, heimtückisch, Lügner, weil sie sich genöthigt sahen, ihren Nebenbuhlern ihre Absichten zu verhehlen, und sich krummer und ungerader Wege zu bedienen, um diejenigen zu hintergehen, welche die nemliche Laufbahn gingen. Die Kunst in Gesellschaft zu leben, war nunmehr weiter nichts als die Kunst, seine Nebenmenschen zu betrügen, um sie zu seinen eignen Absichten zu gebrauchen; das persönliche Interesse lag beständig im Krieg mit dem allgemeinen Interesse. Der Bürger ward der offenbare oder heimliche Feind seiner Mitbürger. Er hielt sich für verbunden, sich von ihnen zurück zu ziehen, wenn er der schwächere war; er wagte es nicht, seine Projekte bekannt zu

ma

machen, aus Furcht, daß man ihnen entgegen arbeiten möchte; seine Wünsche erstreckten sich auf Gegenstände, die von jedem Andern eben so eifrig gewünscht wurden, und die ein Jeder ausschließungsweise besitzen wollte. Dies ist der wahre Grund, warum die Gesellschaft ist so unleidlich geworden ist, daß niedergeschlagene Grübler geglaubt haben, das gesellschaftliche Leben wäre der Natur des Menschen zuwider, und das Klügste, was man thun könnte, wäre, ganz und gar Verzicht darauf zu thun.

Sechzehntes Kapitel.

Vom gesellschaftlichen Leben. Vom Stande der Natur. Vom Stande der Wildheit.

Die Gesellschaft ist für die Glückseligkeit des Menschen zuträglich und nothwendig; er kann sich nicht ganz allein glücklich machen: ein so schwaches Geschöpf, das so viele Bedürfnisse hat, erfordert alle Augenblicke Hülfe und Beystand, den es sich nicht selbst geben kann. Nur allein durch den Zutritt seiner Mitgeschöpfe setzt es sich in den Stand, den Schlägen des Schicksals zu widerstehen, und den physischen Uebeln abzuhefeln, denen es nun einmal nothwendig ausgesetzt ist. Durch Andre gereizt und unterstützt, entwickelt sich seine Industrie; seine Vernunft klärt sich auf; es gelingt ihm, das moralische Uebel zu bekämpfen, das nichts anders als die Frucht seiner Unwissenheit und seiner Vorurtheile ist. Mit einem Worte, der Mensch ist, wie schon oben gesagt worden ist, in der ganzen Natur das nützlichste Geschöpf für den Menschen.

Man

Man höre also ja nicht auf eine nützlose Philosophie, die uns einlabet, die Gesellschaft zu fliehen, dem Umgange der Menschen zu entsagen, wieder in die Wälder zurückzukehren, wo unsre Altväter lebten, um daselbst wie sie den Thieren unsre Nahrung abzugewinnen. Wenn die Sache auch wirklich ausführbar wäre; wenn man auch civilisirte Menschen dahin bringen könnte, daß sie die Ideen, die Meinungen, die Gewohnheiten, das Angenehme und die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens vergäßen; wenn man sie auch wirklich wieder in den Stand des Thieres zurückführen könnte, von dem sie ursprünglich nicht viel unterschieden waren; wenn, sage ich, man dieses höchst sonderbare System auch wirklich einführte, so würde man dadurch dem Menschen seine Natur doch nicht ausziehen, seine Seelenkräfte nicht vernichten, ihm seine Wünsche, seine Thätigkeit, seinen natürlichen Hang zur Vervollkommenung seines Schicksals, seine Neugierde, seine Unbeständigkeit nicht rauben; sondern er würde nach und nach durch alle diese Veränderungen wieder durchgehen; er würde die Laufbahn seiner Voreltern von vorn anfangen, und nach einigen Jahrhunderten sich wieder eben da befinden, wo wir ihn jetzt sehen.

Der Mensch fängt damit an, daß er Eichen ist, und den Thieren seine Nahrung abgewinnt; und hört damit auf, daß er die Himmel ausmisst. Nachdem er den Acker bearbeitet und besäet hat; erfindet er die Messkunst. Um sich gegen die Kälte zu schützen; bedeckt er sich anfänglich mit der Haut der Thiere, die er erlegt hat; und nach einigen Jahrhunderten sieht man ihn Gold und Seide dazu in einander wirken. Eine Höle, ein hohler Baum sind seine ersten Wohnungen, und am Ende wird er Baumeister und führt Palläste auf. Seine vervielfältigten Bedürfnisse vermehren sei-

ne Industrie; er sieht sich genöthigt, seinen Verstand anzustrengen, und durch die Kette, welche alle menschlichen Kenntnisse mit einander verbindet, entdeckt er nach und nach alle Wissenschaften und Künste. Was nicht geradezu nützlich ist für seine Bedürfnisse, dient wenigstens seine Neugierde zu befriedigen, ein Bedürfniß, das immer wieder von neuem auflebt und nie vollkommen befriedigt werden kann. Nachdem er nun so sein Feld ausgemessen hat; mißt er auch die Gewölbe des Himmels und will die Bewegungen der Himmelskörper, die sein Auge nur mit Mühe entdeckt, seinen Regeln unterwerfen. Unter seinen Händen wird der Baum zur Säule, die Höle zum Pallaste, der Rasen zum weichen Polster, die stinkende und schmutzige Thierhaut zum prächtigen Stoff. Von allen diesen verschiedenen und von einander so abweichenden Schritten ist er durch seine Natur geleitet, die ihn unablässig antreibt, seinen Zustand vervollkommen und angenehmer zu machen. Nachdem er lange Zeit der Ueberlegung beraubt gewesen ist; fängt er an zu denken; nachdem er lange durch seine Vernunftlosigkeit gelitten hat, bildet er seine Vernunft aus; nachdem er lange in der Finsterniß herumgeirrt hat; sucht er die Wahrheit; er entdeckt sie mit Mühe, und findet endlich in ihr das Heilungsmittel für seine Uebel.

Man behauptet, der Wilde sey weit glücklicher als der civilisirte Mensch. Allein worin besteht denn seine Glückseligkeit, und was ist denn eigentlich ein Wilder? Er ist ein starkes Kind, aller Hülfquellen, aller Erfahrung, aller Vernunft, aller Industrie beraubt, das unaufhörlich vom Hunger und vom Elende gequält wird, das sich jeden Augenblick genöthigt sieht, wider die wilden Thiere zu kämpfen, das überdem kein andres Gesetz kennt als seinen Eigensinn, keine andre Regel als

seine gegenwärtigen Leidenschaften, kein andres Recht als die Stärke, keine andere Tugend als die Verwegenheit. Es ist ein hitziges, unbedachtsames, grausames, rachsüchtiges, ungerechtes Geschöpf, das keinen Zügel leidet, das nicht an den folgenden Tag denkt, das alle Augenblicke in Gefahr steht, entweder ein Opfer seiner eignen Thorheit oder der Wildheit der vernunftlosen Geschöpfe, die ihm gleichen, zu werden.

Das Leben des Wilden, oder der Stand der Natur, zu welchem gallsüchtige Gräbler die Menschen haben zurückführen wollen, das goldne Zeitalter, das die Dichter so sehr erhoben haben, sind im Grunde nichts als ein Stand des Elendes, der Schwachheit, der Unvernunft. Uns auffodern in diesen Stand zurückzukehren, heißt eben so viel, als wenn man uns sagte, wir sollten in den Stand der Kindheit zurücktreten, wir sollten alle unsre Kenntnisse vergessen, wir sollten die Einsichten entzagen, die unser Geist sich hat erwerben können: während unsre Vernunft zu unserm Unglücke noch so wenig, selbst bey den allercivilisirtesten Nationen, entwickelt ist.

Das männliche Alter ist der menschlichen Natur so gut angemessen, als das Alter der Kindheit und der Schwachheit. Die Neigung seiner Natur bringt den Menschen zur Beharrlichkeit, in Gesellschaft zu leben: indem sie ihm Bedürfnisse gibt, macht sie ihm gesellig und verbietet ihm, roh und wild zu seyn.

Die meisten von denen, welche uns von einem Stande der Natur vorreden, scheinen sich gar keinen Begriff davon gemacht zu haben. Verstehen sie etwa darunter einen von allen Verbindungen, von allen Verhältnissen, von allen Pflichten entblößten Stand? —

W

Allein ein solcher Stand ist nirgends als in unserm Einbildung wirklich. Ein jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter, folglich ist er die Frucht einer Gesellschaft, die wenigstens in seiner Kindheit, nothwendig war zu seiner Erhaltung und zu seinen Bedürfnissen. Noch in der Folge empfindet er bey mehr als einer Gelegenheit, wie sehr er ihrer bedarf, es sey nun aus Gewohnheit, um seine Wünsche dadurch zu befriedigen, oder um sich seine Arbeit zu erleichtern, oder um sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen. So war also der Mensch selbst in dem Stande, den man den Stand der Natur nennt, gewissen Pflichten unterworfen, und sah sich genöthigt, sie gegen diejenigen zu erfüllen, die, wie er fand, zu seiner eignen Glückseligkeit nothwendig waren.

Die menschliche Vernunft, welche zu ihrer Ausbildung und zu ihrer Uebung vielfältige Erfahrungen und wiederholtes Nachdenken erfordert, kann nur die Wirkung des gesellschaftlichen Lebens seyn. Indem wir unter den Menschen leben, sind wir im Stande, unsern Verstand und unser Herz auszubilden, das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Schädlichen, die Ordnung von der Unordnung unterscheiden zu lernen. Der isolirte Mensch erwirbt sich nur sehr wenig Ideen; ohne Vertheidigung ist er jeden Augenblick tausend Gefahren ausgesetzt, denen er nicht entgehen kann. Der in Gesellschaft lebende Mensch setzt seine Kräfte in Bewegung; seine Thätigkeit entwickelt sich; sein Geist wird mit einer Menge von Ideen angefüllt; sein Herz lernt fühlen. Der tägliche Umgang bereichert ihn mit Gedanken und entdeckt ihm die Gefinnungen seiner Nebenmenschen. Kömmt es darauf an, eine Gefahr abzuwenden, oder ein Unternehmen auszuführen; so findet er bald Unterstützung in der Industrie, in der Erfahrung, in dem

D

Ben:

Bestande der übrigen Mitglieder der Gesellschaft. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, desto mehr Thätigkeit, desto mehr Einsichten, desto größere Industrie, desto mehr Laster und Tugenden hat sie, und desto mehr Hülfe und Unterstützung findet der Mensch darin. Der Wilde ist ein Wesen ohne Ideen, ohne Verstand, ohne Tugend, ohne Rettungsmittel, dessen Wohl in nichts als in einer gänzlichen Unwissenheit alles dessen besteht, was ihm noch das Leben angenehm und bequem machen könnte.

Selbst die Nationen, die für die civilisirtesten gelten, behalten zu ihrem Unglücke nur zu viele Spuren von dem Stande der Wildheit, und von ihrer ursprünglichen Rohheit und Vernunftlosigkeit. Leben nicht ihre Oberhäupter, wie ächte Wilden, immer untereinander in einem Zustande der Anarchie, den sie Stand der Natur nennen? Da doch nichts der Natur verständiger und vernünftiger Wesen mehr zuwider ist als dieses. Ihre unaufhörlichen Kriege; ihre oft so ungerechten und kindischen Streitigkeiten; die unbedachtamen Leidenschaftlichkeiten, und die eigensinnigen Launen, denen diese Oberherren so leichtsinnig ihre eigne und ihrer Unterthanen Glückseligkeit aufopfern; zeigt dieses Alles zusammen genommen nicht deutlich genug, daß sie größtentheils noch Cariben und wahre Cannibalen sind? Beweisen die vorgeblichen Rechte, die sie sich durch Gewaltthätigkeit und durch Eroberung verschaffen, nicht hinlänglich, daß diese civilisirten Caziken öfters keine deutlichen Ideen von Gerechtigkeit und Billigkeit haben als die americanischen Caziken? Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist der, daß diese nur über wenige unregelmäßige und schlecht disciplinirte Horden herrschen; während den erstern ganze Armeen von Sklaven zu Gebote stehen, welche die Kunst gelernt haben, nach eigenem

nen Regeln Länder zu verheeren, und Nationen zu erwürgen.

Der herrschende Aberglaube, die Negierungsarten, die Geseze, die Vorurtheile der posizirtesten Nationen schmecken noch gar sehr nach dem Stande der Natur und tragen sehr deutliche Spuren von dem gewaltsamen, unvernünftigen und unvorsichtigen Charakter der Wilden an sich. Steht nicht wilder Muth und Stärke bey uns in eben so grosser Achtung, als bey unsern barbarischen Vorfätern? Haben wohl die strengsten Geseze und die schrecklichsten Drohungen der Religion die alte Wildheit entwurzeln können, welche die Duelle fortpflanzt? Billigt nicht die äußerst verdorbne herrschende Meinung diese Handlungen der Barbaren und der Rache, welche die Menschlichkeit und die Billigkeit mit gleicher Stimme verdammt? So sehr widersetzen sich unsre wilden Meinungen und unsre grausamen Gewohnheiten der Macht der Götter und der Könige. Wie viele Wilde zeigen sich nicht mit Ehren in den allerzivilisirtesten Gesellschaften!

Wenn Gesezgeber und Eroberer es dahin gebracht haben, daß sie dumme und rohe Menschen glauben machten, sie wären Abgesandte, Dolmetscher, oder gar Kinder der Götter; sehen wir dagegen nicht noch heut zu Tage aufgeklärte Völker, die man auf eine ähnliche Art hintergeht? Werden nicht noch ist die Priester als Organe der Gottheit betrachtet? Haben sie nicht das Recht, die Leidenschaften der Unterthanen gegen die Oberherren, und der Oberherren gegen die Unterthanen, wenn sie sich ihren himmlischen Lehren widersetzen, aufzuwiegeln? Wenn die Incas die Peruvianer überredeten, sie wären Söhne des Gottes des Tages; maßen sich dagegen nicht noch ist Oberherren göttliche Rechte

te an, gegen welche die Nationen nicht reclamiren dürfen? Bilden sich nicht endlich die Nationen, die von den Oberhäuptern, die sie sich gegeben haben, herabgewürdigt und mit Füßen getreten werden, ein, daß ein reineres Blut in ihren Adern fließe und daß diejenigen, welche sich ihnen nähern dürfen, von einem andern Stoffe, als die übrigen Menschen, geformt seyn?

Wenn sich gleich die Menschen in vielen Stücken von der Dummheit der ersten Gesellschaften entfernt haben, und sie dadurch selbst glücklicher geworden sind; so können sie es doch nie lassen, immer an ihren ursprünglichen Einrichtungen zu hängen. Worauf kann sich diese halbstarrige Neigung fürs Alterthum wohl gründen? Bloß auf die Gewohnheit, die niemals vermindert; und dann auf die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Verfassung. Wir empfinden die traurigen Folgen der Laster unsrer Zeit; aber wir wissen nichts von dem Elende, welches unsre Vorfäter in den vorigen Jahrhunderten erfahren haben. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum die Menschen, die gemeinlich wenig mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden, und mißmüthig über die Fehler ihrer Zeitgenossen sind, die vergangene Zeit so sehr erheben, und immer das Alterthum erheben, und sich einen so hohen Begriff von der Klugheit und dem Glücke ihrer Voreltern machen. Sollte es denn wohl wirklich wahr seyn, daß unsre Voreltern klüger oder glücklicher gewesen wären als wir? Um dieses Problem aufzulösen, darf man nur die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen. Wir werden darin finden, daß in der Wiege der Nationen die Völker überall unwissender, abergläubischer, turbulenter, roher gewesen sind als ist. Sollen wir von ihrem Scharfsinne, von ihrem Vorhersehungsgeiste, von ihrer Billigkeitsliebe etwa nach den Einrichtungen, den Gewohnheiten und den

den Gesetzen urtheilen, welche diese so weisen Völker uns hinterlassen haben? Ach, leider! werden wir darin nichts als Unflugheit, als Dunkelheit, als ungerechte Gebräuche, als Vorurtheile ohne Zahl erblicken, unter deren drückenden Last wir noch heut seufzen. Mit einem Worte; in den Annalen aller Weltgegenden sehen wir nichts als eben so grausame als beschwerliche Kriege; wir finden ehrfüchtige und unvernünftige Fürsten ewig in Gefahr mit unruhigen und rebellischen Unterthanen. Wir lesen darin die Schandthaten der Fasnätker, die immer geschäftig sind, einander aufzureiben wegen Lehrläse, die sie niemals verstanden: wir sehen in der Staatswissenschaft nichts bestimmtes; die Rechte der Oberherren und der Völker waren einzig und allein durch Gewaltthätigkeit festgesetzt: kein einziges Land zeigt uns deutliche und präcise Grundgesetze, welche die Gewalt der Oberherrscher auf eine weise Art begrenzen oder die Fretheit der Unterthanen auf einen sichern Boden gründeten.

Die Menschen sind nicht ausgeartet; ihre Vernunft ist noch nicht gehörig entwickelt worden; ihre Natur ist nicht schlechter geworden; sie ist nur nicht genug cultivirt worden.

Wenn wir nur ein wenig über das Verhalten unsrer Vorfahren nachdenken; so werden wir finden, daß seitdem die Nationen sich aufgeklärt haben, und im Ganzen genommen sich in einer weit angenehmeren Lage befinden. Wenn mehr Ahris bei uns herrscht, wenn wir mehr eingebildevte Bedürfnisse, mehr Laster haben; so begehen wir doch auch weniger eigentliche Schandthaten. Unfre Verderbniß ist weit weniger schädlich als ihre Wildheit, ihre unaufhörlichen Empörungen, ihre unnützen und zwecklosen Unternehmungen.

Ungeachtet dieser Verborbenheit, von der wir ohne alle Widerrede vieles leiden, finden wir überall Beweise, daß von Tage zu Tage unsre Sitten sich verfeinern, der Verstand sich aufklärt, die Vernunft ihr Gebiet erweitert, und selbst die Großen gezwungen sind, die herrschende Meinung zu ehren, die sie oft noch zurück hält. Kurz, die Menschen sind geselliger geworden. Wir sind zwar weicher als unsre Vorfäter; aber wir sind auch empfindsamer und menschlicher, und weniger unbedachtsam, weniger fanatisch. Kann wohl der Luxus, so schädlich er auch ist, nur die Hälfte der Uebel bewirken, welche ehemals Unwissenheit, Härte und Wildheit bewirkt haben? Eine vernünftige Regierung und gute Gesetze würden weiche, furchtsame und durch den Luxus verborbene Geschöpfe leicht in Schranken halten können; aber nichts auf der Welt würde aufgebrachte Wilde bändigen können, die selbst durch die Furcht des Todes sich nicht zurückschrecken lassen.

Obgleich die Fürsten und die Völker die Thorheit, Krieg zu führen, noch nicht abgelegt haben; so findet man doch in den Kriegen selbst ist weit weniger Wildheit, als in den vorigen Zeiten. Das Interesse aller Völker hat sie nach und nach zur Menschlichkeit zurückgeführt. Bei den Wilden erblickt man am Krieger eine Grausamkeit, über die sich die Natur entsetzt: sein Herz weis nichts von Mitleiden, überläßt sich ganz seiner unbändigen Wuth; er begnügt sich nicht mit dem Siege; er martert, er bratet, er frist den Feind, der ihm in die Hände fällt. Bei den Griechen und Römern erkaufte der überwundene Feind sein Leben mit dem Verluste seiner Freiheit. Indem er Sklave ward, hörte er auf ein Mensch zu seyn in den Augen seines Ueberwinders der nun das Recht zu haben glaubte, ihn als ein unvernünftiges Thier zu behandeln, ihn zu verkaufen,

fen, oder gar ihn zu tödten. Bei den Neuern verhin-
dert das Geklirr der Waffen nicht mehr, die Stimme
der Natur, der Gerechtigkeit, des Mitleids zu hören.
Ihr eignes Interesse macht es allen Kriegern fühlbar,
daß ihre überwundnen Feinde Menschen sind, und daß
sie dieselben eben so behandeln müssen, als sie wünschten
von ihnen behandelt zu werden, wann sie unterlägen.
Auf die Art verbannt ein aufklärtes Interesse die rohe
Wildheit der Kriege, und macht es demjenigen, der
heut den Sieg davon trägt, begreiflich, daß das unbes-
tändige Glück ihn eben so gut Morgen der Gewalt sei-
ner Feinde, die er zu seinen Füßen sieht, überliefern
kann. Das Völkerrecht ist nichts als die Wirkung
der Verträge, deren Nothwendigkeit die Vernunft den
etwas vernünftiger gewordenen Völkern gezeigt hat.

Die Vertheidiger des Standes der Wildheit rüh-
men uns besonders die Freyheit, deren man dadurch
genießen könne, während der größte Theil der civilisirten
Nationen in Fesseln seufzt. Können aber wohl Wilde
einer wahren Freyheit genießen? Können wohl erfah-
rungs- und vernunftlose Geschöpfe, die keinen einzigen
Beweggrund kennen, ihre Leidenschaften zu mäßigen,
die keinen nützlichen Entzweck haben, können diese wohl
als wirklich freye Geschöpfe angesehen werden? Der
Wilde übt nur eine abscheuliche Ausgelassenheit aus, die
von eben so traurigen Folgen für ihn selbst als grausam
für die Unglücklichen ist, die in seine Gewalt fallen.
Die Freyheit in den Händen eines Geschöpfs ohne Cul-
tur und ohne Tugend, ist ein Scheermesser in den Hän-
den eines Kindes.

Je mehr sich die Nationen von dem wilden Leben
oder von dem, was man ihren Stand der Natur
nennt, entfernen werden, desto mehr werden sie die Rech-

te der Vernunft und den Werth der wahren Freiheit kennen lernen, und je mehr sie sich fürchten werden dieselben zu missbrauchen, desto mehr werden sie sie unterscheiden von Empörung, von Anarchie, von ausgelassener Frechheit. Die vernünftigen Begriffe von der Sittenlehre und der Staatswissenschaft sind nichts weniger als unter dem Volke verbreitet; man findet sie nur bey einer kleinen Anzahl von Menschen, deren Verstand zum Nachdenken gewöhnt und durch die Vernunft mehr oder weniger von den barbarischen Vorurtheilen, die noch unter den Völkern herrschen, gereinigt ist.

Die ächte Philosophie muß zu ihrem ersten Grundsätze machen die Menschenliebe, den Wunsch sie glücklich zu sehen, die Leidenschaft für den Ruhm, der daraus entspringt, daß man etwas zu ihrer Belehrung und zu ihrer Glückseligkeit beigetragen hat. Nicht also so Misanthropie, sondern Philanthropie muß jeden Menschen beseelen, der sich für den Freund der Weisheit ausgibt. Um die Menschen zu kennen, muß man sie oft sehen und viel mit ihnen umgehen; um sich für ihre Leiden zu interessiren, muß man ein gefühlvolles Herz haben; um sie aufzuklären, muß man sich ihnen nähern, nicht sie fliehen.

Die völlige Civilisirung der Völker und ihrer Herrscher, die wünschenswürdige Reform der Regierungsverfassungen, der Sitten, der Mißbräuche, kann nur das Werk von Jahrhunderten, die Wirkung des unablässigen Strebens des menschlichen Geistes und der wiederholten Erfahrungen der Gesellschaft seyn. Wenn die Menschen gehörig nachdenken, werden sie die Ursachen ihrer Leiden entdecken und die gehörigen Mittel dagegen anwenden. Die Uebel des menschlichen Geschlechts machen nur diejenigen nutzlos, welche die wahren Ursachen

chen davon nicht kennen, und nichts von den sehr merklichen Fortschritten wissen, die verschiedene Nationen zu ihrem Glücke gemacht haben.

Wir wollen uns also hüten, auf die Eingebungen des Aberglaubens zu hören, der uns ermahnt, die Welt zu fliehen und einsam für uns allein zu leben wie jene unnützen Anachoreten, die er uns zum Muster empfiehlt. Wir wollen uns nicht verführen lassen von einer wilden und rohen Philosophie, die uns mit den angenehmsten Farben einen Stand der Natur, der der Natur ganz entgegen ist, ein wildes Leben, das eben so traurig als der Tod ist, zu schildern suchen. Wir wollen lieber geduldig die Mängel ertragen, die wir in der noch nicht zu ihrer Vollkommenheit gediehenen Gesellschaft antreffen. Wir müssen denken, daß die Vernunft der Völker nur das Werk der Zeit seyn kann. Bis dahin laßet uns unsre Pflichten als Bürger erfüllen; laßet uns uns bestreben, unsern Mitmenschen nützlich zu seyn, ihnen zu dienen, sie zu trösten, sie aufzumuntern: laßet uns ihnen eine aufrichtige Zuneigung, eine zärtliche Nachsicht, eine mitleidende Freundschaft beweisen; statt sie zu erniedrigen, statt sie anzutreiben in Gemeinschaft mit den Thieren zu leben, statt ihnen ihre Uebel als unabänderlich darzustellen: laßet uns ihnen lieber sagen, sie sollen Alles von den Fortschritten ihrer Vernunft hoffen, sie sollen dieselbe unablässig cultiviren, sie sollen aus der lethargischen Betäubung, in der man sie zurück zu halten sucht, sich heraus heben.

Die wahre Weisheit besteht darin, das man wenig von den Menschen verlangt und ihnen so viel Gutes erzeugt, als man in seinen Kräften hat: dies ist die wahre Sittenlehre, dies die große Kunst in Gesellschaft zu leben. Der Misanthrop, der sich unaufhörlich über

das menschliche Geschlecht entrüstet, ist sich selbst eben so zur Last als unnütz für seine Nebenmenschen. Den Antheil, den wir an dem Schicksale andrer Menschen nehmen, vermehrt unser eignes Wohlfeyn, indem wir unsre Empfindsamkeit üben, und erlaubt uns zugleich Anspruch auf ihre Erkenntlichkeit zu machen. Nachsicht ist eine Pflicht für jeden, der mit Menschen umgeht. Sie befinden sich dem größten Theile nach in einem Stande der Kindheit, der ihnen gewisse Rechte auf das Mitleid derer gibt, deren Vernunft schon mehr kultivirt worden ist. Da alle menschliche Einrichtungen gemeiniglich das Werk der Unvorsichtigkeit und des Irrthums sind; so machen sie die Neigung zum Bösen so angenehm und so leicht, und den Weg zur Tugend so mühsam und versteckt, daß man sich wirklich wundern muß, wenn man noch Tugenden auf der Erde findet.

Sich über die Uebel, die mit dem geselligen Leben verknüpft sind, beklagen oder erzürnen, heißt sich gegen die Nothwendigkeit der Dinge auflehnen. Die Verdorbenheit der Völker ist die nothwendige Wirkung der mächtigen Ursachen, die sich vereinigen, um sie zu verblenden, und in einer ewigen Kindheit zu erhalten. Darüber erstaunen, daß man so viele Laster die Gesellschaft übersehrennen sieht, und sich dadurch wohl gar in seiner Ruhe gestört alauben, heißt sich wundern, daß man in einer stark besuchten Straße mit weniger Gemächlichkeit geht, als wenn man auf dem Felde spaziert. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, desto mehr Gährungen entstehen aus den einander widersprechenden und vielfackten Leidenschaften. Wenn die großen Städte die verderbtesten sind; so sind sie hingegen auch wieder diejenigen, wo man am meisten Talente, Hülfquellen und Tugenden findet. Je zusammengefügter eine Maschine ist, desto leichter können ihre Bewegungen in
Uns

Unordnung gebracht werden. Das vervielfältigte Reiben macht ihren Mechanismus mühsamer, als bey einer ganz einfachen Maschine. Man mag auch noch so gesetzt seyn; so ist es doch immer schwer, nicht mit hingerissen oder gestoßen zu werden, wenn man sich unter den großen Haufen nicht.

Wenn man den Declamationen einiger gallüchtigen Gräbler gegen das menschliche Geschlecht trauen wollte; so würde man in Versuchung gerathen, zu glauben, die Menschen seyn Ungeheuer und der Welt könne sich unmöglich enthalten, sie zu verabscheuen und zu fliehen. Wären sie aber wirklich so böshaft, als man uns überreden will; so würde keine einzige Gesellschaft bestehen können: ein jeder Mensch würde ein Feind für seine Nebenmenschen werden: das Zutrauen und die Liebe würden von der Erde verbannt werden. Wenn wir aber nach Absonderung der üblen laune die Dinge auf ihren wahren Werth zurückbringen wollten; so werden wir finden, daß die Menschen ein Gemisch von Lasten und von Tugenden sind, jedoch so, daß gewöhnlich das Gute das Uebergewicht über das Böse hat. Es würde thöricht seyn, von Geschöpfen unsrer Art Vollkommenheit verlangen zu wollen. Wir nennen diejenigen gut, an denen wir mehr Gutes als Böses finden; böse hingegen diejenigen, wo die schädlichen Leidenschaften die Oberhand haben. Ein Mensch, dessen ganzes Leben nichts als ein Gewebe von Bosheiten und Verbrechen wäre, würde ein weit auffallenderes Phänomen seyn, als ein Mensch ohne alle Fehler. Bey den aller schlechtesten Menschen finden wir doch immer noch einige gute Eigenschaften. Ihre Verdorbenheit mag noch so groß seyn; so stimmt doch ihr Interesse sehr oft mit dem Interesse der sie umgebenden Personen zusammen. Selbst in dem ganzen Laufe des Lebens des verderbtesten Men-

schen werden wir vielleicht eine größere Anzahl guter als schlechter Handlungen finden. Gibt es wohl ein schädlicheres Geschöpf als einen Eroberer, als einen Ehrsuchtigen, die ohne Anstand ganze Nationen ihren gereizten Leidenschaften aufopfern würden. Indessen sehen wir doch bisweilen in einem Menschen dieser Art einen zärtlichen Vater, einen aufrichtigen Freund, einen großmüthigen Feind, eine edle und große Seele, geselliae Tugenden, lebenswürdige Eigenschaften. Die Räuber und Mörder, diese Pest der Gesellschaft, sind gemeinlich gerecht unter einander und ihrer Zusage getreu. Kein einziger Mensch kann geneigt seyn, sich bey allen Gelegenheiten ohne Ausnahme verabscheuungswürdig zu machen. Bey den allerstrafbarsten Neigungen ist er gezwungen, zu fühlen, daß sein eigenes Interesse jeden Augenblick es erfordert, sich denen, mit welchen er in gewissen Verhältnissen steht, angenehm zu machen. Bloß den Hösslingen, die ihn umgeben, zu gefallen, willigt der Tyrann ein, sein Volk auszuziehen, er ist oft ungerecht, um wohlthätig, großmüthig, freigebig zu seyn.

Der widersprechenden Leidenschaften der Menschen ungeachtet bestehen die Gesellschaften, und verschaffen ihren Gliedern Annehmlichkeiten, Vergnügen und Unterstüzung. Den unangenehmen Leidenschaften sind nützliche Leidenschaften entgegengesetzt, welche die Dinge in einer Art von Gleichgewicht halten. Die Ursach des Elendes der Nationen ist mehr den Leidenschaften, der Unvorsichtigkeit, den Thorheiten einer kleinen Anzahl verderbter Menschen als dem größern Theile der Bürger bezumessen. Es bedarf zuweilen nur eines einzigen Menschen, um ganze Völker ins Elend und in Thränenbäche zu stürzen, oder um die Herzen einer unermesslichen Menge zu verderben. Die Tyrannen sind es eigent-

gentlich, welche die Nationen verderben. Ein berühmter neuerer Schriftsteller sagt daher mit Recht: **Der Mensch ist nicht böse geboren.** „Woher kommt es dann aber, daß so viele von dieser Pest der Bosheit angesteckt sind? Daher, weil diejenigen, welche an ihrer Spitze stehen, die Krankheit, sobald sie von derselben befallen werden, den übrigen Menschen mittheilen Der erste ehrsüchtige Mensch hat die Erde verderben.“ *)

Der redliche Mann entsage also nicht der Gesellschaft, er bedenke, daß die Menschen gemeiniglich mehr schwach als böse, mehr unwissend als verderbt, mehr mitleidswerth als hassenswürdig sind. Wir irren uns sehr oft in den Urtheilen, die wir über sie fällen, weil wir sie bloß nach einzelnen Handlungen beurtheilen und sie darnach für gut oder böse erklären. Sobald man uns sagt, daß ein Mensch eine schlechte Handlung begangen habe, hat er bei uns verloren, und wir glauben so leicht, daß sein Betragen nie gut seyn kann. Eben so geht es, wenn wir einer tugendhaften Handlung wegen für Jemanden eingenommen werden. Lasset uns die Menschen so zu reden theilweise beurtheilen. Lasset uns sie loben, wann sie Gutes thun, und tadeln, wann sie Böses thun, lasset uns nur uns an den hängen, den wir mehr Gutes als Böses thun sehen. Kein Mensch ist immer gut; kein Mensch ist immer böse. Das Verhalten der Menschen ist deswegen ungleich, weil ihre Umstände und ihre Interesse nicht immer gleich sind. Sie suchen alle ohne Wankelmuth das Glück oder doch das Bild desselben; nur in Ansehung der Gegenstände, worin sie es setzen, und der Mittel es zu erreichen sind sie unbeständig. Immer den blinden

P 5

lei

*) E. Dictionnaire philosophique p. 265.

Leidenschaften folgen, das charakterisirt den bösen Menschen; Deister der Vernunft als den Leidenschaften folgen, charakterisirt den guten Menschen. Bald der einen, bald den andern folgen, das ist das Bild des gewöhnlichen Menschen.

Es würde also ungerecht oder zu streng seyn, die Wesen, mit denen wir leben, nach den vorübergehenden Aeußerungen und den augenblicklichen Aufwallungen, die durch die Leidenschaften verursacht werden, zu beurtheilen und zu verdammen; wir müssen sie vielmehr bloß nach der Masse ihrer Handlungen beurtheilen. Lasset uns ihnen die Fehler, die wir an ihnen bemerken, in Rücksicht auf die guten Eigenschaften, die sie uns zeigen, verzeihen. Lasset uns gegen sie die Nachsicht haben, deren wir selbst bedürfen; lasset uns bedenken, daß sie selbst durch ihre Schwachheiten leiden, und daß sie gemeinlich nur aus Mangel an Ueberlegung Böses thun. Lasset uns also die Menschen beklagen, welche ihre fehlerhaften Einrichtungen, ihre Vorurtheile, ihre vernachlässigte Erziehung weit mehr als ihre Natur so unvernünftig machen. Lasset uns selbst den Boshaften beklagen, den eine unglückliche Organisation oder falsche Begriffe von Glück zum Feinde des menschlichen Geschlechts und seiner selbst gemacht haben. Lasset uns ihn fliehen wie jene giftigen Thiere, deren Natur es mit sich bringt, zu schaden, und bei allen denen, welche ihnen zu nahe kommen, Abscheu zu erwecken.

Die Nachsicht muß eine nothwendige Folge unseres Nachdenkens über die Natur des Menschen und über die Ursachen, die ihn modificiren, seyn. Wenn wir die Gründe unsrer Entrüstung und unsrer üblen Laune über unsre Nebenmenschen kaltblütig untersuchen; so würden wir fast immer finden, daß wir sie nur

dar,

darum verachteten oder haßten, weil sie unglücklich sind, das heißt, wenn wir sie beklagen sollten. Der Mensch sucht das Gute in allen seinen Handlungen; wenn er Böses thut; so betrügt er sich, er untergräbt seine eigene Glückseligkeit.

Unser Jahrhundert ist gewöhnlich der Gegenstand unsrer Klagen, weil wir die Unbequemlichkeiten davon fühlen. Um uns mit demselben wieder auszuöhnen, dürfen wir nur die verflossenen Jahrhunderte in Gedanken durchwandern. Die Fehler der Personen, die uns nahe sind, scheinen uns am beschwerlichsten zu seyn; aber glauben wir wohl, daß diejenigen, mit denen wir keinen Umgang haben, vollkommener oder vernünftiger seyn? Es ist mit den Menschen wie mit allen auf das schönste und beste gearbeiteten Gegenständen; wenn man sie zu sehr in der Nähe betrachtet, entdeckt man Mängel ohne Zahl an ihnen. Die Haut des schönsten Mädchens wird häßlich, wenn man sie durchs Microscop betrachtet. Die Glieder einer einzigen Familie stimmen gewöhnlich nicht sonderlich mit einander, weil der tägliche Umgang sie der Unbequemlichkeit aussetzt, von ihren gegenseitigen Fehlern zu leiden. Eine billige Nachsicht ist das beste Mittel, um die üble Laune und die Ungeduld, welche das Leben so unnöthigerweise verbittern, aus dem Wege zu räumen. Ein Mensch ohne Nachsicht ist nicht zur Gesellschaft gemacht, es ist ein unglückliches Geschöpf, das sich selbst und Andern zur Last ist.

Mit den Nationen hat es eben die Beschaffenheit, wie mit den Individuen: mit den politischen Gesellschaften wie mit den Privatgesellschaften; sie haben ihre Vortheile und ihre Unbequemlichkeiten, welche der Bürger dulden muß. Die besten sind diejenigen, wo
des

des Guten mehr ist als des Bösen. Wenn die Gewalt der Gesellschaft über ihre Glieder auf nichts als auf die Vortheile, die sie ihnen verschafft, gegründet ist; so verkehrt sie alle ihre Rechte über sie, sobald sie ihnen gar keinen Vortheil gewährt; alsdann erst entfernt sich der Weise. Als Solon Athen verließ, über das sich Pisistratus zum Tyrannen aufgeworfen hatte; rief er aus: „O mein Vaterland! Solon wollte dir gern mit Rath und That bestehen; allein man hält mich für einen Thoren; ich bin also gezwungen dich zu verlassen, ob ich gleich alle meine Mitbürger, den Pisistratus ausgenommen, liebe.“ *)

Wir werden in der Folge zeigen, daß selbst mitten im Schooße der verderbtesten Gesellschaften es des Menschen höchstes Interesse erfordert, die Tugend zu üben; daß die häuslichen Tugenden besonders alsdann geschickt sind, den Weisen über das öffentliche Elend zu trösten; daß ein Jeder, wenn er über diejenigen, die ihn umgeben, Glück zu verbreiten sucht, in dem Schooße einer ehrlichen Familie und in dem Herzen seiner tugendhaften Freunde immer noch genug finden kann, das ihn wegen der harten Schläge des Schicksals, wegen der Strenge der Tyrannen, wegen der Wirkung der allgemeinen Seuche, der er immer wird entgegen können, schadlos zu halten im Stande ist. Ja noch mehr, der redliche Mann hat überall eine nöthwendige Ubergewalt, selbst über die verderbtesten Menschen. Die Tugend zwingt selbst diejenigen, die nicht den Muth haben, sie auszuüben, wenigstens ihr Ehrfurcht zu bezeugen.

*) S. Diog. Laert. im Leben Solons.

Ende des ersten Theils.

Verbesserungen,

- Seite 80. in der Note, statt hiri, lies hieri.
— 164. 3. 10. st. Mann, l. Man.
— — 3. 15. st. Cie, l. Die.
— 172. 3. 2. st. Bdürfniß, l. Bedürfniß.
— 197. 3. 28. st. Wohthaten, l. Wohlthaten.
— 208. 3. 20. st. allercivilisiresten, l. allercivili-
sirtesten.

Verzeichniß

1. Theil	1. Theil	1. Theil	1. Theil	1. Theil
2. Theil	2. Theil	2. Theil	2. Theil	2. Theil
3. Theil	3. Theil	3. Theil	3. Theil	3. Theil
4. Theil	4. Theil	4. Theil	4. Theil	4. Theil
5. Theil	5. Theil	5. Theil	5. Theil	5. Theil
6. Theil	6. Theil	6. Theil	6. Theil	6. Theil
7. Theil	7. Theil	7. Theil	7. Theil	7. Theil
8. Theil	8. Theil	8. Theil	8. Theil	8. Theil
9. Theil	9. Theil	9. Theil	9. Theil	9. Theil
10. Theil	10. Theil	10. Theil	10. Theil	10. Theil

Aug IV B 24/5

ULB Halle

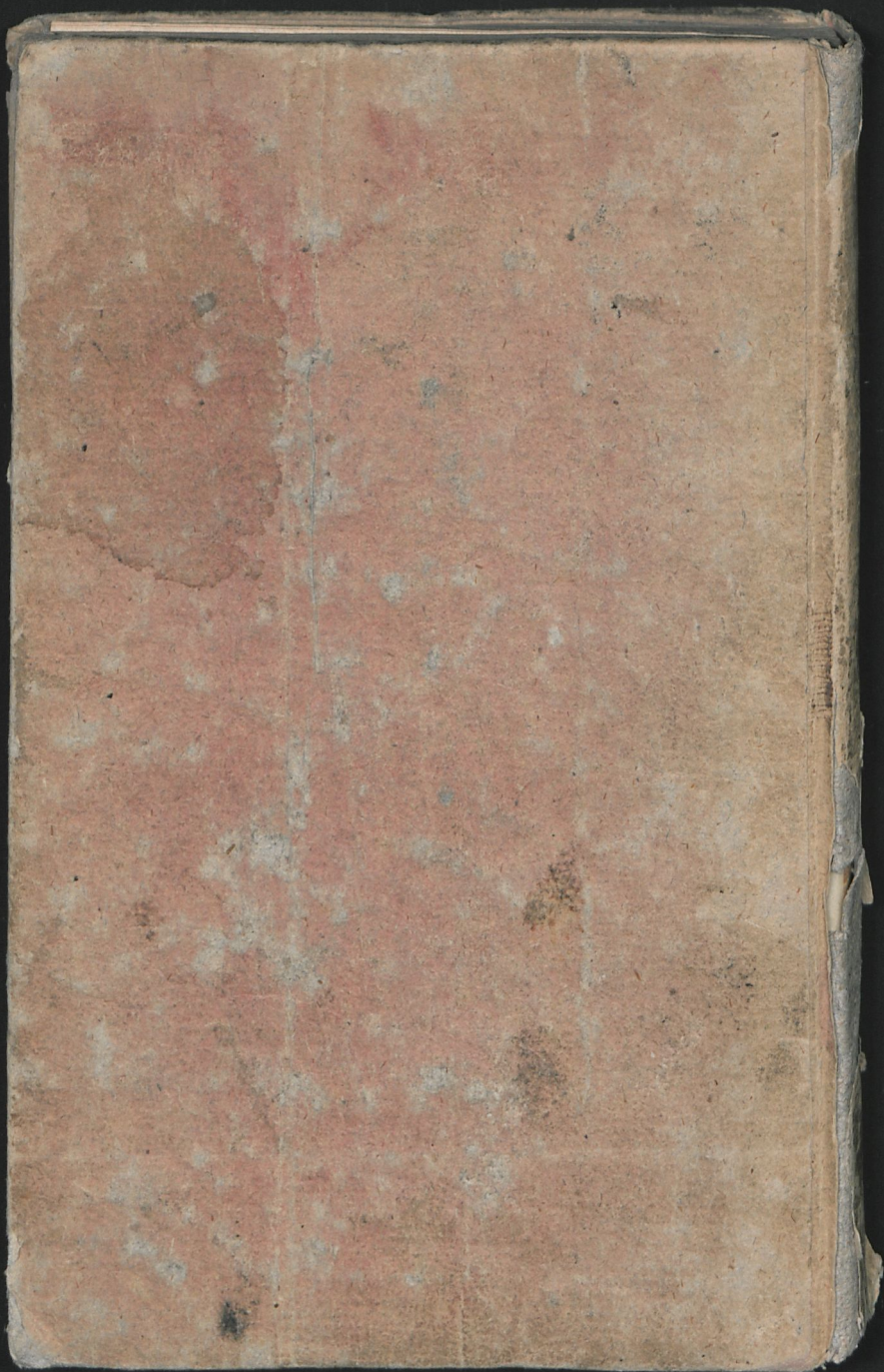
002 183 706



3

no 18

Z





S y s t e m
der bürgerlichen Gesellschaft:
oder
natürliche Grundsätze
der
Sittenlehre und Staatskunst.
N e b s t
einer Untersuchung
über den Einfluß der Regierung
auf die Sitten.

Discenda virtus est; ars est bonum fieri; erras si
existimas vitia nobiscum nasci; supervenerunt,
ingesta sunt. SENECA EPIST. 124. + 94.

Aus dem Französischen übersezt.

Erster Theil.

Breslau,
ben Johann Ernst Meher. 1788.